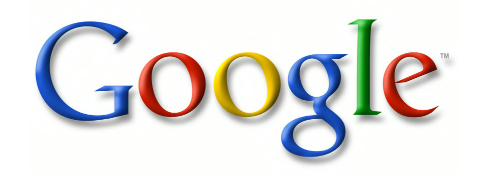
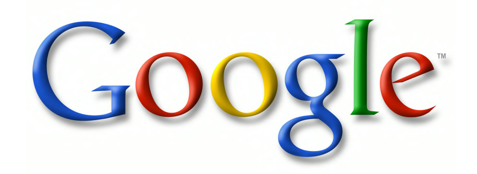
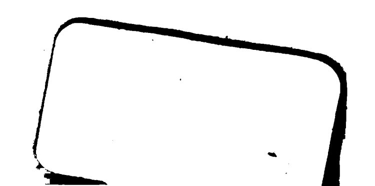



Google


SIGILLUM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV·ANG·
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS




Der grosse Krieg
von
189?
Berlin
Verlag von Karl Siegismund

Der große Krieg von 189—



Um Mitternacht vor dem Schlosse zu Berlin.

Der große Krieg von 189_

Ein Zukunftsbild.

Von

Kontre-Admiral P. Colomb, Oberst J. F. Maurice,
Hauptmann F. N. Maude, Archibald Forbes, Charles Lowe, D. Christie
Murray und F. Skudamore.

Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen

von

Dr. Emil Alb. Witte.

Mit einer Vorrede von Generallieutenant z. D. H. v. Below.

Zweite Auflage.



Berlin.
Verlag von Karl Siegismund.
1894.

Inhalt.

Vorwort.

Seebad Heringsdorf, den 15. August 1893.

An Zukunfts-Schlachtenbildern hat es in der deutschen Presse bisher nicht gefehlt; sie bezweckten sämtlich, die künftigen Schlachten und Gefechte vom militärischen Standpunkt aus, je nach der Phantasie der Verfasser, in Brillantfeuer-Beleuchtung sich abspielen zu lassen.

Das nachstehende Werk „Der große Krieg von 189?“ hat sich höhere Zwecke gestellt. Es behandelt das Feld der großen Politik in Europa, für welche die Thaten der Armeen und Flotten nur die einzelnen Staffeln zur Erreichung des Friedenszieles abgeben. Dennoch werden auch in ihm Schlachten und Gefechte mit großer Genauigkeit geschildert. Ihre Wahrscheinlichkeit zu prüfen, muß Sache der militärischen Kritik bleiben. —

Als das Werk zuerst in den Spalten der Zeitschrift **„Black and White“** veröffentlicht und in vielen Hunderttausenden von Exemplaren in England gelesen wurde, erregte es dort in allen Kreisen berechtigtes Aufsehen. Die in und außerhalb von England sehr bekannten Namen der Verfasser, wie Kontre-Admiral Colomb, Oberst Maurice, drei Mitglieder der Times-Redaktion, darunter der rühmlichst bekannte Kriegs-Korrespondent Archibald Forbes, mußten natürlich die Frage nach dem eigentlichen Zweck dieser Phantasie-Studie hervorrufen.

Unsere Leser aber werden aus der hier vorliegenden deutschen Übersetzung bald ersehen, daß die Herren Verfasser denjenigen im langsamen Wachsen begriffenen Kreisen des englischen Volkes angehören, in welchen noch die Erinnerungen an die stolzen Zeiten der Pitts und Palmerstons leben und welche die Hoffnung auf deren Wiederkehr noch nicht aufgegeben haben. Um letztere neu zu beleben, führen sie in ihrem „Zukunftskriege" ihren Landsleuten vor Augen, welche gewaltige und entscheidende Rolle England spielen kann, wenn seine Politik von weitsichtigen und kräftigen Staatsmännern geleitet wird. Daß in einem aus solchen Männern gebildeten Kabinet für den „Grand old man", welcher die Geschicke Englands gegenwärtig leitet, kein Platz mehr sein kann, ist selbstverständlich. An seine Stelle lassen die Verfasser Lord Salisbury treten.

Wir wollen versuchen, in den nachfolgenden Zeilen einen kurzen Auszug aus der politischen Generalstabsreise der Herren Verfasser zu geben:

Während in Serbien und Bulgarien russische Agenten an der Arbeit sind, gegen die bulgarische Regierung zu hetzen und Aufstandsversuche vorzubereiten, erfolgt plötzlich den **3. April** ein Attentat auf den Fürsten von Bulgarien, welches in Serbien alle politischen Leidenschaften entfesselt.

Den **6. April** geht in Sofia die Nachricht von der Bewegung serbischer Truppen gegen die bulgarische Grenze hin ein und veranlaßt den Befehl zum schleunigen Vormarsch der bulgarischen Korps an die serbische Grenze.

Letztere ist durch einzelne serbische Truppenteile überschritten worden; kleine Gefechte haben stattgefunden.

Den **10. April** Schlacht bei Dragoman, in welcher die Serben gänzlich geschlagen werden.

An Serbiens anderer Grenze aber steht ein österreichisch-ungarisches Korps zum Einmarsch in Serbien bereit; es besetzt Belgrad gerade am Schlachttage von Dragoman.

Den **16. April** macht in Konstantinopel die Pforte die Entdeckung, daß alle nach Odessa und Batum führenden Kabel zerschnitten sind.

Den **18. April** telegraphiert die bulgarische Regierung an die Pforte, die Russen rüsteten in Odessa eine Flottenexpedition aus; sie beabsichtigten, in Bulgarien einzufallen.

Den **19. April** teilt die bulgarische Regierung der Pforte mit, daß Varna von 50—70000 Russen besetzt worden ist.

Gleichzeitig wird diese Meldung durch eine Mitteilung des russischen Botschafters bei der Pforte bestätigt: Rußland müsse, infolge der österreichischen Besetzung von Belgrad, nunmehr ebenfalls Burgas und Varna besetzen, um eine materielle Gewähr für die Erhaltung des Friedens zu besitzen.

Den **21. April** trifft in Berlin die Nachricht von der Übergabe eines russischen Ultimatums in Wien, sowie von dem bereits erfolgten Eindringen russischer Kosaken-Regimenter in Galizien, also von dem Ausbruch eines österreichisch-russischen Krieges ein.

Um Mitternacht gehen von Berlin aus die Befehle zur Mobilmachung von sieben Korps ab; bald darauf wird auch die Mobilmachung des Garde-Korps befohlen.

Den **26. April** Abreise des deutschen Kaisers zur Armee nach Thorn.

Den **29. April** teilt der Generalstabs-Chef der österreichisch-ungarischen Armee dem Armee-Kommando in Thorn folgende Armee-Einteilung mit: eine Armee in Ostgalizien, eine zweite für Mittelgalizien bei Przemysl; eine dritte für Westgalizien bei Lemberg. Rußland habe sechs Korps gegen Lemberg, vier Korps bei Warschau gegen die deutsche Grenze zusammen gezogen und überall die telegraphischen Verbindungen abgeschnitten.

Den **30. April** erfolgt bei Alexandrovo ein Zusammenstoß zweier preußischer Erkundungs-Schwadronen mit Regimentern der russischen Don-Kosaken.

Den **30. April** erregt die Depesche von dem ersten preußisch-russischen Zusammenstoß in Paris einen Sturm der Begeisterung. Am Abend teilt der französische Minister des Äußern der vor seinem Fenster harrenden Volksmenge mit, daß Frankreich nunmehr von Deutschland die Zurückgabe von Elsaß-Lothringen fordere.

Den **1. Mai** teilt der deutsche Kaiser in Thorn den Eingang der französischen Kriegserklärung und die infolgedessen befohlene Mobilmachung der gesamten deutschen bewaffneten Macht mit. Da von Kiel aus schon eine deutsche Flotte zur Unterstützung der von Königsberg ausgehenden Landoperationen in See gegangen ist, wird sie nunmehr schleunigst nach der Jahdemündung zurückbefohlen.

Den **3. Mai.** Die gegenseitige Truppen-Aufstellung an der französischen Grenze ist, wie folgt, geplant:

Seitens Frankreichs: Erste Armee von sieben Korps gegen die belgische Grenze; zweite Armee von zwei Korps zur Deckung des Maasufers gegen Nordosten; dritte Armee von drei Korps an dem nördlichen und vierte Armee von drei Korps an dem südlichen Teil der Ostgrenze.

Seitens Deutschlands: Erste Armee von sechs Korps durch Belgien operierend; zweite Armee von drei Korps in der Richtung zwischen Montmedy und Sedan; dritte Armee von drei Korps zwischen Luneville und St. Dié.

Den **3. Mai.** In London teilt der erste Lord des Schatzamts, Mr. Balfour, dem Parlament mit, daß schon vor einem Jahre der Regierung die vertrauliche Mitteilung aus Berlin und Brüssel zugegangen sei, daß Belgien für den Fall eines französisch-deutschen Krieges den deutschen Truppen das Recht eingeräumt habe, sein Gebiet zu betreten und seine Eisenbahnen zu benutzen; daß England infolgedessen das Recht verlangt und erhalten habe, eintretendenfalls Antwerpen bis zum Friedensschlusse zu besetzen und daß in einigen

Tagen 15 000 Mann britischer Truppen dorthin abgehen würden. Mit stürmischen „Cheers“ wird diese Mitteilung vom Parlament begrüßt.

Wir überlassen es den Lesern, den Ereignissen des sich zu Lande im Osten, wie im Westen Europas und in Asien abspielenden und von verschiedenen Seeschlachten begleiteten Krieges zu folgen; an dieser Stelle können wir nur das Resultat des großen Weltkampfes angeben: Das mit Frankreich zerfallene und überall unterlegene Rußland hat den Löwenanteil der Kriegszeche zu tragen. Die Grenzen Deutschlands und Frankreichs bleiben unverändert. England erreicht verschiedene, seinen Welthandel und seine Macht in Asien und Australien stärkende Zugeständnisse von Rußland und Frankreich.

Der Schluß des Werkes, aus welchem deutlich sein im Eingange dieses Vorwortes bezeichneter Zweck hervorgeht, lautet:

„In England haben die Erfolge der britischen Waffen die vielen „bedenklichen Punkte, die sich in seiner militärischen Organisation „herausstellten, völlig verdeckt. Die Armee wird wahrscheinlich wieder „in einen Zustand der Versumpfung verfallen, in dem sie glänzende „Paraden als ihre höchste Aufgabe betrachten wird, ungeachtet der „heftigen Proteste, die Lord Wolseley am Schluß des Krieges an „die Regierung richtete, und in welchen er vor den Folgen eines „solchen Gehenlassens warnte. Flotte und Armee sind nicht un„wesentlich reduziert worden. Diese Schritte haben den Dreibund „abgehalten, einen Bund mit England zur Aufrechterhaltung des „Friedens in Asien und Europa einzugehen, an dem ihnen auf Grund „ihrer Erfahrungen aus dem großen Krieg anfänglich sehr gelegen „war. Wie weit die Zukunft unsere Unterlassungssünde, den Welt„frieden zu sichern, rechtfertigen wird, werden kommende Generationen „zu beurteilen haben. Einstweilen ist England wieder als Sieger „aus dem Kriege hervorgegangen — Dank den günstigen Umständen, „unter denen es sich darin einließ, Dank ferner seinen Bundesgenossen

„und Dank endlich auch der Verstärkung seiner Flotten, zu der es „sich erst kürzlich, zur Erkenntnis der vielen Gefahren gelangt, von „denen das Reich umgeben ist, entschlossen hatte.“

Den Dank, den das deutsche Leserpublikum dem Herrn Übersetzer, welcher ihm das interessante Werk allgemein zugänglich gemacht hat, schuldet, erlauben wir uns hiermit auszusprechen.

von **Below**,
General-Lieutenant z. D.

Attentat auf den Fürsten Ferdinand von Bulgarien.

(Telegramm unseres Spezial-Korrespondenten, Mr. Francis Scudamore.)

Konstantinopel, Sonntag Mittag, 3. April (via Varna).

Spät gestern Abend verbreitete sich hier das Gerücht, daß in dem etwa 40 Meilen südlich von Sofia gelegenen Minenstädtchen Samakoff ein Attentat gegen den Fürsten Ferdinand von Bulgarien verübt worden sei. Wenn man dem Gerücht Glauben schenken darf, so trug sich der Mordanfall gestern zu, als der Fürst von einem Jagdausflug in das Balabanka-Gebirge nach Samakoff zurückkehrte. Eine Anzahl bewaffneter Männer sei, so heißt es, mit Messern und Pistolen auf den Fürsten eingedrungen, und habe seinen Wagen zum Stehen gebracht. Es wäre dann zu einem Handgemenge gekommen, wobei das Gefolge Seiner Hoheit das Leben des Fürsten zu retten und die Angreifer in die Flucht zu schlagen vermocht hätte. Es seien auch einige der Übelthäter gefangen genommen worden. Leider habe der Fürst jedoch mehrere schwere Wunden davongetragen, so daß er in das Haus eines in Samakoff ansässigen amerikanischen Missionärs hätte getragen werden müssen. Der Zustand des Fürsten sei bedenklich, und seine Umgebung hege ernste Besorgnisse, besonders da in Samakoff keine guten Ärzte zu haben seien, solche vielmehr erst telegraphisch von Sofia und Philippopel herbeibestellt werden müßten.

Seit dem Bekanntwerden dieser Nachricht herrscht in Konstantinopel die größte Aufregung, und nicht mit Unrecht fürchtet man in diplomatischen Kreisen, daß das verabscheuungswürdige Attentat die schlimmsten Folgen nach sich ziehen werde.

Redaktionelle Bemerkungen.

Die Tragweite der Folgen des Attentats in Samakoff, welches nach dem Telegramm unseres Korrespondenten nur das Vorspiel zu

ernsten Verwickelungen im Osten zu sein scheint, läßt sich einstweilen noch nicht übersehen. Es wäre natürlich verfrüht, wollten wir behaupten, daß der Mordversuch auf den Fürsten von Bulgarien die ganze europäische Politik beeinflussen würde, immerhin können wir jedoch annehmen, daß der Friede Europas bedroht ist. Seit geraumer Zeit schon haben wir uns mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß der nächste große Krieg, vor welchem die Welt seit Jahren in Angst schwebt, und welcher, nach allgemeinem Dafürhalten, die Karte Europas völlig verändern wird, an den Ufern der Donau, und nicht am Rhein zum Ausbruch gelangen wird. Der Zwischenfall von Samakoff scheint ganz dazu angethan, das Eintreten der Katastrophe zu beschleunigen. Die Lage trägt ein drohendes Aussehen, und es wäre zu wünschen, daß die Mächte ihr Äußerstes aufböten, um unserem sterbenden Jahrhundert das Schauspiel der entfesselten Kriegsfurie zu ersparen. Wahr ist es ja, daß wir seit dem Flickwerk des Berliner Vertrages Frieden gehabt haben, aber einen Frieden, welcher beständigen Gefahren ausgesetzt war und den Staatsmännern ernste Kopfschmerzen bereitete. Das von Waffen starrende Europa besteht nur noch aus den Lagern kriegsbereiter Armeen, und immer noch rüsten sich die Völker, als ob der Krieg vor der Thüre stände. Das Attentat von Samakoff kommt zu einer üblen Zeit.

Auf Grund langer und sorgfältiger Beobachtungen der politischen Wetterfahne sind wir — wir wiederholen es — zu der Überzeugung gelangt, daß die Kriegsfackel zuerst an der Donau, und nicht am Rhein, in Brand geraten wird. Welcher unbefangene Zuschauer vermöchte sich noch der Erkenntnis zu verschließen, daß wir uns dem allgemeinen Völkerkrieg mehr und mehr nähern? Kein einziger Tag vergeht, ohne uns neue Gefahren für die Erhaltung des europäischen Friedens zu bringen. Allwöchentlich rauben Telegramme über geheime Truppenanhäufungen, welche an dieser oder jener Grenze stattfinden sollen, oder über aufrührerische Erhebungen geknechteter und ausgebeuteter Völker den jüdischen Spekulanten an den Börsen der Christenheit den Schlaf, und — schlimmer noch — ihre Dividenden. Bald ist es der Schwarze-Meer-Vertrag, dessen Bestimmungen über die Dardanellen einen Konflikt heraufbeschwören, bald wieder der Vertrag von Berlin, gegen welchen sich das Schwert des Zaren nun schon zum sechsten oder siebenten Mal richtet. Dann wieder

erwachen die Rumänen zu der Erkenntnis, daß die Russen sie auf drei Seiten mit eisernen Armeen umfangen, und endlich veröffentlichen die Zeitungen spaltenlange „Enthüllungen“ über jene begehrlichen, je nach dem Parteistandpunkt „Nationalitätenfrage“ oder „verbrecherischer Landhunger“ genannten Gelüste, welche sich von heute auf morgen aus Worten in die Wirklichkeit übertragen lassen können — wie in Athen und Sofia, so in St. Petersburg und Belgrad, in Wien und Paris, ja selbst in Rom.

Was will es sagen, selbst wenn alle Monarchen und ihre Kanzler in Thron- und sonstigen Reden der Welt die Versicherung geben, daß der Friede Europas nie gesicherter gewesen sei, als gerade jetzt? Welchen Wert besitzen diese Beteuerungen, so lange noch der Dorn Elsaß-Lothringen in dem Fleische der unversöhnlichen, revanchelüsternen Franzosen sitzt, so lange Italien noch den Ruf einzelner Landesteile unter fremder Herrschaft nach Vereinigung mit dem Mutterlande hört, so lange Dänemark noch einen tiefen Groll gegen seinen mächtigen Nachbar hegt, und selbst die friedfertigen Schweden, in denen der Geist Gustav Adolphs noch nicht erstorben ist, ihre früheren Unterthanen, die Finnen, von der russischen Zwangsherrschaft zu befreien wünschen? Welchen Wert besitzen diese Versicherungen — wir fragen es noch einmal — so lange Spanien nur auf die Gelegenheit wartet, sich wieder in den Besitz von Gibraltar zu setzen, und die Portugiesen keinen Augenblick zaudern würden, ihrem britischen Nebenbuhler in Afrika in gegebenem Falle einen Fußtritt zu versetzen, so lange die von den Griechen angestachelten Kretenser fest entschlossen sind, das bittere Joch der Türken abzuschütteln, so lange die Serben noch alte Scharten gegen ihre bulgarischen Besieger auszuwetzen und diese selbst geschworen haben, ihre Freiheit und Unabhängigkeit sowohl gegen den Sultan, wie den Zaren zu verteidigen, so lange Österreich fortfährt, verlangende Blicke nach Salonichi zu werfen und so lange, vor allen Dingen, der nordische Koloß bei der Seele seines ermordeten Vaters geschworen hat, die Absicht seines verewigten Vorgängers auf dem Thron auszuführen, und sich einen entsprechenden Ersatz an Macht, Einfluß und Land auf der Balkanhalbinsel für die Schätze von Blut und Gold zu sichern, welche Rußland bei der „Befreiung“ der Bulgaren geopfert hat? Kann sich wohl, wer all' diese schlummernden Leidenschaften,

all' diese offenen und versteckten Gegensätze, all' diese Revanchegelüste sorgfältig abwägt, in dem falschen Glauben an die Fortdauer eines Friedens wiegen, welcher früher oder später ein jähes Ende nehmen muß?

Es wird dem Dreibund ebenso wenig gelingen, die Ausführung jener finsteren Pläne zu verhindern, wie drei ineinander verschlungene Gebirgseichen den Absturz einer Reihe verschiedener Lawinen aufhalten können, welche in ihrem alles vernichtenden Lauf Eichen, Tannen, und was sich ihnen sonst in den Weg stellt, mit fortreißen. Aber ist denn die von uns so sehr befürchtete Lawine nun endlich doch in Bewegung geraten? So sehr wir das Gegenteil wünschen, können wir dennoch nicht in Abrede stellen, daß die Wolken im Osten ein außerordentlich häßliches und beunruhigendes Aussehen angenommen haben. Wir sehen dem Eintreffen weiterer Telegramme deshalb mit der größten Besorgnis entgegen. Der Dreibund ist kein Damm, welcher die vordringenden Kriegsfluten abhalten kann, eher eine vorgeschobene Festung, und der Gefahr ausgesetzt, in den Strudel der rauschenden, wirbelnden Wasser der europäischen Zwietracht gezogen und untergraben zu werden. Haben auch die Dreibundmächte, wenn wir uns des Gleichnisses bedienen dürfen, ihre Feuerwehren einander zur Verfügung gestellt, falls ihren Häusern eine Feuersgefahr von außen drohen sollte, so liegt es doch nicht in ihrer Macht, den Ausbruch eines Brandes unter den leichtsinnig gebauten, und mit Stroh und Schindeln gedeckten Häusern ihrer Nachbarn zu verhüten. Und welche Thatsache ist wohl besser erwiesen als die, daß sich Diebe und Anarchisten jedes Feuer zu Nutze machen, um sich sofort auf die Opfer und Zuschauer der Brandkatastrophe zu stürzen, sie auszuplündern und wilde Unordnung zu stiften?

Nehmen wir zum Beispiel nur an, daß der Zwischenfall in Samakoff Feindseligkeiten zwischen Rußland und Österreich, und zwar von russischer Seite ausgehend, nach sich ziehen sollte. In diesem Falle hätte Deutschland auf Grund des bekannten Vertrages mit Kaiser Franz Joseph sofort seine Armeen ins Feld marschieren zu lassen. Kann man wohl annehmen, daß Frankreich, angesichts einer solchen Lage, sich die heißersehnte, goldene Gelegenheit entgehen lassen werde, um sofort seine Truppen zu mobilisieren und an den

Rhein zu senden? Und steht es ferner nicht fest, daß dieser Schritt ein sofortiges Einschreiten Italiens zur Folge hätte, welches, treu seinem Vertrage mit Deutschland, keinen Augenblick zaudern würde, die Republik in der Flanke anzugreifen?

Hat es auch keinen Zweck, sich die Zukunft allzu schwarz auszumalen, so sollte man sich doch andererseits keinen Täuschungen hingeben. Es ist wohl bekannt, welche Gefühle die russischen „Befreier“ gegen die Bulgaren hegen und auch über die Rolle der angeblichen „Freunde“ des Sultans, welche sich, unbeschadet der bei jeder Gelegenheit von ihnen betonten Freundschaft wiederholt einzelne Teile seiner Besitzungen angeeignet haben, sind wir nicht im Unklaren. Noch haben die Rumänen nicht vergessen, welchen „Dank“ sie für ihre Dienste an der Schanze von Gravitza, wie überhaupt während des türkischen Krieges, geerntet haben, und ihrer Erbitterung läßt sich höchstens die Wut der Russen über die eigene Thorheit zur Seite stellen, mit welcher sie Rumänien zur Annahme der Dobrudscha im Austausch gegen Bessarabien zwangen, ohne zu bedenken, daß sie sich selbst dadurch des einzigen Fußhaltes, südlich von der Donau, und der strategischen Basis für ihre Operationen nach der Richtung des Goldenen Horns hin beraubten. Es ist nicht minder das Verlangen Rußlands, dieses unglückliche Geschäft rückgängig zu machen, als die unerträglichen Fesseln abzuschütteln, welche die Freiheit seiner Handlungen im Schwarzen Meer beschränken und seinen Kriegsschiffen den Ausgang daraus versperren. Rußland wartet nur auf den geeigneten Zeitpunkt, um diese beiden Aufgaben auszuführen, und setzt inzwischen auch in Zentral-Asien seine antienglische Politik fort, aller Hindernisse spottend, und immer mehr die Entfernung zwischen seinen eigenen und den Grenzen Indiens verringernd. Diese Politik verfolgt den Zweck, eine Verwendung der anglo-indischen Truppen in Europa zu verhindern, falls kriegerische Verwickelungen im Osten entstehen sollten. Und blicken nicht schon von dem „Dach der Welt“ Kosakenobersten auf die indischen Ebenen herab, überschwemmen nicht schon ihre Spione dieses neue Land der Verheißung?

Es mag ja wahr sein, daß Alexander III. einen heiligen Schrecken vor dem Kriege hat, und fest entschlossen ist, sein Volk nicht in einen solchen zu verwickeln. Wahr ist es ferner, daß, wie

der größte Stratege unserer Zeit, der verstorbene Graf Moltke sagte, die Periode der um dynastischer Interessen oder persönlicher Launen einzelner Herrscher wegen geführten Kriege vorüber ist, und Kriege zwischen Völkern und Nationen an ihre Stelle getreten sind.

Hierin liegt jedoch auch die größte Gefahr, da ein Monarch, wie wir an dem Vater des jetzigen Zaren gesehen haben, nicht immer dem Drängen des Volkes erfolgreich Widerstand entgegensetzen und sich wider seinen Willen in einen Krieg fortreißen lassen kann. Und ist es ferner denkbar, daß die französische Regierung Kraft genug besitzt, dem Sturm der Kammern ein entschiedenes Nein entgegenzusetzen, wenn diese darauf bestehen, die erste Gelegenheit zu benutzen — und welche wäre wohl besser, als ein allgemeiner europäischer Völkerkrieg — um die Engländer aus Ägypten zu vertreiben, und dadurch einen Wunsch zu verwirklichen, welcher jedem guten Franzosen ans Herz gewachsen ist? Den weitesten Spielraum haben jedoch die Leidenschaften und Launen der Völker auf der Balkanhalbinsel, wo es keine starken Herrscher oder Machtfaktoren giebt, welche kräftig genug wären, sie im Zaum zu halten. Wir sehen deshalb ängstlich der weiteren Entwickelung des Trauerspiels von Samakoff entgegen, welches in den Balkanländern bereits die wildeste Aufregung, und in ganz Europa tiefe, mehr und mehr zunehmende Unruhe hervorgerufen hat.

(Telegramm unseres Spezial-Korrespondenten Mr. Francis Scudamore.)

Philippopel, 4. April.

Ich datiere dieses Telegramm aus Philippopel, von wo es sofort nach meiner Ankunft befördert werden wird — schreibe es jedoch in dem Schlafwagen eines Sonderzuges, welcher sich auf der Fahrt nach Ichtiman, der letzten Bahnstation vor Samakoff, befindet, und die besten Ärzte der türkischen Hauptstadt, die Dr. Patterson, Dr. Stecoulis und Dr. Lelongt, zu einer Konsultation mit ihren, an dem Krankenlager des verwundeten Fürsten weilenden bulgarischen Kollegen führt.

Dank der Liebenswürdigkeit meiner Freunde auf der amerikanischen Gesandtschaft, welchen, wie nur natürlich, die genauesten

Mitteilungen zugegangen sind, bin ich in der Lage, Ihnen eine ausführlichere und zuverlässigere Schilderung des Trauerspiels, welches sich gestern in Samakoff abspielte und worüber erste Gerüchte wahrscheinlich schon Bestürzung in jeder europäischen Hauptstadt hervorgerufen haben, zu geben, als Sie bis jetzt erhalten haben dürften.

Wie ich bereits meldete, liegt Fürst Ferdinand gegenwärtig in dem Hause eines amerikanischen Missionärs krank darnieder. Zur Erklärung gestatte ich mir, an dieser Stelle zu bemerken, daß das in dem Herzen eines malerischen, von dem Kilo Dagh, dem Kadir Tere und dem Demir Kapu gebildeten Gebirgsdreiecks gelegene Samakoff vermöge seiner Eisenbergwerke eine der reichsten Städte des Fürstentums ist und innerhalb seiner Mauern jene berühmte amerikanische Missionsanstalt birgt, deren Leiter den unterdrückten Christen während der Gemetzel von 1876 und des Krieges von 1877 so hervorragende Dienste erwiesen, Dienste, welche nicht in Vergessenheit gerieten, als eine schönere Zeit für Bulgarien aufging und das Land ein Fürstentum wurde. Prinz Alexander führte den Brauch ein, und sein Nachfolger hält gewissenhaft daran fest, Samakoff ein- oder zweimal im Jahre zu besuchen, um die Missionsschule zu besichtigen und ihre Vorsteher zu den Leistungen der Zöglinge zu beglückwünschen.

Da der Schnee, welcher Samakoff volle vier Monate hindurch von der Außenwelt abschneidet, gerade geschmolzen ist, beschloß der seit einer Woche auf den Hügeln von Philippopel dem edlen Waidwerk nachgehende Fürst, den Missionären von Samakoff seinen ersten Besuch abzustatten. Zu seinem Unglück behielt er aber diese Absicht nicht für sich, sondern kündigte sie im Gespräch an.

Er verließ Philippopel am Freitag Abend und brachte die Nacht im Schlafwagen zu. Gestern Morgen in Ichtiman-i-Vakarel, der früheren Grenzstation zwischen Bulgarien und Ostrumelien, angekommen, bestieg er daselbst einen Wagen, um nach dem Städtchen in den Bergen zu fahren.

Seine Hoheit war bei diesen Besuchen in der Regel von dem einen oder andern Minister begleitet. Diesmal hatte er jedoch, wahrscheinlich infolge seines plötzlichen Entschlusses, nur einen Adjutanten bei sich, welcher auch an dem Jagdausflug teilgenommen hatte. Vor und hinter dem Wagen des Fürsten ritt eine Eskorte

von je sechs Gendarmen. Diese Vorsichtsmaßregel, zu welcher die Ratgeber des Fürsten ihn in letzter Zeit sehr wider seinen Willen gedrängt haben, erscheint wohl am Platze, angesichts der erneuten Thätigkeit der russischen Geheimagenten im Fürstentum und den Nachbarstaaten, in welchen seit einem Jahre eine lebhafte antibulgarische und antitürkische Propaganda im Gange ist, und angesichts ferner der nur allzubegründeten Befürchtungen, daß die Verschworenen, gestützt auf die ihnen von russischer Seite versprochene Straflosigkeit, früher oder später ein edleres Wild, als Herrn Stambuloff oder den ermordeten Dr. Vulkovitsch, aufs Korn nehmen dürften. Daß die Ratgeber Seiner Hoheit nur zu sehr recht hatten, beweist das gestrige Attentat.

Der Wagen des Fürsten traf ungefähr um Mittag in Samakoff ein, wo sich kurz zuvor eine beträchtliche Zahl Leute in der Hauptstraße angesammelt hatte, während kleinere Gruppen sich vor dem Eingang der Präfektur und dem in einer Seitenstraße gelegenen Hause der amerikanischen Missionsanstalt aufstellten und den bescheidenen Vorkehrungen für den Empfang des Fürsten zuschauten.

Nach einem kurzen Aufenthalt von wenigen Minuten vor der Präfektur, fuhr Seine Hoheit weiter durch die Stadt nach dem Missionsgebäude. In dem Augenblick, in welchem der Wagen in die engere Straße einbog, trat ein Mann in der Tracht eines Priesters der orthodoxen Kirche aus der Menge, in welcher noch einige Personen die gleiche Kleidung trugen, hervor, zog einen Revolver und legte, sorgfältig zielend, auf den Fürsten an. Und nun trat der Zufall ein, welchem Fürst Ferdinand aller Wahrscheinlichkeit nach sein Leben verdankt. Die erste Patrone entlud sich nicht. Der falsche Priester senkte seine Waffe ein wenig, zielte wiederum und drückte noch einmal ab. In demselben Augenblicke jedoch wurde ihm die Waffe aus der Hand geschlagen, die Kugel ging fehl und prallte von der Mauer eines benachbarten Hauses ab, während hundert dienstbereite Arme den sich mit Gewalt sträubenden Übelthäter ergriffen und festhielten. Der ganze Vorfall hatte nur einen Augenblick gedauert.

Eben schickte der Fürst sich an, den Wagen zu verlassen, um durch sein persönliches Einschreiten seinen Angreifer aus den Händen des wütenden Volkes zu retten, als plötzlich, schnell wie ein Gedanke,

ein zweiter Bösewicht aus der lärmenden Menge hervorsprang, sich auf den Fürsten stürzte und ihm eine große, breite cirkassische Khanga bis ans Heft in die Brust bohrte. Ehe noch die Zuschauer von ihrem Entsetzen über diesen neuen Mordversuch zu sich gekommen, war der Attentäter auf und davon und fast schon den Blicken der Anwesenden entschwunden.

Seine Hoheit, welche unter der Wucht des Angriffes zu Boden gesunken war, ohne jedoch das Bewußtsein zu verlieren, wurde sofort in das nur wenige Schritte entfernte Missionshaus getragen und bald hatten sich die in Samakoff ansässigen Ärzte an seinem Bett eingefunden, während weitere ärztliche Hilfe telegraphisch aus Sofia und Philippopel herbeigerufen wurde. Bei der ersten Untersuchung der Wunde stellte es sich heraus, daß das breite Messer zum Glück an einer Rippe ausgeglitten und um Haaresbreite an dem Herzen vorübergegangen war. Das Befinden des hohen Patienten verschlimmerte sich heute infolge der hartnäckigen Wiederkehr innerer Blutungen derart, daß die Ärzte die ernstesten Befürchtungen aussprachen und telegraphisch die bedeutendsten Mediziner Konstantinopels um ihr Erscheinen ersuchten.

Bei der Durchsuchung des angeblichen Priesters ergab es sich, daß er unter seiner geistlichen Amtstracht die gewöhnliche Kleidung der bulgarischen Hausierer trug. Seine lang herabfallenden Locken waren Teile einer Perücke und auch sein dichter ungekämmter Bart war falsch. Neben anderen Papieren, welche von großer Wichtigkeit sein sollen, über welche ich jedoch nichts Näheres weiß, fand man bei ihm einen erst im letzten Monat von dem russischen Konsulat in Odessa ausgestellten und das Visum der russischen Kanzlei in Sofia tragenden Paß, welcher auf den Namen Ivan Bendukdjieff lautet und, wie der Gefangene behauptet, einem fremden Mann gehört, welcher ihn aus Versehen vor einer Woche bei ihm vergaß. Die Behörden sind jedoch fest von der Identität des Burschen mit einem der Männer überzeugt, welche zusammen mit Schismanoff an der Ermordung des Dr. Vulkovitsch teilnahmen.

Wie ich bereits früher erwähnte, rief die Nachricht von dem feigen Attentat auf den Fürsten Ferdinand die lebhafteste Aufregung in Konstantinopel hervor. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sowohl

das Kaiserliche Palais wie die Hohe Pforte sich über das Vorkommnis ernste Gedanken machen und es ist bezeichnend für die Stimmung Seiner Majestät, daß der Großvezier heute (Sonntag) Morgen auf Grund der ihm zugegangenen Weisungen es ablehnte, die Botschafter Rußlands und Frankreichs zu empfangen. Dagegen hatte der britische Botschafter, Sir Clare Ford, heute Morgen eine lange Unterredung mit dem Sultan.

Philippopel, 4. April.

Als unser Zug hier einlief, erfuhr ich im Bahnhofsrestaurant, wo jedermann die Ereignisse der beiden letzten Tage besprach, daß auch der zweite Mörder gestern Nachmittag in Banja verhaftet worden sei. Seine Gefangennahme ist auf den Erlaß einer an alle Tschorbadschis oder Dorfältesten im Laude telegraphisch oder durch besondere Boten übermittelten Verfügung zurückzuführen: jeden Fremden innerhalb ihres Bezirks zu ergreifen und sofort über seine Verhaftung an die nächste Zentralbehörde zu berichten. Der Gefangene ist als ein gewisser Nikoli Naoum identifiziert worden, welcher, auch der Teilnahme an der Ermordung Herrn Beltcheffs verdächtig, in den letzten sechs Monaten als revolutionärer Emissär an der makedonischen Grenze sein Unwesen getrieben hat. In dem Besitze Naoums, welcher, nebenbei bemerkt, sich auch durch verwegene Brigantenstücklein eine zweifelhafte Berühmtheit erworben hat, fand sich wie bei seinem Mitschuldigen ein vorschriftsmäßig ausgestellter Paß. Man führte Naoum unter starker Bedeckung nach Samakoff zurück und stellte ihn Bendukdjieff gegenüber, welchen er in seiner Wut sofort beschuldigte, durch seine Stümperei den ganzen wohlangelegten Plan zum Scheitern gebracht zu haben. Was ihn selbst anbetraf, so machte er keinerlei Versuch, sich zu entlasten oder seinen Anteil an dem Trauerspiel in Abrede zu stellen. Zu diesem Verhalten bestimmte ihn unzweifelhaft das Bewußtsein, daß sein Leben bereits vieler anderen Verbrechen wegen verwirkt war, noch ehe er seine Hand gegen den Fürsten Ferdinand erhob. Infolge seines offenen Geständnisses war nur eine sehr kurze Untersuchung notwendig und heute Morgen baumelten die beiden Übelthäter an einem

Balken desselben Hauses, in welchem sie die Nacht auf Sonnabend in Samakoff zugebracht hatten.

Der Fürst befindet sich ziemlich wohl. Herr Stambuloff, welcher sofort nach Empfang der Unglücksbotschaft an das Krankenlager seines Herrn geeilt war, blieb nur eine Stunde in Samakoff und konferierte während dieser Zeit, ungeachtet des Einspruches der Ärzte, mit dem Fürsten. Er kehrte darauf unverzüglich nach Sofia zurück, wo spät am Sonnabend auf einem schnell einberufenen und von den meisten Ministern besuchten Rat seine Ernennung zum Regenten während der Dauer der Erkrankung des Fürsten erfolgte. Gestern früh erschien die amtliche Bekanntmachung, welche diesen Beschluß zur Kenntnis des Volkes brachte.

Sofia, 6. April.

Statt die Ärzte aus der türkischen Hauptstadt auf einer — für mich wenigstens — fruchtlosen Fahrt zu begleiten, verabschiedete ich mich von ihnen in Ichtiman, wo sie den Zug verließen, und setzte meine Reise nach Sofia fort. Wie zu erwarten, fand ich die Stadt in stürmischer Bewegung, und zwar nicht allein wegen des frevelhaften Anschlages auf den Fürsten.

Dem Anschein nach hat das Kabinett Nachrichten schwerwiegendster Bedeutung von der makedonischen Grenze empfangen. Die unermüdliche Minierarbeit russischer Agenten, welche während der letzten sechs Monate oder noch länger nicht allein in den Provinzen selbst, sondern auch in den griechischen und montenegrinischen Grenzbezirken einen Aufstand gegen die Bulgaren vorbereitet haben, trägt ihre Früchte. Schon sind in der Hauptstadt die ersten Berichte über Unruhen eingetroffen, welche offenbar durch Grenzverletzungen bei Petrovich und Melnik hervorgerufen wurden. Es wird nicht in Abrede gestellt, daß infolge dieser Meldungen gegenwärtig bedeutende Truppenverschiebungen stattfinden. Schon soll eine halbe Division nach Petrovich und eine gleiche Schar Soldaten nach Strumnitza abkommandiert sein. Den letzten hier im Umlauf befindlichen Gerüchten zufolge richtet sich die aufständische Bewegung in Makedonien ebenso sehr gegen die Türken wie gegen die Bulgaren, weshalb auch

die Türkei eine starke Streitmacht nach Salonichi entsandt haben soll. Sollte sich diese Nachricht als wahr herausstellen, so könnte man wirklich von einer Ironie des Schicksals sprechen, da es allbekannt ist, daß alle antibulgarischen Bestrebungen in Makedonien an dem Wali von Salonichi den thatkräftigsten Förderer fanden. Der unverhohlene Haß dieses Würdenträgers gegen das starke bulgarische Element in der Bevölkerung der seiner Obhut unterstellten Provinz hat schon häufig Anlaß zu einem diplomatischen Notenaustausch zwischen Sofia und Konstantinopel geboten, ohne daß die Pforte indes den wohlgemeinten Ratschlägen Gehör geschenkt hätte. Die Folgen ihrer Handlungsweise hat sie sich jetzt selbst zuzuschreiben.

Weiter meldet hier das Gerücht, daß angesichts gewisser Bewegungen der serbischen Truppen ein starkes bulgarisches Aufgebot schleunigst zur Verstärkung der Truppen in Radomir, Trn' und Zaribrod abgesandt ist.

Sofia, 8. April.

Die letzten Berichte über das Befinden des Fürsten Ferdinand lauten günstiger als sich erwarten ließ. Die gefährlichen Symptome haben nachgelassen und die inneren Blutungen aufgehört. Der Fürst schläft und nimmt Nahrung zu sich, auch sind Puls und Temperatur zufriedenstellend. Falls die Besserung anhält, kann Seine Hoheit möglicherweise schon in einer Woche von Samakoff nach der Residenzstadt übergeführt werden.

In Sofia hat inzwischen in den letzten Tagen ein Ereignis das andere gejagt, so daß die Leute fast auf jede Eventualität vorbereitet sind. Die Bewegungen der serbischen Truppen finden jetzt ganz offen statt und schon sind starke Abteilungen Militär in Nisch und Vranja wie an einzelnen Punkten der Bahnstrecke zwischen Nisch und Pirot aufmarschiert. Das Hauptquartier der serbischen Armee befindet sich in Knuzevatz. Nach Belgrader Meldungen sind große Massen Kriegs- und Belagerungsmaterial unterwegs nach dem Widdin gegenüberliegenden Grenzort Negotin; ferner verlautet aus der gleichen Quelle, daß in Nisch ein 18 Waggons starker Zug der Roten Kreuz-Gesellschaft mit allen für das Samariterwerk auf dem Schlachtfelde erforderlichen Vorkehrungen eingetroffen ist.

Über türkische Rüstungen wird aus Konstantinopel gemeldet, daß die über die Lage in Makedonien beunruhigte Pforte nicht allein die letzte Klasse der Redifs*) einberufen, sondern außerdem noch die Bildung von fünf neuen Armeekorps beschlossen hat. Weitere Aushebungen finden statt, um für den Notfall über eine starke Reserve zu verfügen. In Smyrna, Skanderun und den Häfen der tripolitanischen Küste ist ein regelmäßiger Dienst zur Massenbeförderung von Redifs ins Leben gerufen worden und schon haben über 27000 Reservisten Smyrna passiert. Da viele Dampfer des österreichischen Lloyd für den Transport von Truppen nach Salonichi engagiert sind, hat das Seraskierat auch mit mehreren englischen Dampfergesellschaften Verhandlungen wegen der Übernahme weiterer Truppentransporte angeknüpft. Mehr als 50000 Mann sollen an der makedonischen Grenze in einem von Mitrovitza im Norden bis Raslok im Südosten reichenden Kreise Aufstellung nehmen. Ihre Hauptstationen werden Palanka mit Uskub und Djuma wie Neurokoy mit Strumdja als Basis sein. Bisher sind Nachrichten über neue Unruhen an der Grenze noch nicht eingetroffen.

Herr Stambuloff ist gestern Abend zu einer Besichtigung der Truppen an der Grenze abgereist. Kann ich natürlich auch keinerlei Informationen über ihre Zahl und Aufstellung geben, so möchte ich doch feststellen, daß Bulgarien wohlgerüstet ist, um jeden Angriff zurückzuschlagen. Auch darf ich wohl noch hinzufügen, daß die Armee des Fürsten über 400 Geschütze aller Kaliber besitzt. Der Bericht, daß die Ernennung Stambuloffs zum Regenten bei einem großen Teil des Volkes Unzufriedenheit erregt hat, entbehrt durchaus jeder Begründung.

Ein zuverlässiger Agent der Regierung hat sich von hier nach Berlin begeben, um, wie es heißt, mit den dortigen Finanziers wegen einer neuen bulgarischen Anleihe zu verhandeln.

Sofia, 10. April.

Wir haben jetzt Krieg und es finden Kämpfe statt, sogar während ich diese Worte schreibe. Heute Morgen wurden die ersten

*) Türkische Landwehr.

Schüsse zwischen serbischen und bulgarischen Patrouillen an der Grenze, nicht weit von Trn, gewechselt, ohne zum Glück Jemanden zu treffen. Eine Schar von etwa 300 Serben überschritt sodann die Grenze und rückte eine Meile weit vor, um einer Abteilung von 50 Bulgaren den Rückzug abzuschneiden, doch gelang es den Verfolgten zu entkommen. Später fand ein scharfes Gefecht in der Nachbarschaft von Vlassina statt, wobei die Bulgaren 17 Tote und 54 Verwundete verloren. Jetzt war das Signal zum Kampfe längs der ganzen Grenze gegeben. Schon vor Eintreffen der amtlichen Kriegserklärung, welche der Minister des Äußern erst heute Abend um 9 Uhr empfing, obwohl sie die Anzeige enthielt, daß die Feindseligkeiten heute Mittag um 12 Uhr beginnen würden, waren in den Cafés der Stadt Depeschen des Inhalts angeschlagen, daß im Trn-Bezirke Scharmützel in der Nachbarschaft von Planinitza, Beuskedol, Miloslawzi, Zelene und Gard stattgefunden hätten. Der serbische Gesandte, welcher im Laufe des Nachmittags seine Regierung zweimal telegraphisch um Instruktionen ersucht hatte, verlangte sofort nach Überreichung der Kriegserklärung einen Sonderzug und trat eine halbe Stunde später seine Reise nach der Grenze an.

In Gegenwart des Regenten und der Minister wurde heute Abend in der Kathedrale ein feierliches Te Deum gesungen. Die ganze Bevölkerung wogt in den Straßen auf und ab und Niemand denkt daran, sich zur Ruhe zu begeben. Die Begeisterung und Siegesgewißheit des Volkes kennen keine Grenzen. Jedermann freut sich, daß die quälende Ungewißheit der letzten Tage der Gewißheit Platz gemacht hat und daß das feige Attentat auf den Fürsten so schnell gerächt wird. Nebenbei bemerkt, bin ich zu der Mitteilung ermächtigt, daß auf Befehl der Ärzte jede Kunde von den aufregenden Ereignissen der letzten Zeit Seiner Hoheit strenge vorenthalten wird.

In jeder Stunde marschieren weitere Truppenverstärkungen aus Sofia und Philippopel an die Grenze.

In dem Augenblick, in welchem ich dieses Telegramm schließen will, trifft die Nachricht von einem wichtigen Treffen bei Dragoman ein, in welchem die Serben eine schwere Niederlage erlitten.

Sofia, 11. April.

Die Feindseligkeiten sind eingestellt. Die glänzende und blutige Schlacht bei Dragoman, welche ich bereits gestern kurz erwähnte, hat mit einem vollständigen Sieg der Bulgaren geendet, welche den Feind in seiner vorzüglichen Stellung auf den Höhen des Passes angriffen und zurückwarfen. Ein hartnäckiger Artilleriezweikampf zwischen den schweren serbischen Batterieen vor Negotin und der bulgarischen Garnison von Widdin sowie ein erfolgreicher Vorstoß bulgarischer Truppen, welche, aus den drei Brigaden von Sofia, von Trn und von Radomir bestehend, die Landstraße von Vranja bis an die Morava hinaufdrangen, ohne irgendwelchen Widerstand zu finden, sind alles, was noch von dem Feldzug zu berichten wäre, welcher ein unerwartetes Ende nahm. Als sich nämlich die Bulgaren heute Morgen zum Sturm auf das offenbar von einer starken serbischen Truppenmacht besetzte Kumareno anschickten, verließ ein Offizier, welcher sich durch ein an einen Stock gebundenes weißes Handtuch mit roter Einfassung als Parlamentär auswies, die serbischen Reihen und verlangte eine Unterredung. Im Verlauf derselben stellte es sich heraus, daß sich die Serben in einer schrecklichen Lage befanden und mit ihrem Witz zu Ende waren.

Wie der Offizier erzählte, hatte spät gestern Abend eine starke Abteilung österreichischer Truppen ohne jede vorherige Warnung die Save überschritten und war in Belgrad eingerückt. Das Ganze war so plötzlich geschehen, daß die Bevölkerung von der Gegenwart des fremden Militärs erst heute Morgen Kenntnis erhielt, als sie die Soldaten auf den freien Plätzen biwakieren und die Offiziere vor den Cafés in aller Gemütsruhe frühstücken sah. Eine zweite österreichische Abteilung war über die Donau gerückt und hatte Semendria besetzt und auch bei Orsova hatte eine dritte Abteilung das Gleiche gethan. Von der Hauptstadt abgeschnitten und über das Schicksal des Königs wie der Regierung im Dunkeln, blieb den serbischen Generälen kein anderer Weg offen, als eine Einstellung der Feindseligkeiten auf mindestens 48 Stunden zu verlangen. Dieser Waffenstillstand wurde ihnen bewilligt, wenn auch nur mit Widerstreben.

Österreich hat, so wird uns mitgeteilt, die Mächte von der Besetzung Semendrias und Belgrads „als einer Vorsichtsmaßregel angesichts des frivolen serbischen Angriffes auf Bulgarien“ verständigt.

Man glaubt hier, daß sich die bulgarische Regierung jetzt aller Besorgnisse nach dieser Richtung hin entschlagen kann. Dagegen treffen düstere Gerüchte aus der türkischen Hauptstadt ein, wo man aus Anlaß gewisser versteckter Drohungen Rußlands schwere Befürchtungen zu hegen scheint. Da Konstantinopel voraussichtlich für die nächste Zeit im Vordergrund der öffentlichen Aufmerksamkeit stehen wird, werde ich morgen dorthin zurückkehren.

Den ganzen Tag hindurch sind lange Züge mit bulgarischen und serbischen Verwundeten in Sofia eingefahren. Es verdient Erwähnung, daß ein stattlicher Prozentsatz der Leidenden aufgelegt und lustig ist und der erhaltenen Wunden spottet. Es sind dies meist Männer, welche von den kleinen Nickelkugeln des neuen Gewehres getroffen wurden, das in ziemlich gleichem Verhältnis auf beiden Seiten zur Verwendung gelangte.

Konstantinopel, 15. April.

Palais und Pforte haben offenbar allen Grund, düster in die Zukunft zu blicken. Durch seine verkehrte Politik, den Wünschen jeder Macht nachzugeben, welche ihm am hartnäckigsten und brutalsten zusetzt, einerlei ob er durch seine Nachgiebigkeit einen befreundeten Staat schädigt oder nicht, ist es dem Sultan glücklich gelungen, wie er jetzt zu spät einsieht, sich, für den Augenblick wenigstens, die Sympathieen aller seiner Freunde zu entfremden. Und in dieser verhängnisvollen Lage sieht sich der Sultan plötzlich sogar von denjenigen Mächten im Stich gelassen, deren Gunst zu Liebe er so viele Opfer gebracht hat. Der russische Botschafter ist jetzt zu sehr mit der vorwärtsdrängenden Politik seiner Regierung beschäftigt, als daß ihm noch daran liegen sollte, die Pforte mit Glaceehandschuhen anzufassen und sein Beispiel hat derart auf den französischen Botschafter, Herrn Cambon, eingewirkt, daß dieser aalglatte Diplomat, welcher die Kunst der zu nichts verbindenden höflichen Rede, die halb Schmeichelei, halb Drohung zu gleicher Zeit ist, in hohem

Grade sein eigen nennt, seit 14 Tagen jeden direkten Verkehr mit der türkischen Regierung eingestellt hat und nur noch durch die Botschaftskanzlei mit ihr verkehrt.

Obwohl Bulgarien allen Grund hat, der Türkei zu grollen, zeigt es sich doch in jeder Weise bereit, loyal gegen seinen Oberlehnsherren, den Sultan, zu handeln. Das amtliche Verhalten des Fürstentums ist in der That bewunderungswürdig. Als die Serben die Feindseligkeiten eröffneten, als sie Krieg erklärten und um Waffenstillstand baten — kurz, in jeder Phase des Streites, verständigte Herr Stambuloff den Sultan von dem, was vorging, und bat ihn um seinen Rat und Beistand.

Konstantinopel, 16. April.

Die Entdeckung, daß unsere telegraphische Verbindung gleichzeitig mit Odessa und Batum abgeschnitten ist, rief heute Morgen neue Unruhe hervor. Die sofort angestellten Erhebungen ergaben indes kein Resultat. Im späteren Verlauf des Tages lief aber ein Cunard-Dampfer in den Bosporus ein, dessen Kapitän die Nachricht überbrachte, daß der russische Hafenmeister in Odessa alle Schiffe in dem dortigen Hafen am Auslaufen verhinderte. Nur dem glücklichen Umstand, daß er bereits die Fahrt angetreten hatte, als ihn der Befehl des Hafenmeisters erreichte, verdankte es der Kapitän, daß sein Schiff als letztes Odessa hatte verlassen können. Er teilte ferner mit, daß mehrere russische Panzerschiffe und eine ganze Torpedoflotte in Odessa unter Dampf lägen, daß die Stadt von Soldaten schwärmte und die Zugänge zu den Werften mit einer ungeheuren Masse von Geschützen, Pferden, Munition und anderem Kriegsmaterial angefüllt seien.

Konstantinopel, 18. April.

Soeben meldet mir mein Korrespondent in Sofia telegraphisch, die bulgarische Regierung habe erfahren, daß die Russen in Odessa eine Flottenexpedition ausrüsteten und eine Besetzung bulgarischen Gebiets planten. Die fürstliche Regierung habe allen Grund zu

der Annahme, daß der russische Angriff gegen Varna gerichtet sei, und deshalb an den Sultan das Ersuchen gestellt, ihr durch Entsendung seiner Flotte in die Gewässer von Varna beizustehen. Der Sultan habe diese Zumutung bisher unbeantwortet gelassen. Soweit die Meldung meines Korrespondenten. Das Verhalten Seiner Majestät ist jedoch unschwer vorauszusehen, besonders wenn man weiß, daß die Türkei kein einziges seetüchtiges Kriegsschiff besitzt. Es giebt zwar, wie ich höre, in Konstantinopel einige Torpedoboote — Nota bene ohne Torpedos — und noch einige Monitors, welche bei dem letzten Krieg auf der Donau zur Verwendung kamen, und es wäre immerhin möglich, daß diese Schiffe, falls die Admiralität sie den Bulgaren zur Verfügung stellen sollte, noch für den Kundschafterdienst zu gebrauchen wären. Weitere Hilfe würde die Türkei aber ihrem Vasallenstaat nicht erweisen können.

Es herrscht hier eine wahre Panik, da man fürchtet, daß die russische Expedition sich nicht gegen Varna oder Burgas, sondern gegen die Kawaks richtet, und das Seraskierat ist in fieberhafter Thätigkeit, um einem etwaigen Handstreich der russischen Flotte mit allen verfügbaren Truppen entgegenzutreten.

Ungeachtet des kürzlichen starken Truppentransportes nach Salonichi befinden sich in der Hauptstadt und ihrer Umgebung noch immer an die 45 000 Mann, welche, mit Ausnahme der 15 000 Mann starken Garde des Sultans, längs der Kette der zwischen Rumeli Kawak und dem Goldenen Horn errichteten Forts aufgestellt sind. Der Telegraph ist eifrig an der Arbeit, um Truppen aus allen Teilen des Reiches herbeizurufen. Von der Adrianopeler Garnison sollen heute Abend 15 000 Mann hier eintreffen.

Der russische Botschafter ist dem Vernehmen nach krank. Er hat die Botschaft in der Grand Rue de Péra seit fast einer Woche nicht mehr verlassen und läßt niemanden vor sich. Selbst sein französischer Kollege fand gestern die Thür zu ihm verschlossen.

Konstantinopel, 19. April.

Eine russische Truppenmacht, verschiedentlich auf 50 000 bis 70 000 Mann geschätzt, hat heute Morgen Varna besetzt. Die Bulgaren setzten ihr zwar tapferen Widerstand entgegen, vermochten

jedoch, abgesehen davon, daß sie sich in der Minderheit befanden, gegen das schwere Geschütz der russischen Flotte nichts auszurichten und sahen sich nach etwa einstündigem Kampf gezwungen, ihre Stellung aufzugeben.

Unmittelbar nach Eintreffen dieser Nachricht überreichte der — merkwürdigerweise plötzlich wiedergenesene — russische Botschafter dem Minister des Äußern eine Note des Inhalts, daß die Regierung des Zaren in Anbetracht des außerordentlichen Vorgehens Österreichs es für notwendig erachtet habe, als materielle Gewähr für die Erhaltung des Friedens die Besetzung von Burgas und Varna vorzunehmen.

Russische Truppenbewegungen an der österreichischen Grenze.

Mobilmachung deutscher Armeekorps.

Szenen vor dem kaiserlichen Schloß in Berlin.

(Telegramm unseres Spezial-Korrespondenten, Mr. Charles Lowe.)

Berlin, 21. April, 8 Uhr 50 Min. abends.

Nie hat seit den verhängnisvollen Julitagen des Jahres 1870 eine Nachricht so viel Aufregung in Berlin hervorgerufen, wie die, daß Rußland auf seine Forderung, Österreich solle Belgrad ungesäumt räumen, eine ausweichende oder wie einige Telegramme melden, rundweg ablehnende Antwort empfangen, und schon damit begonnen habe, ungeheure Truppenmassen an seiner Südwestgrenze zusammenzuziehen. Die Lage trägt in der That ein sehr ernstes und beunruhigendes Aussehen. Aus allen Bezirken der Hauptstadt strömen die Massen der Bevölkerung nach den „Linden“, wo ein Heer von Extrablattverkäufern die neuesten Nachrichten ausruft, und auch in der Wilhelm-Straße wogt eine vieltausendköpfige Menge auf und ab, ungeduldig einer Erklärung des Auswärtigen Amtes entgegensehend. Das ganze öffentliche Interesse dreht sich um die eine Frage: Wird Deutschland Frieden oder Krieg haben?

Es kommt bei der Entscheidung über diese Frage bekanntlich ausschließlich auf die Haltung Rußlands an. Man gebe sich über die Bedingungen des vor einigen Jahren veröffentlichten österreichisch-deutschen Vertrages von 1879 keinen Mißverständnissen hin. Nach dem Vertrag entsteht der casus foederis für Deutschland durchaus nicht in dem Falle eines jeden Krieges zwischen Rußland und Österreich, sondern nur dann, wenn Österreich der angegriffene Teil ist. Sobald Rußland jedoch nur einen Finger zum Angriff gegen die habsburgische Monarchie rührt, muß Deutschland sofort das Schwert aus der Scheide ziehen und seinem Bundesgenossen zu Hilfe eilen. Augenblicklich hat es nur zu sehr den Anschein, als ob Rußland ernstlich daran dächte, die Offensive zu ergreifen.

Es findet eine lebhafte telegraphische Korrespondenz zwischen Berlin und Wien statt, über deren Inhalt die Behörden jedoch tiefstes Stillschweigen bewahren. Sie bitten höchstens das Volk, dessen Aufregung nur noch von seiner Ungewißheit über die kommenden Dinge übertroffen wird, ruhig zu bleiben und das Beste zu hoffen.

9 Uhr abends.

Ich bin soeben vom Schloß zurückgekehrt, wohin die Menge in der Hoffnung geströmt war, dort die Auskunft zu erhalten, welche ihr das Auswärtige Amt bisher verweigert hat. Sie mußte sich jedoch wiederum mit der kurzen Mitteilung begnügen, daß der Kaiser sich mit seinem Kanzler, dem General von Caprivi, und dem Chef des Generalstabs, dem Grafen von Schlieffen, zu einem Rate eingeschlossen habe. Es fiel auf, daß beide Würdenträger, als sie von ihrer Unterredung mit Seiner Majestät zurückkamen und in schnellem Trab davonfuhren, sehr ernst und nachdenklich aussahen und wenig acht auf die Hochrufe gaben, welche das Volk auf sie ausbrachte. Auch dieser Umstand trug dazu bei, die Besorgnisse der Menge zu erhöhen, deren Furcht noch weiter stieg, als sich das Gerücht, für dessen Wahrheit ich mich übrigens verbürgen kann, mit Blitzesschnelle verbreitete, der Kaiser habe den König von Sachsen und den Prinzen Albrecht von Preußen, Prinz-Regenten von Braunschweig, beide in ihrer Eigenschaft als Feldmarschälle, sowie den Kommandeur des neunten Armeekorps in Schleswig-Holstein, den Grafen Waldersee, telegraphisch zu sich berufen. Es ist bekannt, daß der Kaiser dem

letzterwähnten ausgezeichneten Offizier bei dem Scheiden von seinem Posten als Chef des Generalstabs öffentlich das Kommando einer Armee für den Fall eines Krieges versprochen hat.

10 Uhr abends.

Nachdem ich mein letztes Telegramm nur mit äußerster Schwierigkeit aufgegeben, da ein ganzes Heer von Zeitungsberichterstattern die Ein- und Ausgänge des Haupttelegraphenamtes belagert, hatte ich das Glück, dem liebenswürdigen Sekretär des Auswärtigen Amtes, Baron von Marschall, zu begegnen und mit ihm eine kurze Unterredung über das allbeherrschende Thema des Augenblicks zu pflegen.

„Ja," äußerte er sich auf meine Frage, „es ist leider wahr, daß die Russen ihre Truppen an der österreichisch-deutschen Grenze zusammenziehen. Eine Sotnie rekognoszierender Kosaken ist auf österreichischem Gebiet sogar schon bis zu dem als Eisenbahnkreuzpunkt wichtigen Jaroslav in Galizien vorgedrungen. Diese Nachricht ist mir soeben von unserm Botschafter in Wien, dem Prinzen Reuß, mit dem Bemerken zugegangen, daß die Lage nicht schlimmer ausschauen könne." — „Aber," rief ich aus, „dann hat ja Rußland angegriffen und wir haben Krieg, nicht wahr?" Der Baron schüttelte nur in düsterer Vorahnung das Haupt und eilte mit den hastigen Worten, „kommen Sie morgen früh zu mir," davon, um den Grafen Szögyenyi auf der österreichischen Botschaft zu besuchen, die dem Generalstabsgebäude gegenüberliegt, an welche sich so viele Erinnerungen aus der Zeit des Anfanges des letzten großen Krieges knüpfen.

Auf meinem Rückwege nach dem Telegraphenamt, wo ich diese Zeilen schreibe, traf ich gerade vor dem Eingang zur russischen Botschaft den Grafen Schuwaloff, welcher mich in seiner freundlichen Weise zu sich winkte und mir erzählte, er habe soeben im Auftrage seines kaiserlichen Herrn dem Grafen Caprivi die Versicherung erteilt, daß all' die kriegerischen Vorbereitungen im westlichen Polen keinerlei Drohung für Deutschland bedeuten sollten, daß Rußland jedoch an sich selbst ein Verbrechen begehen würde, wollte es mit verschränkten Armen zusehen, wie die österreichische Regierung aus selbstsüchtigem Interesse das Machtverhältnis auf der Balkanhalbinsel gefährde. Rußland sei deshalb zur Aufrechterhaltung des Gleichgewichts im östlichen Europa gezwungen, dem auf Störung desselben

bedachten Gegner in einer andern Richtung so viel zu thun zu geben, daß er nicht an die Verwirklichung seiner ehrgeizigen Pläne im Orient gehen könne. „Es sind dies natürlich nicht genau dieselben Worte," fügte der Graf hinzu, „welche ich dem Kanzler gegenüber gebrauchte, doch geben sie den getreuen Sinn meiner Mitteilung wieder."

Mitternacht.

Berlin, dessen ganze mehr als ein und eine halbe Million starke Bevölkerung auf den Beinen zu sein scheint, bietet zu dieser späten Stunde ein Bild der wildesten Aufregung dar. Es heißt — und ein befreundeter Generalstabsoffizier bestätigte mir die Wahrheit des Gerüchtes — daß die verhängnisvolle Drahtbotschaft: „Krieg, mobil!" (wie im Jahre 1870) bereits an nicht weniger als an 7 von den 20 Armeekorps ergangen sei, welche zusammen das deutsche Reichsheer bilden, und zwar an das 1. oder ostpreußische, das 17. oder westpreußische, das 3. oder brandenburgische, das 4. oder (Provinz) sächsische, das 5. oder posensche, das 6. oder schlesische und das 12. oder (königlich) sächsische.

Die vor dem Schlosse befindliche aufgeregte Menge, deren Zahl mit jeder Minute noch mehr anschwillt, begrüßte die Nachricht mit langanhaltendem lautem Jubel und stimmte darauf, wie aus einem Munde, die „Weichsel-Wacht" an, einen erst in den letzten Tagen entstandenen Kriegsgesang, in welchem ein gewandter patriotischer Dichter den Hoffnungen und Befürchtungen des Volkes Ausdruck gegeben hat. Fast scheint es, als ob die „Weichsel-Wacht" dazu berufen sei, unter den Juwelen der deutschen Lyrik eine ebenso glänzende Stellung einzunehmen wie Max Schneckenburgers unsterbliche „Wacht am Rhein". Als das begeisterte Hochrufen, welches dem erhebenden Gesang folgte, ein wenig nachgelassen hatte, erschien der Kaiser auf dem Balkon des Schlosses und drückte durch wiederholte Verbeugungen seinen Dank für die aus dem Herzen seiner treuen Unterthanen kommende Huldigung aus. An seinem Arm hing die Kaiserin, welche wiederum den zu später Stunde aus seinem warmen Bett geholten Kronprinzen an der Hand hielt, durch dessen Gegenwart das ergreifende Tableau den krönenden Abschluß erhielt. Noch einmal drang ein vieltausendstimmiges „Hoch" und „Hurra" zum Balkon empor und das Drama eines in der Geschichte unvergeßlichen Tages hatte seinen Abschluß gefunden.

Unterredung zwischen General Caprivi und dem französischen Botschafter.

Disposition der deutschen Truppen.

(Telegramm unseres Spezial-Korrespondenten, Mr. Charles Lowe.)

Berlin, 23. April.

Die Aufregung der letzten Tage hat jetzt der ernsten festen Entschlossenheit Platz gemacht, welche ein Hauptmerkmal des deutschen Volkes ist. Obwohl man weiß, daß seit dem Erlaß des Befehls, sieben Armeekorps zu mobilisieren, verschiedene Unterredungen zwischen dem französischen Botschafter, Herrn Herbette, und dem General Caprivi stattgefunden haben, so läßt die Nation doch einstweilen von ihrem Argwohn hinsichtlich der möglichen, oder sagen wir besser, wahrscheinlichen Politik ihres westlichen Nachbarn nichts merken, sondern richtet ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Entwickelung der Ereignisse an der Ostgrenze.

Ich habe in gewisse amtliche Telegramme Einsicht nehmen dürfen, aus welchen unzweifelhaft hervorgeht, daß, mögen die Russen sich auch zum Schein gegen Krakau wenden, ihr eigentlicher Vormarsch doch gegen Lemberg gerichtet ist, von wo eine Bahn über die Karpathen nach Budapest führt. Hätten die Russen, so argumentiert man hier, es nur mit Österreich zu thun, so würden sie aller Wahrscheinlichkeit nach über Krakau vordringen, die Festung der alten polnischen Krönungsstadt umgehen, und dann den verhältnismäßig bequemsten Weg nach Wien einschlagen, den nämlich, welcher durch Österreichisch-Schlesien und die Lücke zwischen dem Böhmerwald und den Karpathen nach dem Donauthal führt. Da sie es jedoch mit Österreich **und** Deutschland zu thun haben, so scheinen sie sich, um nicht von einer deutschen Armee aus Schlesien in der rechten Flanke angegriffen zu werden, für die möglichst weit von Schlesien entfernte Route, nämlich für die über Lemberg und Stryj, entschieden zu haben.

Die Mobilmachung der von mir in einer früheren Depesche erwähnten sieben deutschen Armeekorps ist inzwischen in vollem Gange. Die Reserven folgen prompt dem Rufe zu der Fahne und da die

Eisenbahnen, auf denen der Verkehr für das Publikum eingestellt ist, Tag und Nacht arbeiten, so werden die Truppen bald in den ihnen angewiesenen Stellungen sein. Das zwölfte oder königlich-sächsische Korps wird wahrscheinlich nach Österreich marschieren, um — eine weise Maßregel — wie schon bei Königgrätz, so auch in dem neuen Kriege Schulter an Schulter mit den alten Bundesgenossen zu kämpfen. Auf Wunsch des Kaisers hat Feldmarschall Prinz Georg (Bruder des Königs von Sachsen) das Kommando der aus dem fünften und sechsten Armeekorps bestehenden schlesischen Armee übernommen. Die seinem Befehl unterstellten Truppen nehmen ihre Aufstellung zwischen Breslau, welches derzeit mit einem Gürtel von Forts aus Erdwerken mit Schumannschen Geschütztürmen befestigt wird, und Neiße, von wo der preußische Kronprinz im Jahre 1866 nach Böhmen abrückte. Eine zweite, die aus dem dritten und vierten Armeekorps bestehende Weichselarmee, Kommandeur der König von Sachsen, zieht sich um Thorn zusammen, während die aus dem ersten und siebzehnten, dem ost- und westpreußischen Armeekorps, zusammengesetzte dritte, die Ostseearmee, unter dem Befehl des Grafen Waldersee, ihre Stellung zwischen den Festungen Königsberg und Lötzen einnimmt. Ihre Aufgabe ist es offenbar, in die russischen Ostseeprovinzen einzufallen, um die feindlichen Truppen zu beschäftigen und sie von einer Vereinigung mit ihren weiter südlich stehenden Kameraden abzuhalten. Die deutsche erste und zweite, die schlesische und Weichselarmee, bilden, wie aus einem Blick auf die Karte hervorgeht, die Endpunkte der Basis eines Dreiecks, dessen Spitze Warschau ist. Sie würden nach dem glänzend bewährten Moltkeschen Prinzip „getrennt marschieren und vereint schlagen", sehr wohl im stande sein, sich rechtzeitig zu vereinigen und den Russen in der Nähe von Warschau eine entscheidende Schlacht zu liefern.

Um jedoch nicht eine allzusehr ins einzelne gehende Schilderung der Dispositionen des kommenden Feldzuges zu geben, will ich mich kurz auf die Andeutung beschränken, daß die Deutschen vorhaben, den kommandierenden General der russischen Truppen in Polen, General Gurko, ebenso sehr in Bewegung zu halten wie die Österreicher ihrerseits den Kommandeur von Kieff und Dirigenten der Bewegungen gegen Galizien, General Dragomiroff.

Aufbruch der Truppen nach dem Osten.
„Die Wacht an der Weichsel.“

Berlin, 24. April.

Wie ich höre ist demnächst auch die Mobilmachung des Gardekorps zu erwarten. Der gleiche Befehl würde natürlich auch sofort an alle übrigen deutschen Truppen ergehen, sollte Frankreich eine drohende Haltung einnehmen. Und daß die Republik Böses im Schilde führt, dafür mehren sich die Anzeichen von Tag zu Tag.

Die Beförderung der Ostarmeen an die Grenze geht inzwischen mit maschinenmäßiger Ordnung und Schnelligkeit vor sich. Die ganze Nacht und den ganzen Tag hindurch passierten lange schwerbeladene Züge mit den Truppen des vierten Armeekorps auf ihrer Fahrt nach Thorn die Reichshauptstadt. Patriotische Bürger haben auf dem Zentralbahnhof ungeheuere Quantitäten Bier und Eßwaren für die tapferen ins Feld rückenden Krieger aufgestapelt. Ungeheurer Jubel erhob sich heute Nachmittag, als der Zug mit den Bismarck-Kürassieren aus Halberstadt langsam in die Station einfuhr und einige Minuten hielt, um Wasser für die mächtigen Lokomotiven einzunehmen. Ein förmlicher Regen von Brötchen und Würstchen ergoß sich über diese Prachtvertreter der schweren deutschen Kavallerie und begeisterte Hoch- und Hurrarufe gaben ihnen das Geleit, als sich der Zug wieder in Bewegung setzte. Die Bismarck-Kürassiere stimmten zum Abschied in ihren Wagen die „Wacht an der Weichsel“ an, welche wie ein Wirbelwind die ganze Nation ergriffen und in jedem Herzen ein edles kriegerisches Feuer angefacht hat.

Bankett im Schloß.
Rede des Kaisers.

(Telegramm unseres Spezial-Korrespondenten, Mr. Charles Lowe).

Berlin, 25. April.

Der Kaiser gab heute Abend vor seiner Abreise nach Thorn, wo das Werk der Zusammenziehung der deutschen Truppen schnellen Fortschritt macht, ein großes militärisches Bankett in dem Weißen

Saal des Schlosses. Durch besondere Gunst hatte ich einen Sitz auf der Galerie erhalten, von welcher aus ich bereits so vielen Festlichkeiten beigewohnt habe. Als das Mahl bei dem dritten Gange angelangt war, erhob sich Seine Majestät, welche die Galauniform der Gardes du Corps trug, und hielt inmitten eines Stillschweigens, während dessen man ein Haar hätte zu Boden fallen hören, mit fester, lauter Stimme die folgende Ansprache an seine Gäste:

„Meine Herren! Gott hat gewollt, daß Deutschland zum Schutze seines Verbündeten sein Schwert ziehen soll und Gottes hohem heiligen Willen müssen wir gehorchen. Deutsche Treue war von jeher der Stolz unseres Volkes, und wir würden mit Recht verdienen, daß andere Völker unserer spotteten und deutsche Treue zu einem Schimpfwort würde, wollten wir unseren vertragsmäßigen Verpflichtungen jetzt nicht nachkommen. Eingedenk der letzten Worte, welche Mein erlauchter nun in Gott ruhender Herr Großvater an Mich richtete, daß Ich stets Rücksicht auf Rußland nehmen und die russische Freundschaft pflegen solle, blicke Ich nur mit schwerem Herzen in die Zukunft. Niemand soll indes der deutschen Regierung je Mangel an Treue oder der deutschen Armee Mangel an Mut vorwerfen können!

Meine Herren! Dieser Mut ist auf tausend glorreichen Schlachtfeldern, und niemals mehr als in jenen blutigen Kämpfen erprobt worden, welche aus uns ein großes einziges Volk schufen — ein Volk, dessen Sicherheit schwer gefährdet würde, sollte ein Unglück über unsere Verbündeten kommen, welches vielleicht die Auflösung der Doppelmonarchie zur Folge hätte. Meine Herren! Wir dürfen nicht zugeben, daß dieses Unglück eintritt, ja selbst die bloße Möglichkeit müssen wir mit Aufgebot aller unserer Kräfte zu verhindern suchen. Wir haben deshalb auf Grund des Vertrags einen Teil unserer Truppen Meinem erhabenen Freund und Bundesgenossen, Seiner Majestät, dem Kaiser Franz Joseph, zur Verfügung gestellt, um an der Seite seiner tapferen Armee zu kämpfen, und Ich gebe Mich der Hoffnung hin, daß diese Waffengefährtenschaft auch die segensreiche Folge haben wird, alle Erinnerungen an vergangene Konflikte zu vertilgen und in den Banden brüderlicher Liebe und Treue die beiden größten Stämme des mächtigen und unbesiegbaren deutschen Volkes wieder zu vereinen.

Meine Herren! Gott ist über uns, aber Ungewißheit, in gewissem Grade wenigstens, vor uns. Die Kriegswissenschaft hat in den letzten Jahren eine vollständige Umwälzung erfahren und wir haben es jetzt mit militärischen Problemen zu thun, an welchen sich unsere Vorgänger nie versuchten. Als oberster Kriegsherr unserer Armeen werde Ich eine Besichtigung der Truppen an der Ostgrenze vornehmen, und auch an ihrer Spitze bleiben, wenn nicht — was Gott verhüten möge — der Gang der Ereignisse Meine Gegenwart an einer anderen Stelle erheischen sollte (Sensation).

Meine Herren! Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß die Pflichten und Aufgaben eines Kommandeurs heute andere sind als zu Anfang dieses Jahrhunderts oder zur Zeit meines unbesiegbaren und unsterblichen Vorfahren, des großen Friedrich, welcher seine Truppen durch seine bloße Gegenwart begeisterte und persönlich in der Schlacht die oberste Leitung übernahm.

Durch die Natur und Bedingungen der modernen Kriegsführung verhindert, ein Taktiker wie Cäsar oder Friedrich der Große oder Napoleon zu sein, muß der Oberstkommandierende unserer Tage die strategischen Aufgaben übernehmen und es seinen Obersten und Hauptleuten überlassen, den Feind in der Schlacht zu schlagen. Und da sich eine moderne Schlacht über eine große Fläche erstrecken muß, so löst sie sich thatsächlich in hundert Einzeltreffen auf, in welchen selbst Kompagnieführer zu unabhängigen Kommandeuren werden. Sie sehen also, meine Herren, wie sich Ihnen die glorreiche Aussicht öffnet, Ihre Pflicht gegen das Vaterland zu erfüllen und sich mit einer Auszeichnung zu bedecken, welche vor Zeiten nur dem Generalissimus vorbehalten war. Wir wollen jedoch nicht vergessen, daß rauchloses Pulver, Magazingewehre von ungeheurer Tragkraft und andere Erfindungen die Bedingungen des Kampfes sehr verändert haben, seitdem Deutschland zum letzten Mal ins Feld zog. Ich zweifle nicht, daß Sie alle sich unserer hohen Traditionen wert erweisen und unsere tapferen Soldaten mit Gottes Hülfe aufs neue zeigen werden, aus welchem Stoffe sie bestehen.

Meine Herren! Ich rede in einem feierlichen Augenblick zu Ihnen und nicht in überströmendem Festesjubel, sondern unter dem Einfluß der ernsten Gedanken, welche uns bewegen, bitte Ich Sie, Ihre Gläser zu erheben, und auf das Wohl Meines erhabenen

Bundesgenossen zu leeren, Seine Majestät Franz Joseph, Kaiser von Österreich-Ungarn, lebe hoch! Hurra, hurra, hurra!"

Der Kaiser wird sich morgen an die Grenze begeben. Seine Majestät hat mir huldvollst die Erlaubnis erteilt, mich dem Stabe seines Hauptquartiers anzuschließen.

Abreise des Kaisers nach dem Osten.

Berlin, 26. April.

Die „Linden" haben lange nicht ein solches Schauspiel erlebt wie heute, als der Kaiser (welcher die Felduniform seiner schlesischen Leibgardekürassiere trug) vom Schloß nach dem Zentralbahnhof fuhr, um sich zu seinen Truppen nach Thorn zu begeben. Seine Majestät war von der Kaiserin begleitet, welche, wie auch ihr erhabener Gemahl, sehr ernst aussah. Das schöne sonnige Wetter, die balsamische Frühlingsluft hatten tausende und abertausende in die Straßen gelockt, um der Abfahrt des Kaisers zu seinem ersten Feldzug beizuwohnen. Unter den Linden herrschte ein solches Gedränge, daß die halbe Schwadron Gardes du Corps, welche die kaiserliche Viktoria-Equipage begleitete, sich nur mit Mühe Platz durch die immer aufs neue stürmische Hochs auf das Kaiserpaar ausbringende Menge bahnen konnte. Selbst die Dächer waren von den schaulustigen Berlinern besetzt.

Kurz vor dem Café Bauer kam die Equipage auf einen Augenblick zum Stehen, ein Umstand, welchen ein begeisterter Verehrer des Kaisers benutzte, um Seiner Majestät einen Lorbeerkranz zuzuwerfen. Schnell wie der Gedanke fing aber der Kaiser den Kranz mit der Spitze seines Degens auf und warf ihn seinem Bewunderer lächelnd mit den Worten zurück: „Warten Sie ein wenig, mein Freund, und lassen Sie uns den Lorbeer erst verdienen." Brausender Jubel der Augenzeugen folgte diesem reizenden Zwischenfall, welcher ein weiteres Beispiel für den Takt und die Bescheidenheit des Kaisers liefert.

Unter dem fast endlosen Hurrarufen der Menge, welche nicht müde wurde, ihre Hüte und Taschentücher zu schwenken, langten Ihre

kaiserlichen Majestäten auf dem Bahnhof an, wo sich bereits der Stab des Hauptquartiers, die Staats- und Haushaltsminister und andere hochgestellte Personen eingefunden hatten, um sich von dem Kaiser zu verabschieden. Nach einer Unterredung von einigen Minuten mit dem Grafen von Caprivi, welcher in der Hauptstadt zurückbleibt, um die Entwickelung der Dinge in Frankreich abzuwarten, wandte sich Seine Majestät an Seine Gemahlin, welche ihre Thränen nicht zurückhalten konnte, umarmte sie noch einmal mit Wärme und stieg dann in seinen Reisewagen. Noch ein Augenblick, und von einem dreimaligen kräftigen Hoch begleitet, fuhr der Zug davon, welcher den deutschen Kaiser dem Kampfe mit dem Zaren aller Reußen entgegenführte.

Mißhandlung eines Kriegsberichterstatters durch deutsche Husaren.

Das Biwak bei Thorn.

Charakteristische Bemerkung des Kaisers.

(Bericht unseres Spezial-Korrespondenten, Mr. Charles Lowe.)

Thorn, 27. April.

Daß ich heute Morgen wohlbehalten hier eingetroffen bin, verdanke ich in erster Reihe der Liebenswürdigkeit des Barons von Tauchnitz (eines Sohnes des großen Leipziger Verlegers), der mir freundlichst einen Platz, wenn auch nur einen Stehplatz, in dem Zuge anwies, welcher das unter seinem Kommando stehende Magdeburgische Artillerieregiment wie das Trainbataillon des vierten Armeekorps an die Grenze beförderte.

Als ich auf meinem Wege vom Bahnhof über die Brücke nach meinem Quartier im „Schwarzen Bären" ging, wurde meine Aufmerksamkeit plötzlich durch einen sonderbaren Vorgang im Wasser gefesselt. Eine Schar roter Ziethen- (Herzog von Connaught) Husaren tränkte ihre Pferde in der Weichsel, welche hier in breitem Lauf majestätisch dahinfließt, und amüsierte sich, während die durstigen Thiere in langen Zügen das köstliche Wasser einsogen, unter lautem

Gelächter über die verzweifelten Anstrengungen eines, wie es mir erschien, großen Neufundländer Hundes, aus dem Wasser herauszukommen. Endlich gelang es dem armen Geschöpf, welches zu meiner Überraschung nach und nach menschliche Formen annahm, prustend und sich schüttelnd das rettende Ufer zu erreichen und wer vermöchte mein Erstaunen zu schildern, als ich in der so böse mitgespielten Person den wohlbekannten Berichterstatter des „Berliner Tageblatt", Herrn Salomon Hirsch, erkannte. Auf mein Befragen erfuhr ich, daß der arme Hirsch seine Obliegenheiten mit mehr Eifer als Takt ausgeführt und sich zu einem Gegenstand des allgemeinen Abscheus an der Grenze gemacht hatte. Man verzieh es ihm nicht, daß er seinem Blatte die ausführlichsten Mitteilungen über die Zahl und Aufstellung der russischen Truppen an der deutschen Grenze sandte und die Stunde der Vergeltung war für ihn gekommen, als er in einem bösen Augenblick die über ihn erbitterten und einen derben Spaß liebenden Ziethen-Husaren über ihre endgültige Bestimmung „auszuholen" versuchte. Der „Fluch unserer modernen Armeen" fiel sofort über ihn her, trieb mittels einer Pferdedecke Fangspiel mit ihm und schleuderte ihn schließlich in die Fluten der Weichsel. Ich habe diesen tragikomischen Zwischenfall, welcher mir als warnendes Beispiel dient, nicht ohne Absicht so ausführlich geschildert, da er erklärt, weshalb sich in meinen Telegrammen nur dürftige und allgemeine Angaben über die Stellung und die Bewegungen der deutschen Truppen befinden. Und würde ich nicht das Los meines unglücklichen Kollegen verdienen, wenn ich die mir so zuvorkommend erwiesene Gastfreundschaft durch Enthüllung noch im Werden begriffener Pläne mißbrauchte? Ich darf an dieser Stelle wohl erwähnen, daß ich die Erlaubnis zur Benutzung der Feld- und sonstigen Telegraphen nur unter der strengen Bedingung erhalten habe, nie eine bestimmte Zahl von Worten zu überschreiten. Durch diese Bestimmung werden meine Berichte notgedrungen auf das kürzeste Maß zusammengedrängt.

Der Kaiser ist, begleitet von dem König von Sachsen und mehreren hohen Generalstabsoffizieren, soeben von einem Ritt um die Außenforts zurückgekehrt, unter deren Schutz die Truppen ihr Biwak aufgeschlagen haben. Von der Spitze der Garnisonskirche, dem höchsten Punkt dieser Riesenfestung, ist nichts anderes zu er-

blicken als endlose Reihen von Zelten, welche sich nach allen Richtungen hin erstrecken. Nie zuvor war dem deutschen Soldaten im Felde der Luxus eines anderen als des Daches des Himmels vergönnt, wenn wir auch zugeben wollen, daß er in einem Lande wie Frankreich, wo sozusagen Wein, Milch und Honig fließt, und in den zahlreichen Städten und Dörfern immer genügend Quartier zu haben ist, die Zelte ganz gut ohne Nachteil für seine Gesundheit entbehren konnte. Anders ist es jedoch in Rußland mit seinem strengen rauhen Klima, seinen weiten unangebauten und unbewohnten Ebenen, und der Generalstab hat deshalb wieder mit der ihm eigenen Voraussicht und Weisheit gehandelt, indem er angesichts der Möglichkeit eines Feldzuges in den russischen Wildnissen sämtliche Armeekorps an der Ostgrenze mit den allerbesten Zelten auszurüsten beschloß, solchen nämlich, welche gleichzeitig wasser-, wind- und feuersicher sind.

Doch ich darf meinen Bericht nicht schließen, ohne einen Zwischenfall zu verzeichnen, welcher sich zutrug, als der Kaiser an dem Denkmal des in Thorn geborenen Kopernikus vorüber ritt. Auf die Bildsäule des unsterblichen Astronomen hinweisend, bemerkte Seine Majestät zu dem Gefolge: „Ja, meine Herren, dort sehen Sie den Mann, welcher der Welt zuerst die Augen über die wahre Natur des Sonnensystems öffnete. Hoffentlich wird es auch uns gelingen, mit Gottes Hilfe Rußland seinen richtigen Platz in dem System der Völker anzuweisen."

Der österreichische Feldzugsplan.

(Telegramm unseres Spezial-Korrespondenten, Mr. Charles Lowe.)

Thorn, 29. April.

Der Kaiser, der, nebenbei bemerkt, eine bewundernswerte Ausdauer und Energie entfaltet, gab heute Abend in den hastig möblirten Gemächern des alten Schlosses ein Bankett zu Ehren des Feldzeugmeisters und Chefs des österreichischen Generalstabes, Baron Beck. Der von Seiner Majestät mit besonderer Auszeichnung

empfangene Gast ist von der Kaiserstadt an der Donau herbeigeeilt, um mit seinem deutschen Kollegen, dem Grafen von Schlieffen, der gegenwärtig den hohen verantwortungsschweren Posten Moltkes bekleidet, ein einheitliches Vorgehen und Handeln zu vereinbaren, nachdem er zuvor durch einen einfachen Befehl die Ausführung seines wohldurchdachten Mobilmachungs- und Aufstellungsplans in Fluß gebracht hatte. Aus zuverlässiger Quelle erfahre ich, daß Baron Beck der Überbringer der folgenden wichtigen Mitteilung ist:

Es unterliege keinem Zweifel mehr, daß die Russen es bei ihrem Einfall in Österreich hauptsächlich auf Lemberg abgesehen hätten. Nach dieser Richtung hin zöge Dragomiroff ungeheure Massen Truppen aus dem 4., 8., 9., 10., 11. und 12. Armeekorps heran, während weiteres den entfernteren Korps entnommenes Militär so schnell herankäme, wie es der mangelhafte Zustand des Eisenbahnsystems ihnen gestatte. Auf österreichischer Seite würden entsprechende Gegenvorkehrungen getroffen und drei für den Verteidigungskrieg bestimmte Armeen formiert, und zwar die erste in einer Stärke von etwa 300 000 Mann in Ostgalizien am Dnjestr, die zweite etwa halb so starke am San mit Przemysl, dem fast uneinnehmbaren Bollwerk Mittelgaliziens, als Stütze, und die dritte ungefähr 120 000 Mann starke in der Nähe von Krakau, das als Festung wie als Schlüssel von Westgalizien gleich wichtig ist. Außerdem würden noch acht Divisionen Kavallerie, deren jede vier Brigaden oder vier Regimenter stark ist, längs der galizischen Grenze an den am meisten der Gefahr eines russischen Angriffes ausgesetzten Punkten Aufstellung nehmen.

Während sich diese Bewegungen auf beiden Seiten der österreichisch-russischen Grenze vollziehen, sammelt der Held des letzten Balkanfeldzuges, General Gurko, in Warschau eine aus dem 5., 6., 14., 15. Korps und anderen Truppenabteilungen bestehende Armee, welche die doppelte Aufgabe hat, die Deutschen im Schach zu halten und gegen den linken Flügel der Österreicher in der Richtung nach Krakau vorzurücken. Weiter hat es den Anschein, als ob das zweite russische Korps aus Wilna und das dritte aus Riga längs des unteren Niemen gegen Königsberg marschieren.

Die lichtvolle und die besten Aussichten eröffnende Darstellung der militärischen Lage durch Baron Beck hat die völlige Zufrieden-

heit und Billigung des Kaisers gefunden, der dem ausgezeichneten Chef des österreichischen Generalstabes beim Abschied persönlich den roten Adlerorden erster Klasse mit Schwertern überreichte. Baron Beck ist außerdem der Überbringer eines eigenhändigen Schreibens Seiner Majestät an seinen erhabenen Herrn, Kaiser Franz Joseph.

(Telegramm unseres Spezial-Korrespondenten, Mr. Charles Lowe.)

Thorn, später.

Mein Korrespondent in Königsberg meldet mir, daß die Mobilmachung der Ostseearmee beendet sei und Graf Waldersee, welcher einen bösen Sturz vom Pferde gehabt habe, sich jedoch wieder besser befinde, vor Ungeduld brenne, einen kühnen Vorstoß über die Grenze zu wagen und ein Blatt aus dem Lorbeerkranze General Gurkos zu pflücken. Das zweite oder pommersche Korps sei mit der Aufgabe betraut worden, den Schutz der Ostseeküste zu übernehmen, falls die russische Flotte eine Landung versuchen sollte. Die gleiche Aufgabe habe das neunte Armeekorps in Schleswig-Holstein, das außerdem aber noch Dänemark im Auge behalten solle, welches sich im Herzen mit den Russen eins weiß und die Düppeler Schanzen noch nicht vergessen hat.

Die Befestigung von Breslau hat inzwischen rüstigen Fortschritt gemacht. Hierzu trägt besonders der Umstand bei, daß Fürst Pleß und der Herzog von Ratibor der Regierung eine kleine Armee von Bergleuten für die Erdarbeiten zur Verfügung gestellt haben. Die schlesische Armee hat, unter dem Kommando des Prinzen Georg von Sachsen, parallel der russischen Grenze längs der Eisenbahnlinie zwischen Kreuzburg und Tarnowitz Aufstellung genommen, in utrumque paratus, d. h., sowohl zu einem Frontangriff über die Grenze gegen Czenstochau an der Warschauer Bahn wie zu einer Flankenbewegung zur Unterstützung der österreichischen Truppen in der Richtung nach Krakau bereit, wie es die Gelegenheit verlangen mag.

Auch die Österreicher sind mit ihrem Aufmarsch ziemlich weit vorgeschritten, dagegen befinden wir uns über die Bewegungen der Russen sehr im Dunkeln, da die russischen Telegraphendrähte für

die Außenwelt abgeschnitten sind und der Reiseverkehr von und nach Rußland gänzlich eingestellt ist. Wenn möglich, werden wir jedoch den Schleier von diesem Geheimnis morgen ein wenig lüften.

Erster Zusammenstoß zwischen russischen und deutschen Truppen.

Scharmützel bei Alexandrowo.

(Telegramm unseres Spezial-Korrespondenten, Mr. Charles Lowe.)

Thorn, 30. April.

Ich komme soeben von einem Rekognoszierungsritt mit zwei Schwadronen Ziethenhusaren zurück, welche über die russische Grenze bis vor die Thore von Alexandrowo gedrungen sind. Es ist ein sonderbares Zusammentreffen, daß das erste Blut des Feldzugs an demselben Ort vergossen werden mußte, wohin im September 1879 der alte Kaiser Wilhelm sehr wider den Rat seines Kanzlers geeilt war, um den Zaren Alexander II. zu beschwören, von seinen kriegerischen Operationen Abstand zu nehmen und ihn andererseits seines unerschütterlichen Entschlusses, den Frieden zu erhalten, zu versichern.

Als wir uns längs des Bahnweges Alexandrowo bis auf eine viertel Meile genähert hatten, eröffnete eine Abteilung Don-Kosacken aus einem Geschütz Feuer auf uns. Die Bombe schlug gerade vor uns ein, tötete zwei Pferde und verwundete außerdem ernstlich einen Wachtmeister. Nachdem wir also den Feind gezwungen, Farbe zu bekennen, kehrten wir um und ritten mit der wertvollen Nachricht zurück, daß Alexandrowo von Truppen aller Waffengattungen stark besetzt sei. Vier Sotnien Kosacken machten sich zu unserer Verfolgung auf, ohne uns jedoch einholen zu können. Als Erinnerung an unseren so unerwarteten wie erfolgreichen Besuch sandten wir ihnen noch aus einer reitenden Batterie einen eisernen Gruß in Gestalt einiger Granaten zu.

Aufregung in Paris.

(Telegramm unseres Spezial-Korrespondenten, Mr. D. Christie Murray.)

Paris, 30. April.

Paris befindet sich in einem Zustand hochgradigster Aufregung. Mit atemlosem Interesse ist das Publikum seit einigen Tagen der schnellen Entwickelung der Dinge an der russisch-deutschen Grenze gefolgt und die heute Abend vom „Le Soir" veröffentlichte Depesche über das erste Scharmützel bei Alexandrovo hat die wildeste Begeisterung hervorgerufen. Es finden alltäglich lange Ministerräte statt und fast die ganze Presse verlangt von der Regierung die sofortige Kriegserklärung. Ein beträchtlicher Teil der besser situierten Deutschen hat in weiser Vorahnung der Dinge, die da kommen werden, Paris verlassen.

Sobald die Depesche des „Soir" bekannt geworden, wurden ohne Ausnahme Läden und Büreaus geschlossen und ungeheure Menschenmassen ergossen sich in die Straßen, laut jubilierend, daß endlich die Stunde der Rache geschlagen. Um 4 Uhr standen mindestens 50000 Leute in der Straße, von denen jeder ein Zeitungsblatt in der Hand hielt und mit lauter Stimme seinen Nachbarn die wichtige Nachricht vorlas. Ich befand mich gerade in der Nähe des „Vaudeville", als ein Mann, der unter der Last eines riesigen Bündels frisch aus der Presse gekommener Zeitungen fast zusammenbrach, direkt aus der Druckerei dem nächsten Kiosk zustrebte. Im Nu fiel der Pöbel über ihn her, beraubte ihn seiner Bürde und öffnete das Paket. Das Verlangen, den Inhalt des Blattes kennen zu lernen, war so groß und allgemein, daß ein wildes Handgemenge entstand, wobei Hunderte von Zeitungen zerrissen und in den Schmutz getreten wurden. Schluchzend rang die Besitzerin des Kiosk die Hände und bejammerte ihren Verlust, als plötzlich ein von der Menge emporgehobener Herr seinen Kopf durchs Fenster steckte und sie barsch fragte, was die verloren gegangenen Blätter wert seien. „Hundert Francs" war die schnelle Antwort der klugen Geschäftsfrau, worauf der Herr ihr den doppelten Betrag zuwarf und dann mit dem Aufgebot seiner ganzen Lungenkraft ausschrie: „Ich mache Euch allen

ein Geschenk mit diesen Blättern, welche die herrliche Nachricht enthalten. Vive la Russie! A bas la Prusse!" Mit diesem Ruf war das Signal gegeben, welches die Leidenschaften der Menge zu hellen Flammen anfachte, und in einem Augenblick hallte der ganze Boulevard von einem Ende bis zum andern von dem Geschrei wieder. Omnibusse, Pferdebahnwagen und sonstige Gefährte vermochten in dem Gedränge, welches auch die Reit- und Fahrwege erfüllte, nicht einen Schritt vorwärts zu kommen und boten nun mit den von ihrem hohen Sitz herab wild gestikulierenden Kutschern und Fahrgästen ein ebenso drastisches wie zu der übrigen Umgebung im Einklang stehendes Bild. Hunderte von Personen versuchten gleichzeitig zu reden, was ein allgemeines Charivari zur Folge hatte, wie es vielleicht seit dem berühmten Tage der babylonischen Sprachenverwirrung nicht wieder gehört worden ist.

Ich selbst hatte Gelegenheit, jenem unverkennbaren englischen Accent dankbar zu sein, der von jeher mein Französisch entstellt hat. Wer immer nur, wie auch ich, blonden Bart und Brille trug, mithin ein deutsches Aussehen hatte, sah sich heute einer Hetze ausgesetzt, wie sie selbst der Tapferste nicht wieder vergessen dürfte. In einem Nu hatte mich eine leidenschaftlich erregte Menge umgeben, deren Geschrei: „Nieder mit den Preußen" offenbar direkt auf mich gemünzt war. Da mir keine andere Wahl blieb, so stimmte ich in den Lärm mit ein und rief so laut wie nur einer von ihnen: „Vive la France" und A bas la Prusse". Der Pöbel brach in lautes Gelächter aus, als er meinen englischen Accent erkannte und ließ mich in Ruhe. Innerlich aber dankte ich dem Himmel, daß ich mein Französisch in London und nicht in Berlin gelernt hatte. Es heißt, daß ein bedauernswerter Deutscher am Nordbahnhof durch den Mob schwer mißhandelt und verletzt worden sei. Auch der Direktor der großen Oper kann von Glück sagen, daß er seine künstlerische Anhänglichkeit an Wagnersche Musik nicht mit dem Leben zu zahlen hatte. Erkannt und verfolgt, vermochte er sich noch im letzten Augenblick in das Haus eines Freundes zu retten, wo er noch lange das Gebrüll der Menge hören mußte, die ihre Wut an ihm auslassen wollte.

Szenen auf dem Place de la Concorde.

Die wildesten Vorgänge des Nachmittags spielten sich auf dem Place de la Concorde ab, wo ein nach Tausenden zählender Pöbel vor dem Straßburger Denkmal seinen Empfindungen Ausdruck verlieh. Bekanntlich befindet sich an diesem Denkmal seit vielen Jahren die drohende Inschrift, über deren wahre Bedeutung wohl Niemand im Unklaren ist:

L. D. P.*)

Qui vive? La France.

1870—18—

Der unbeschreibliche Lärm schien seinen Höhepunkt erreicht zu haben, als sich plötzlich ein noch größeres Getöse erhob und eine festgeschlossene Phalanx auf dem Platze erschien, die sich mit Gewalt einen Weg durch die Menge bahnte. In der Mitte der Phalanx marschierten zwanzig oder dreißig Männer, die eine lange Leiter trugen, auf der ein Maler in seiner Arbeitsbluse stand. Der Mann war nahezu wild vor Aufregung und brüllte fortwährend „Quatre vingt treize" nach einer improvisierten leidenschaftlichen Melodie, in welche die Umstehenden mit Entfaltung ihrer ganzen Lungenkraft einstimmten. In seiner linken Hand schwang der Maler einen Topf mit roter Farbe, dessen Inhalt gelegentlich auf die Personen unter der Leiter herabfiel, die dann zum Scherz ihre eigenen Gesichter wie die ihrer Nachbarn damit beschmierten, so daß sie schließlich aussahen, als ob sie mit knapper Not einem blutigen Gemetzel entronnen seien. In der andern Hand hielt der Künstler ein Bündel Pinsel, welche der Menge in einem Nu den Zweck seines Kommens und die Bedeutung des rhythmisch wiederholten „Quatre vingt treize!" klar machten.

Wie durch Magie eröffnete sich plötzlich der vordringenden Kohorte freie Bahn. Sie langte mit der Leiter ohne Unfall vor dem Denkmal an und der Maler nahm sein Werk in Angriff. Die Arbeit

---

*) Abkürzung für „Ligue de Patriotes".

wurde ihm im Anfange jedoch sehr erschwert, da die Träger der Leiter sich nach der von ihnen gesungenen Melodie im Takt hin und her bewegten. Endlich wurden aber auch sie ruhig und ein eindrucksvolles Schweigen kam über die Versammlung. Mit anerkennenswerter Gewandtheit und einer viel festeren Hand, als man ihm nach all' der Aufregung hätte zutrauen sollen, entwarf der Mann zuerst mit Kreide die Umrisse der Zahlen 9 und 3. Ein wirklich atemloses Interesse heftete sich an jede seiner Bewegungen und zwei oder drei Personen in meiner Nähe fingen wirklich zu weinen an, als er nach Vollendung seiner Zeichnung aufstand und die Kniee des Denkmals mit einem freudig-zärtlichen Schrei umklammerte. Der Maler kniete wieder nieder und füllte nun mit roter Farbe die von ihm entworfenen Umrisse aus. Ein verdächtig aussehender, schielender und pockennarbiger Kerl mit einer schwarzgerauchten kurzen Kalkpfeife zwischen den Zähnen begrüßte mich in diesem Augenblick mit den Worten: „C'est le sang de la France, ça." Sein Einfall gefiel ihm so gut, daß er den Ruf beständig wiederholte, indem er mit seinem schmutzigen Zeigefinger zum näheren Verständnis seiner Zuhörer auf die rote Farbe der Zahlen deutete. Inzwischen war auch der Maler auf der Leiter mit seiner Arbeit fertig geworden und ich erwartete einen allgemeinen Ausbruch der Begeisterung, sah mich jedoch zu meinem Erstaunen enttäuscht. Ernst und schweigend, wie wenn sie eine amtliche gewesen wäre, nahmen die Massen die Ankündigung hin, die in der ausgefüllten Jahreszahl lag, und es schien, als ob sie zum erstenmale die schreckliche Bedeutung der Stunde erkannt hätten. Lange hielt die Ruhe jedoch nicht an. Aufs neue erhob sich tosender Jubel, als ein Mann aus ihrer Mitte auf die Leiter stieg, das Denkmal erkletterte und den Trauerflor herabriß, welcher es so lange entstellt hatte.

Und nun folgte eine Episode, wie sie nur in Paris möglich ist und wie sie sich eben so gut auf der Bühne hätte abspielen können. Der ganze Vorgang trug einen dramatischen Anstrich und nie hat ein Künstler, so groß auch seine Triumphe sein mögen, einen passenderen Augenblick für sein Auftreten ausgesucht als den, in welchem Herr Jean de Reszke auf der Szene erschien, aber auch nie einen so überwältigenden Empfang angetroffen. Der berühmte Sänger befand sich gerade auf dem Wege zu einem Freunde und sein Kut-

scher bahnte sich langsam einen Weg durch die Menge, als ihn plötzlich ein oder mehrere Personen erkannten und seinen Namen ausriefen. Ein Beifallssturm begrüßte ihn, ein Dutzend dienstbereite Hände öffnete den Wagenschlag, trug ihn nolens volens nach dem Denkmal, von welchem in diesem Augenblick das letzte Zeichen Trauerflor verschwunden war und ließ ihn auf dem Sockel nieder. Gleichzeitig verlangten tausend Stimmen gebieterisch die Marseillaise von ihm. In seiner Begleitung hatte sich eine vornehm gekleidete Dame befunden, welche, anfänglich sehr beunruhigt, bald die friedfertigen Absichten des Volkes erkannte, und der Bedeutung des Augenblickes Rechnung tragend, ihrem Freund den prachtvollen Scharlachmantel von ihren Schultern zuwarf. Nicht ohne Schwierigkeit und auf die Gefahr hin, auf die Köpfe der unter ihm stehenden Leute zu fallen, gelang es Herrn de Reszke, den Mantel malerisch um das Denkmal zu schlagen, dadurch ein Beifallsgetöse entfaltend, das einfach betäubend war und volle drei Minuten dauerte. Endlich trat wieder Ruhe ein und Monsieur de Reszke begann die Marseillaise zu singen. Anfänglich bei dem Anblick des ungeheueren Auditoriums blaß und befangen, gewann er jedoch sehr bald seine volle Geistesgegenwart wieder und sang das Lied mit begeisterndem Feuer und élan zu Ende.

Von Beginn der außerordentlichen Szene an waren weitere Scharen aus allen Richtungen auf den Platz geströmt und ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich sage, daß der Sänger 120000 Zuhörer zu seinen Füßen sah. Der Chor war vielleicht der großartigste und erhabenste, der je von Menschen gehört worden ist. Er stieg wie eine einzige unvergleichliche Tonwelle aus den dichtgedrängten Massen empor und das Echo antwortete aus der Rue de Rivoli und den Gärten der Tuilerien, aus der Avenue des Champs Elysées, der Rue Royale, dem Pont de la Concorde und den Ufern an beiden Seiten der Seine. Als der Gesang zu Ende war, wurde er da capo verlangt und wiederum mit demselben Feuer von dem Solisten wie dem Chor vorgetragen. Endlich erhielt der Sänger die Erlaubnis, von seinem hohen Standpunkte herabzusteigen und sich nach seinem Wagen zurückzubegeben. Wie zu erwarten, spannte das Volk ihm die Pferde aus und einige hundert Freiwillige zogen Herrn de Reszke und seine Begleiterin im Triumph durch die Straßen.

Die Nationalität des großen Künstlers hat ihn in diesen Tagen der Erwartung und Spannung zum Abgott der Pariser gemacht. Jeden Abend ist das Opernhaus, in dem er auftritt, bis auf den letzten Platz ausverkauft und sein Auftreten wie Abgang giebt jedesmal das Zeichen zu stürmischem nicht endenwollendem Applaus.

Der Präsident spricht.
A Berlin.

Später.

Die Menge hatte sich schon etwas zerstreut, als es bekannt wurde, daß die Minister im Elysée zu einer Konferenz versammelt seien. Ich faßte sofort meinen Entschluß und drängte mich, so gut es ging, über den Platz, stieß jedoch jenseits desselben auf einen neuen Strom von Menschen, welcher sich in der Richtung nach dem Elysée fortbewegte. Der Strom schwoll mit jedem Augenblick weiter an und schließlich hatte es den Anschein, als ob die ganze Bevölkerung von Paris nach dem Schlosse des Präsidenten eilte. Geraume Zeit hindurch herrschte Schweigen oder etwas, das sich nach all' dem ohrbetäubenden Lärm des Nachmittags wie Schweigen ausnahm. Nach und nach wurde jedoch wieder das Babel aufgeregter und mit ungeduldigen Zwischenrufen vermischter Stimmen vernehmbar und nahm in einem ständigen Kreszendo zu, bis die einzelne Stimme aufs neue in dem allgemeinen Lärm untergegangen war. Ehe es jedoch so weit gekommen, hatte ich mindestens 100 leidenschaftlich geführte Debatten über die Haltung anhören müssen, welche England in dieser Krisis einschlagen würde. Um 7 Uhr verlor der vor dem Elysée wartende Pöbel wiederum alle Geduld. Die ganze Außenfront des Palastes war in Dunkelheit gehüllt und nichts deutete auf eine Konferenz der Minister hin. Endlich erschien jedoch, wie ein plötzliches Anschwellen des Ozeans von Stimmen verriet, Licht an drei Fenstern, hinter denen einige Gestalten sichtbar wurden. Eine Minute später wurde der Vorhang des Mittelfensters aufgezogen, das Fenster selbst geöffnet und Herr Ribot, Minister des

Äußeren, zeigte sich dem Volk. Das wollte jedoch von ihm nichts wissen und verlangte stürmisch das Erscheinen des Präsidenten, worauf Herr Ribot sich nach wenigen Sekunden mit einer Verbeugung zurückzog. Unmittelbar darauf erschien Herr Carnot selbst. Ich konnte von meinem Platz aus seine Gesichtszüge nicht unterscheiden, bemerkte jedoch, daß seine Haltung eine entschlossene und aufrechte war. Mit einer würdigen Bewegung streckte er seine Hand aus, um Schweigen zu gebieten, und seine Stimme war, als er nach einigen Minuten anfing zu sprechen, fest und ungewöhnlich klar. Seine Rede war kurz und sachgemäß. Sie lautete:

„Bürger! Deutschland hat dem Bundesgenossen Frankreichs den Krieg erklärt. Die von Ihnen mit dem Schutz der nationalen Ehre betrauten Herren haben die ernste Nachricht, welche heute die Herzen aller Pariser bewegt, erörtert, — und es ist meine Pflicht, Ihnen mitzuteilen, daß sich auch nicht eine einzige abweichende Stimme unter ihnen gefunden hat. Frankreich wird seinen Verpflichtungen nachkommen.“ An dieser Stelle angelangt, wurde Herr Carnot von einem Beifallssturm unterbrochen, der es ihm mindestens fünf Minuten hindurch unmöglich machte, seine Rede fortzusetzen. Der Präsident fuhr sodann fort: „Frankreich spricht heute Abend und verlangt von seinem Nachbar nicht allein die Zurückziehung der Drohung gegen unsern Bundesgenossen, sondern auch die Zurückgabe der uns vor 20 Jahren geraubten Provinzen!“

Unter einem Jubel, der kein Ende nehmen wollte, zog sich der Präsident zurück. Ein starker Regenschauer verscheuchte sodann die Massen von der Straße in ihre Wohnungen. Das letzte und wichtigste Tagesereignis ist kaum eine Stunde alt und schon herrscht eine, ich möchte sagen, Grabesstille in der Stadt, was eigentlich nicht Wunder nehmen sollte, da jedermann sich vier Stunden hindurch heiser geschrieen hat. Die Aufregung ist indes so groß wie zuvor.

Die französische Kriegserklärung.

Aufnahme der Nachricht durch den Kaiser.

(Telegramm unseres Spezial-Korrespondenten, Mr. Charles Lowe.)

Thorn, 1. Mai.

Auf Befehl des Kaisers sollte heute Morgen eine Parade der hier zusammengezogenen etwa 60000 Mann starken Truppen stattfinden. Als Paradefeld diente ein dem Champ de Mars in Paris nicht unähnlicher langer Strich Wiesenland auf dem rechten Ufer der Weichsel. Seine Majestät und Gefolge hatten ihren Stand auf einem Hügel, von dem aus sich das militärische Schauspiel bequem übersehen ließ. Dieses nahm pünktlich seinen Anfang. Es war ein herrlicher Anblick, als sich die schnurgeraden Reihen der parademäßig gekleideten Soldaten im Glanz der Morgensonne, die sich in den glitzernden Bajonetten wiederspiegelte, in Bewegung setzten. Kaum begonnen, wurde der Parademarsch jedoch unerwartet durch einen höchst dramatischen Zwischenfall unterbrochen.

Ich befand mich gerade im Hintergrund der glänzenden Suite des Kaisers und plauderte mit Dr. von Leuthold, dem Leibarzt Seiner Majestät, als wir plötzlich einen Ordonnanzoffizier auf den Kaiser zusprengen und ein Telegramm übergeben sahen. Seine Majestät öffnete das Kouvert, las die Botschaft, welche es enthielt, und blickte dann langsam im Kreise umher, wie um sich von dem Eindruck zu überzeugen, den die von seiner Umgebung bereits erratene Nachricht hervorgebracht hatte. „Ja, meine Herren," sagte er endlich, „es ist so, wie wir erwartet haben. General von Caprivi meldet Mir in diesem Telegramm, daß Frankreich uns den Krieg erklärt hat!" Es entstand eine kurze Pause, in welcher jeder stumm auf seinen Nachbar sah, dann aber wandten sich aller Augen wieder auf den Kaiser, der ein wenig blässer, wie zuvor, jedoch ruhig und entschlossen aussah.

„Meine Herren," fuhr er fort, „es ist ein ernster Augenblick für uns alle, doch erschrickt uns die Nachricht so wenig, wie sie uns überrascht. Trotzdem muß Ich Sie jetzt verlassen, da die Gefahr für das Vaterland an seiner westlichen Grenze viel größer, als an seiner

östlichen ist. Und wo immer die Gefahr für das Vaterland am größten, da muß Deutschlands Kaiser sein.

Meine Herren, Meinen Platz als Oberstkommandierender der hier stehenden Armeen wird Mein lieber Freund und Bruder, der auf so manchem Schlachtfeld als tapferer Soldat erprobte König von Sachsen, einnehmen, und unsere Waffen, daß bin ich überzeugt, zu Sieg und Ehre führen. Je früher wir aber unserem Bundesgenossen helfen, den Gegner aus seinem Land zu vertreiben, je früher werden auch wir im stande sein, alle unsere Truppen zusammenzuziehen, und unserm Erbfeind, der wieder in der ruchlosesten Weise gegen uns losgebrochen ist, eine vernichtende Niederlage zu bereiten.

Meine Herren, wir können nicht viele Worte wechseln, wenn die Zeit zum Handeln gekommen ist. Lassen Sie Mich deshalb den Segen des Höchsten auf unsere Waffen herabflehen, und dorthin eilen, wohin Mich die Gefahr des Vaterlandes ruft. Adieu, und möge jeder von uns seine Pflicht in der kommenden Zeit ernster Prüfung und Heimsuchung erfüllen."

Mit diesen Worten gab der Kaiser seinem Pferd die Sporen, und galoppierte, nur von seinem nächsten Gefolge begleitet, unter den begeisterten Hochrufen der Truppen nach Thorn zurück.

In dem Augenblick, in welchem ich dieses Telegramm schließe, erhalte ich aus Berlin einen Bericht über einen Zusammenstoß zwischen unserer Flotte und russischen Schiffen in der Ostsee. Wahrscheinlich werden Sie in London jedoch schon vor uns alle näheren Einzelheiten darüber erfahren haben.

Bei der deutschen Flotte in der Ostsee.

Wir haben von Kontreadmiral Philip Colomb, der ein Augenzeuge der Vorgänge in der Ostsee war, den folgenden, vom 30. April datierten Brief erhalten:

„Ich befand mich mit meiner Yacht in Kiel, als die Nachricht von dem Attentat auf den Fürsten Ferdinand bekannt wurde. Die späteren Telegramme riefen unter allen Kreisen, besonders jedoch

unter den seemännischen, die größte Aufregung hervor. Sofort nach Eintreffen der Meldung, daß russische Truppen die österreichische Grenze überschritten hätten, gingen einige deutsche Kreuzer in See, und schon nach ein oder zwei Tagen begann sich eine größere Flotte in dem Hafen zu sammeln. Ich verstehe nicht Deutsch, wohl aber meine Frau, die mir jedesmal, wenn wir lebhaft debattierende Gruppen auf der Straße antrafen, mitteilte, daß sich alle Debatten um die eine Frage drehten, ob die Flotte zur Verteidigung des Platzes zurückbleiben würde. Sollte dies nicht der Fall sein, so wäre Kiel wahrscheinlich der Gefahr eines Angriffes durch die russische Flotte ausgesetzt.

Unter solchen Umständen hielt ich es für angebracht, bei Zeiten den Hafen zu verlassen, so sehr meine Frau auch zurückzubleiben wünschte, um den Angriff vom Lande aus zu beobachten. Zudem gelangte ich nach allem, was mir meine Frau aus den Unterhaltungen deutscher Marineoffiziere erzählte, zu der Überzeugung, daß die deutsche Flotte den Krieg in das Land des Feindes zu tragen versuchen würde. Hierin bestätigte mich der Umstand, daß mit jedem Tage mehr Panzerschiffe in den Hafen einliefen und dort blieben, während die kleineren Schiffe kamen und gingen. Endlich, nachdem neun oder zehn Turm- und Panzerschiffe, einige kleinere gar nicht zu erwähnen, beisammen waren, vernahm ich, daß die deutschen Armeen im Begriff ständen, Rußland von Königsberg aus anzugreifen und daß der deutschen Flotte die Aufgabe zufiele, ihre Operationen von der See aus zu unterstützen.

Ich wartete also, bis zehn große und fünf oder sechs kleinere Schiffe den Hafen verließen, und dampfte ihnen dann nach. Zum Glück blieb ich nicht, wie ich infolge meines knappen Kohlenvorrates schon befürchtet hatte, zurück, da die Flotte nur langsam ihren Weg verfolgte, und nicht mehr als fünf oder sechs Knoten in der Stunde zurücklegte. Die großen Schiffe hatten sich, mit je einem Flaggenschiff an der Spitze, in zwei ziemlich weit voneinander entfernte Reihen formiert, ihnen dicht zur Seite hielten sich einige Avisos, während zwei oder drei Kreuzer die Vorhut bildeten.

Am Nachmittag nach unserer Abfahrt fuhren wir dicht bei Rügen, und in der Nacht an dem Südende von Bornholm vorüber. Meiner Berechnung nach steuerten wir direkt auf Libau zu, das

etwa 450 Meilen von Kiel entfernt ist. Mit Ausnahme von einigen englischen, auf der Heimreise befindlichen Frachtdampfern hatten wir bisher keinerlei Schiffe angetroffen. Am zweiten Morgen bei Tagesanbruch bemerkte ich jedoch, daß die deutschen Kriegsschiffe stärker gefeuert hatten, da ihren Schornsteinen ungeheure Rauchwolken entströmten. Zwischen den beiden Flaggenschiffen und ein oder zwei Kreuzern fand ein lebhaftes Signalisieren statt, worauf die letzteren mit großer Geschwindigkeit davonfuhren und fast aus unserem Gesichtskreis verschwanden, um dann langsam zurückzukehren und durch Signale eine Meldung zu überbringen. Derselbe Vorgang wiederholte sich am dritten Morgen, nachdem wir schon die Rhede von Danzig passiert hatten, nur mit dem Unterschied, daß sich uns noch zwei deutsche Kreuzer, der eine von Süden, der andere von Südwesten, anschlossen. Beide sandten, während die Flotte zeitweise ihre Fahrt unterbrach, Boote nach dem Flaggenschiff, das dann durch weitere Signale von jedem Schiff ein Boot zu sich kommen ließ. Vermutlich befanden sich der andere Admiral und die Kapitäne darin, doch war ich zu weit ab, um meiner Sache sicher zu sein.

Nach einigen Stunden setzten wir unsere Fahrt langsam wie zuvor fort, aber die ganze Nacht hindurch waren elektrische Scheinwerfer in Thätigkeit, so daß wohl etwas im Gange sein mußte. Und wirklich! Sobald es etwas heller wurde, sahen wir im Norden große Rauchwolken aufsteigen und gleich darauf auch einige Maste sich vom Horizonte abheben. Die beiden deutschen Kreuzer, die uns fünf oder sechs Meilen voran waren, fingen sofort lebhaft zu signalisieren an, was zur Folge hatte, daß die ganze Flotte sich in eine einzige Linie formierte und nach Westen wandte. Sie fuhr zwar nicht schneller, entwickelte jedoch soviel Rauch, daß sie fast ganz unseren Blicken entschwand. Anscheinend waren weder die russische noch die deutsche Flotte sehr auf einen Kampf versessen.

Es war mir ein Rätsel. Ich hatte stets gedacht, daß sich in einer modernen Seeschlacht jedes Schiff seinen Gegner aussuchte und dann den Kampf mit ihm aufnähme. Ganz anders jedoch hier!

Schon glaubte ich, nur die Vorhut der russischen Flotte vor mir zu sehen, obwohl sie mir hierfür wiederum zu groß erschien, als der Zufall meinem Zweifel ein Ende machte.

Dem einen der beiden deutschen Kreuzer, die sich uns den Tag zuvor angeschlossen hatten, wurde ein Befehl signalisiert, der ihn zwang, seinen Kurs zu ändern und langsam nach Süden zu dampfen. Er kam so nahe an uns vorüber, daß ich mir das Herz faßte, laut auszurufen: „Ist das die russische Flotte?"

Und die Antwort kam zurück:

„Oh ja, das sind die Russen, wir werden sie schlagen. Adieu!" und der Dampfer setzte seine Fahrt fort.

Jetzt kam mir die Idee, daß vielleicht keine Flotte die Stärke der andern erkennen könnte und keine deshalb sich in eine Schlacht mit der andern einlassen wollte. Dieser Gedanke hatte alle Wahrscheinlichkeit für sich. Obwohl der Himmel über uns klar, und das Wasser ganz ruhig war, zeigte sich doch in der Ferne ein feiner Nebel, der den deutschen Kreuzern in der Vorhut nicht minder wie mir die Möglichkeit nahm, etwas Bestimmtes zu erkennen.

Aber, so fragte ich mich plötzlich, geht denn nicht der deutsche Hauptangriff auf dem Lande vor sich und kann die Flotte deshalb eine andere Aufgabe als die haben, die russische zu bewachen? Denn was stand den Russen, erlitten die Deutschen eine schwere Niederlage zur See, im Wege, zu landen und den Deutschen ihre Verbindungen abzuschneiden? Ich hatte nie zuvor an diese Möglichkeit gedacht und sah jetzt ganz deutlich, daß die russische Flotte nichts unternehmen konnte, so lange sie nicht die Deutschen zuvor gründlich geschlagen hatte.

Seegefecht bei Danzig.

Untergang eines russischen Torpedobootes.

Meine neue Idee fesselte mich derart, daß ich sie auf die Probe zu stellen und mich aus eigenem Augenschein von der Stärke der russischen Flotte zu überzeugen beschloß. Ich dampfte deshalb nach Nordosten weiter in die See hinaus, machte hierbei jedoch die Entdeckung, daß von der feindlichen Seite ein sehr kleiner Dampfer, wahrscheinlich in derselben Absicht, unter Entfaltung seiner ganzen Geschwindigkeit nach Südosten auf die deutsche Flotte zufuhr. Kaum

hatten aber zwei der in der Vorhut befindlichen deutschen Kreuzer ihn entdeckt, so steuerten sie sofort nach Osten, um ihm den Rückzug abzuschneiden. Der tapfere kleine Russe schien sich indes hieraus nichts zu machen, da er offenbar seinen Verfolgern an Geschwindigkeit weit überlegen schien. Plötzlich entwich ihm aber, nachdem einige Schüsse gefallen, sehr viel Dampf und auch seine Geschwindigkeit ließ bedeutend nach, wenn sie nicht überhaupt aufhörte. Er feuerte jetzt schneller, bewirkte dadurch jedoch nur, daß auch die Deutschen schneller feuerten. Alle drei waren von Rauchwolken verhüllt. Mein Maschinist, der schrecklich erregt war, sagte mir, einer der neuen Kessel sei getroffen, und mit dem Russen wäre es aus. Dies war wirklich der Fall, denn als sich der Rauch verzogen hatte, sahen wir, daß der kleine Russe über seiner eigenen die deutsche Flagge führte.

Ich war jetzt weit genug vorgedrungen, um zu sehen, daß die russische Flotte weit zahlreicher als die deutsche war. Sie hatte zwar nur sechs oder sieben große Schlachtschiffe, dafür jedoch eine Menge Kreuzer und acht oder neun Torpedoboote. Da ich es nicht für ratsam hielt, mit einer so gefährlichen Gesellschaft in Kollision zu geraten, so kehrte ich schleunigst in südöstlicher Richtung von der deutschen Flotte zurück. Inzwischen setzten sowohl Russen wie Deutsche langsam ihre Fahrt in paralleler Richtung fort, bis endlich die Nacht hereinbrach. Nun traten auf beiden Seiten die elektrischen Scheinwerfer in Thätigkeit, bei deren unausgesetzten Gebrauch, wie mir vorkam, zuletzt Freund und Feind in Verwirrung gerieten.

So kam die elfte Stunde heran. Meine Frau begab sich nach unten zur Ruhe und ich selbst bereitete mir ein Lager auf Deck. Um ein Uhr erwachten wir jedoch beide von einem Kanonendonner, wie wir ihn nie zuvor gehört hatten. Die ganze deutsche Flotte schien in Flammen zu stehen und ihre Geschütze abzufeuern. Natürlich vermutete ich einen Angriff durch die russischen Torpedoboote, doch ließ sich nicht mit Bestimmtheit sagen, was vorgefallen war. Nur das wußten wir, daß ein Angriff stattgefunden haben mußte. Nach einigen Minuten begann das Feuer nachzulassen, und wie ich zu meinem Unbehagen an einem verdächtigen Sausen in der Luft spürte, sich nach unserer Richtung abzulenken. Aber auch das hörte bald auf. Plötzlich rief meine Frau, die wieder neben mir stand, aus: „Horch! was ist das?“ Ich hörte ein Rauschen und Zischen ganz

in unserer Nähe und bemerkte einen starken Streifen weißen Schaumes, wie ihn die Torpedoboote bei ihrer Fahrt erzeugen. Das Zischen hörte mit einem Male auf und aus dem Dunkel tauchte ein Torpedoboot auf, welches langsam auf unsere Yacht zusteuerte. In dem Augenblick jedoch, in welchem es sich uns zur Seite legen wollte, vernahmen wir eine Art wilden Schrei und sahen dann zu unserer Bestürzung, wie das Fahrzeug mit beispielloser Geschwindigkeit unterging. Im Nu hatten wir unser kleines Boot ins Wasser gelassen und es glückte mir, einen russischen Offizier aufzufangen, während meine Matrosen zwei russische Seeleute retteten. Da der schwer an der Schulter verwundete Offizier nicht im stande war, sich zu bewegen, so trugen ihn die Leute nach oben, wo wir ihn aufs Deck legten und meine Frau sich neben ihm niederließ, um nach seiner Wunde zu sehen. Ihre Bemühungen waren indes vergebens. Der arme Bursche war ganz bewußtlos und verblutete sich. Nach zehn Minuten trat sein Tod ein, wonach uns nur die traurige Pflicht blieb, seinen Leichnam mit einem stillen Gebet in die Tiefe zu senken. Die beiden andern Russen waren unverwundet, konnten sich jedoch in keiner Weise verständlich machen. Wir brachten sie am nächsten Tage an Bord eines nach Reval gehenden englischen Schiffes.

Wir waren am nächsten Morgen schon in aller Frühe auf, um zu sehen, was in der Nacht vorgefallen war, konnten indes nichts Besonderes entdecken. Ein Schlachtschiff allein war am Bug stark beschädigt und verließ im Laufe des Morgens die Flotte in südlicher Richtung. Sonst trug die Lage auf beiden Seiten dasselbe Aussehen, wie am Abend zuvor.

Plötzlich sah ich ein Schiff — ich denke, es muß, seinem Aussehen nach zu schließen, eine der Yachten des deutschen Kaisers gewesen sein — schnell aus Süden herankommen und, sobald es nahe genug war, ein langes Signal geben. Fast unmittelbar darauf veränderten sämtliche deutsche Schiffe ihren Kurs und dampften mit voller Kraft, nachdem die Yacht sich noch mit dem Flaggenschiff in Verbindung gesetzt, und dieses einen weiteren Befehl signalisiert hatte, westlich in der Richtung nach Kiel weiter. Da sie unter Volldampf fahren und ich ihnen deshalb nicht folgen kann, will ich Kolberg anlaufen, um diesen Brief zur Post zu geben und die neuesten Nachrichten zu hören.

P. S. Ich habe in Kolberg vernommen, daß die Yacht des Kaisers die Nachricht von der französischen Kriegserklärung mit dem Befehl überbrachte, daß die ganze deutsche Flotte so schnell wie möglich nach dem Jahdebusen zurückkehren solle, um nicht zwischen Russen und Franzosen in zwei feindliche Feuer zu geraten. Wie die Deutschen sagen, haben sie mehrere russische Torpedoboote zum Sinken gebracht, sich selbst jedoch durch ihre Torpedonetze geschützt. Nur der „Oldenburg“, das Schiff, welches ich gesehen hatte, war von einem Torpedo getroffen worden, kam aber trotzdem wohlbehalten, wenn auch böse beschädigt, in Kiel an. Es heißt, daß russische Schiffe längs der ganzen deutschen Ostseeküste stehen, und an verschiedenen Stellen zu landen beabsichtigen.

Der deutsche Feldzugsplan.

London, 3. Mai.

Die französische Kriegserklärung war das notwendige Ergebnis des Auftretens Deutschlands gegen Rußland. Die Ereignisse sind einander seit dem Tage, an welchem vor nunmehr kaum vier Wochen, Prinz Ferdinand mit knapper Not dem Tode durch den Dolch eines russischen Meuchelmörders entging, mit fast unheimlicher tragischer Geschwindigkeit gefolgt. Über die Haltung, die Frankreich einschlagen würde, hat in Deutschland keinerlei Zweifel geherrscht, da die noch unvergessenen Erfahrungen des Jahres 1870 zur Genüge zeigen, wohin solche Szenen auf den Pariser Boulevards, wie sie unser Berichterstatter geschildert, führen. Auf jeder Seite von mächtigen Feinden umgeben, darf Deutschland nicht allzu gewissenhaft sein. Es kann bei dem Kampfe nach zwei Fronten nicht hoffen, dem Feinde auf dem Schlachtfelde überlegene Zahlen, wie in den Kriegen von 1866 und 1870, entgegenzustellen.

Deutschlands Aussichten auf Erfolg beruhen in erster Reihe auf seiner Schlagfertigkeit und der Schnelligkeit seiner Truppen, welche sie in den Stand setzt, unerwartet in Gegenden aufzutauchen, wo sich der Feind dessen am wenigsten versieht, ihm Niederlagen

beizubringen und ihn durch kühne Handstreiche in Verwirrung zu setzen.

Wollten die deutschen Truppen einen Vorstoß an der von Verdun bis Belfort mit Festungen gespickten französischen Ostgrenze versuchen, so würden sie viele Zeit verlieren, ohne dabei die Gewißheit zu haben, daß das nicht zu vermeidende Belagerungswerk schließlich von Erfolg gekrönt würde. Ist Deutschland auch zweifellos im Stande, jeden von der Basis der befestigten Ostgrenze ausgehenden französischen Angriff zurückzuschlagen, so müßte es sich jedoch in diesem Falle auf jene Defensive beschränken, die seinem kriegerischen Charakter von Grund aus verhaßt ist. Es bleibt den Deutschen mithin, um die Offensive zu ergreifen, kein anderer Weg, als sich gegen die schwer befestigte Ostgrenze Frankreichs zu wenden — es sei denn, daß sie sich mit Gewalt, oder auf diplomatischem Wege ein Durchzugsrecht für ihre Armeen durch neutrales Gebiet verschafften.

Die ideale Angriffslinie gegen Frankreich führt für Deutschland offenbar durch Belgien. Das deutsche Heer würde die Festungskette im Osten umgehen können und außerdem auf dem kürzesten Wege durch das feindliche Gebiet nach der französischen Hauptstadt gelangen. Belgien ist zwar neutraler Boden und seine Unabhängigkeit von den Großmächten garantiert, aber auf wie schwachen Füßen solche Garantieen stehen, geht aus den letzten Berichten unseres Berliner Korrespondenten hervor, der uns aus durchaus glaubwürdiger Quelle meldet, es sei Deutschland gelungen, mit Belgien einen geheimen Vertrag abzuschließen, wonach die Armeen des Kaiserreichs das Recht hätten, im Kriegsfall durch Belgien zu marschieren und die belgischen Eisenbahnen für ihre Zwecke zu benutzen. Dieses Abkommen dürfte Deutschland für das numerische Übergewicht der französischen Streitkraft über die eigene ziemlich schadlos halten.

Den Berichten unseres Berliner Korrespondenten zufolge hat die deutsche Heeresleitung etwa den folgenden Feldzugsplan aufgestellt: Von den zwanzig deutschen Armeekorps sind sieben unter dem Kommando des Königs von Sachsen an der russischen Grenze engagiert. Es bleiben demnach zum Kriege gegen Frankreich dreizehn Armeekorps übrig, wozu noch eine entsprechende Zahl unabhängiger Kavallerie-Divisionen kommt. Die erste Armee unter dem Kommando des Prinzen Albrecht von Preußen wird über Verviers, Lüttich,

Namur und Charleroi durch Belgien vordringen und die französische Grenze zwischen Maubeuge und Rocroy bei Hirson überschreiten. Die östlich von Maubeuge liegenden Festungen der französischen Nordgrenze sind von zu wenig Belang, um eine gefährliche Rolle zu spielen. Man glaubt, daß die Ardennen- und Eifeldistrikte der Verbindungslinie bis zur Grenze ziemlichen Schutz gewähren werden, der noch von einer anderen Seite, wie wir sofort sehen werden, bedeutende Verstärkung erfahren wird. Steht auch zwischen Aachen und Lüttich leider nur eine Eisenbahnlinie in Betrieb, so ist doch dafür das diesseitige Bahnnetz ein weit ausgedehnteres, ja es gehen einige Linien direkt bis an die Grenze.

Die erste Armee wird aus den nachstehenden sechs Armeekorps bestehen: der Garde, dem 7., 8., 10., 11. und 16. Korps, also denjenigen, welche in den dem Sammelpunkt der Truppen westlich von Köln nächst gelegenen Provinzen stationiert sind. Unter ihren Korpskommandeuren befinden sich die Generäle von Winterfeld, von Wittich, Graf Häseler, von Loë, die sich sämtlich in dem Kriege von 1870—71 mit Auszeichnung bedeckt haben. Der Kaiser, der natürlich Oberstkommandierender aller deutschen Truppen in beiden Operationsfeldern ist, begleitet selbst die Armee, nachdem er die östliche Grenze der Fürsorge General von Schlieffens, Chefs des großen Generalstabes, und einer Anzahl deutscher Fürsten überlassen hat.

Die zweite Armee wird aus dem 9., 14. und 15. Armeekorps bestehen. Ihr ist die folgende Angriffslinie vorgeschrieben: von Trier mit Einverständnis des Großherzogs durch Luxemburg längs der Bahn Trier-Brüssel bis Arlon vorzudringen, sich der französischen Grenze zwischen den Festungen Montmedy und Sedan zu nähern, und, während sie die Verbindungen der Hauptarmee deckt, den wahrscheinlich hinter dem nördlichen Teil der französischen Grenzfestungen im Felde stehenden Feind so zu beschäftigen, daß er nicht im Stande ist, den Truppen Hilfe zu bringen, die weiter westlich der über Namur und Charleroi vorrückenden deutschen Hauptarmee entgegen treten. Hat die zweite Armee, mit oder ohne Schlacht, diesen Teil ihrer Aufgabe vollbracht, so soll sie westlich bis unterhalb Mezieres marschieren und sich nach Überschreitung der Grenze der Hauptarmee nähern. Bei Ausführung dieser überaus schweren Aufgabe hat die

zweite Armee noch die physikalischen Hindernisse der östlichen Ardennen zu überwinden und ihre der Grenze bedenklich nahe Verbindungslinie zu beschützen. Bei diesem so schwierigen wie gefahrvollen Werk wird ihr eine starke Kavallerieabteilung unter dem Kommando des Generallieutenants von der Planitz Beistand leisten.

Sollten die Franzosen aus dem Schutze ihrer östlichen Grenzfestungen herausgehen und die Offensive ergreifen wollen, so würde, wie deutsche Strategen dies offen zugestehen, nachdem die deutsche Hauptarmee den Weg durch Belgien eingeschlagen, nichts sie davon abzuhalten vermögen, bis an das linke Ufer des Oberrheins vorzudringen, wo die deutschen Festungen ihnen Einhalt gebieten würden. Keineswegs würde ihr Vormarsch aber nur eine mühelose „Promenade“ sein und sollten sie etwa darauf rechnen, frei über die Eisenbahnen verfügen zu können, so dürfte ihnen beispielsweise Metz einen bösen Strich durch diese Rechnung machen.

In der Kette der französischen Grenzforts haben die Ingenieure absichtlich zwischen Toul und Epinal eine unbeschützte Lücke oder Trouée von beträchtlicher Breite gelassen, die in Hinsicht auf die dahinter liegenden Festungen der zweiten Verteidigungslinie mehr oder weniger eine Falle darstellt und auf beiden Seiten, der deutschen wie französischen, gewissenhafte Beobachtung durch eine starke Truppenabteilung erheischt.

Dieser Öffnung gegenüber wird sich auf dem Plateau hinter der Meurthe, zwischen Luneville und St. Die mit vorgeschobenen Posten bei Ramberville und einer starken, noch weiter vorn befindlichen Abteilung Kavallerie die dritte deutsche Armee, bestehend aus dem 13. württembergischen und dem 1. und 2. bayerischen Armeekorps, unter dem Kommando des Prinz-Regenten von Bayern, Luitpold, aufstellen. Der Prinz-Regent wird von Zeit zu Zeit Demonstrationen unternehmen, um die im Rücken und zur Seite der dritten Armee stehenden französischen Truppen in Schach zu halten. Wenn von einer allzustarken Macht bedroht, bleibt der Armee eine Rückzugslinie über die Mittelvogesen offen, in deren Pässen sie dem Feind noch empfindliche Schlappen wird versetzen können. Sollten aber die gegnerischen Truppen zur Teilnahme an dem mélée im Innern Frankreichs zurückberufen und die Lücke für

die Deutschen passierbar werden, so wird das kaiserliche Hauptquartier sofort neue Instruktionen senden.

Sobald die Mobilmachung der aktiven Armee fertig ist, wird auch die Landwehr in aller Eile bis auf den letzten Mann mobilisiert werden und sich zur Verstärkung der bereits im Felde stehenden Armeen bereit halten müssen. Das deutsche Reich hat gegen eine schwere Übermacht anzukämpfen und ist deshalb auf die Hilfe aller seiner Söhne angewiesen. Das zweite pommersche Armeekorps wird zum Schutze der nördlichen Küste in Deutschland zurückbleiben.

Der französische Feldzugsplan.

Während der deutschen Rüstungen ist Frankreich nicht müßig gewesen. Der ursprüngliche Feldzugsplan hat jedoch nach dem letzten Telegramm unseres Korrespondenten insofern eine Änderung erfahren, als es jetzt thatsächlich fest steht, daß die deutsche Hauptarmee durch Belgien in Frankreich einfallen wird. Der französische Plan hatte nur mit der Möglichkeit gerechnet, daß eine deutsche Nebenarmee den Weg durch Belgien einschlagen werde und für diesen Fall die Aufstellung von vier Armeekorps innerhalb des Festungsdreiecks La Fere-Soissons-Laon in Aussicht genommen.

Außerdem sollten zwei Korps an der Maas zwischen Mouzon und Dun Stellung nehmen, falls die Deutschen zwischen Montmedy und Longwy einzudringen versuchten. Drei Korps waren der südöstlichen Grenze zugewiesen, um auf Italien, das ja ein Mitglied des Dreibundes ist, ein Auge zu haben. Die Pariser Garnison sollte in der Hauptstadt bleiben. Die übrigen Korps waren für den Dienst an der Ostgrenze von Verdun bis Belfort bestimmt.

All' diese Vorkehrungen sind jedoch hinfällig geworden, da sich jetzt eine große deutsche Armee an der Ostgrenze Belgiens ansammelt, um durch das kleine Königreich nach dem Norden Frankreichs zu dringen. Der Oberstkommandierende der französischen Armee, General Saussier und sein Stabschef, General Miribel, sahen sich deshalb plötzlich vor die Aufgabe gestellt, andere Dispositionen zu treffen.

Nach dem neuen Plan werden nicht weniger als sieben Armeekorps, das 1., 2., 3., 4., 9., 10. und 11., die sämtlich in den benachbarten „militärischen Regionen“ stationiert sind, die Armee bilden, die um das Dreieck La Fere-Soissons-Laon und weiter hinaus nach der Nordgrenze, westlich von Givet, zusammengezogen wird und deren Kommando Saussier selbst übernimmt. Eine aus dem 5., und 6. Korps bestehende Armee unter dem Kommando des Generals Carre de Bellemar wird, wie in dem ursprünglichen Plan, das Ufer der Maas im Nordosten decken. Sechs Korps, das 7., 8., 12., 13., 17. und 18. sind für den Feld- und Garnisondienst an der Ostgrenze ausersehen und werden sich in zwei Armeen teilen, wovon, jede aus drei Korps bestehend, die nördliche unter dem Befehl des Generals de Gallifet und die südliche unter dem Herzog von Auerstädt (Davoust) stehen wird. Drei Korps, das 14., 15. und 16., sämtlich in den südöstlichen Departements stationiert, werden unter dem Oberkommando des Generals Thomassin die italienische Grenze von Albertville bis Mentone bewachen. Die französische Mobilmachung nahm zwar geraume Zeit nach der deutschen ihren Anfang, doch ist inzwischen kein Augenblick versäumt worden und die Geschwindigkeit, mit der sie vorgeschritten ist und sich ihrer Fertigstellung nähert, hat selbst die überrascht, welche bereits früher von der Wiedergeburt des militärischen Frankreichs sich zu überzeugen Gelegenheit hatten.

Die öffentliche Meinung in England.

Debatte im Unterhaus.

London, 3. Mai.

Während sich Frankreich und Deutschland geharnischt und kriegsbereit am Rheine drohend gegenüberstehen, hat sich ganz England in einem Zustand der Ungewißheit und Erwartung befunden, dem sich nichts ähnliches seit der Zeit der napoleonischen Kriege zur Seite stellen läßt. Die politische Aufregung war in den letzten Tagen eine ungeheure und hat angesichts der jetzt fast unvermeidlichen Ver-

letzung der Neutralität Belgiens den Siedegrad erreicht. Volk, Presse und Politiker sind, wie das gestrige Massenmeeting in London beweist, darin einig, daß die Regierung das Äußerste aufbieten muß, um von dem „tapferen kleinen Belgien" eine Verletzung seiner auch von England garantierten Neutralität fernzuhalten. In flammenden Leitartikeln fordert die oppositionelle Presse, die jetzt ihre Gelegenheit zu Angriffen wider die Regierung sieht und deshalb in heiligem Feuer für die Ehre Großbritanniens entbrannt ist, das Volk auf, gebieterisch seine Stimme zu erheben und das pflichtvergessene Ministerium zu zwingen, heftige Protestnoten an die Adresse des deutschen Kaisers zu senden. Selbst die regierungsfreundlichen Blätter richten die eindringliche Mahnung an das Kabinett, an die ungewisse Zukunft Antwerpens zu denken, falls Belgien wiederum der Kampfplatz für die europäischen Heere würde. Man dürfe nicht vergessen, daß diese große Festung eine ständige Gefahr für England bilde, falls sie aus dem belgischen in andern Besitz überginge. Auch das Parlament befindet sich in der gleichen hochgradigen Aufregung und es ist kein Tag vergangen, an welchem nicht zur bestimmten Stunde ganze Salven von Interpellationen auf die Schatzbank abgefeuert worden sind. Die unerklärliche Gemütsruhe der Minister Ihrer Majestät hat indessen dem hartnäckigen Ansturm der Opposition auf die Dauer nicht standhalten können.

Da es nicht länger zweifelhaft war, daß die mit ihrer Mobilmachung weit vorgeschrittene deutsche Armee an der Ostgrenze Belgiens ihren Weg durch diesen Staat nehmen würde, erhob sich am Dienstag Sir William Harcourt von seinem Sitz und sprach, während jedes Auge im Hause auf ihm ruhte, mit unheimlichem Ernst die Forderung aus, daß der Leiter des Hauses ohne Verzug einen Tag zur Debatte ansetze „über die ernsten internationalen Fragen und Eventualitäten in Verbindung mit der drohenden Verletzung der belgischen Neutralität, wie über die Haltung des Ministeriums gegenüber diesen Fragen und Eventualitäten." Mit dem ernsten und nachdenklichen Aussehen, wie es einem Staatsmann in den Zeiten einer schweren Krisis zukommt, ließ sich Sir William wieder auf seinen Sitz nieder, seine Selbstzufriedenheit erlitt jedoch einen empfindlichen Stoß, als ihm der Leiter des Hauses, ohne sich von seinem Platz zu erheben, die erbetene Auskunft für den nächsten

Tag versprach und sich dann unter allgemeiner Heiterkeit einem hörbaren Gähnen überließ.

Der angesetzte Tag erschien und ein bis auf den letzten Platz gefülltes Haus bewies, mit wie großem Interesse man den in Aussicht gestellten Erklärungen Mr. Balfours entgegensah. Nachdem er noch einen heftigen Angriff Sir William Harcourts hatte über sich ergehen lassen, erhob sich der Leiter des Hauses zu der folgenden Rede:

Die Regierung Ihrer Majestät habe vor einem Jahre sowohl von Deutschland wie von Belgien die vertrauliche Mitteilung erhalten, daß beide Staaten einen geheimen Vertrag miteinander abgeschlossen hätten, worin Belgien für den Fall eines Krieges zwischen Deutschland und Frankreich den deutschen Truppen das Recht eingeräumt habe, durch sein Gebiet zu passieren und seine Eisenbahnen zu benutzen. Zweifellos sei es sehr fraghaft, ob Belgien überhaupt die Erlaubnis zu einer derartigen Verletzung seiner von den Großmächten garantierten Neutralität habe erteilen können, unter den gegenwärtigen Umständen bliebe die Frage aber eine abstrakte. „Wer wird Belgien hindern, sein Versprechen zu halten? Nicht Deutschland, das den Vertrag mit dem Königreich abgeschlossen hat. Nicht Frankreich, das im Jahr 1870 die belgische Neutralität ungestraft verletzt hat und auch diesmal wiederum verletzen wird, wenn es mit seinen Rüstungen früh genug fertig wird, um den Kampf auf nichtfranzösisches Gebiet hinüberzuspielen. Kann, so frage ich, denn überhaupt noch von einer Verletzung des Vertrages die Rede sein, wenn Belgien selbst seine Neutralität preisgegeben hat? Wir haben zur Zeit in Osteuropa wichtigere Interessen zu wahren, als uns um die Aufrechterhaltung der belgischen Neutralität zu kümmern. Wünscht das ehrenwerte Mitglied etwa, daß England mit bewaffneter Hand Belgien gegen seinen Willen zur Beobachtung der von ihm bereits geopferten Neutralität zwingt? Wir würden uns nicht nur mit Belgien verfeinden, sondern bei Ausführung eines solchen Vorhabens allein dastehen und dem Gelächter der Welt verfallen. Zum Glück haben wir aber keine quixotische Regierung. Ich will Ihnen jedoch sagen, daß wir, von dem Abkommen vertraulich verständigt, sofort Maßnahmen zum Schutze der Interessen Großbritanniens getroffen haben. Wir verlangten und erhielten von Belgien das Recht, die

Festung Antwerpen in dem Augenblick, in welchem der erwähnte Vertrag zur Ausführung gelangen sollte, zu besetzen und bis zur endgültigen Lösung der jetzt zweifellos auf dem Festlande drohenden Verwickelungen in unserem Besitz zu behalten. Wir durften nicht zugeben, daß sich möglicherweise ein feindlicher Nachbar so dicht vor unserer eigenen Hausthür festsetzte und wir sicherten uns deshalb das Recht, bei den kommenden ernsten Zeiten unser eigener Nachbar jenseits des Wassers zu sein. Wir haben bereits während der vergangenen Woche in aller Ruhe einige notwendige Vorbereitungen getroffen. Dieselben sind jetzt soweit gediehen, daß ich dem Hause mitteilen kann, daß eine 15000 Mann starke Abteilung britischer Infanterie und Artillerie sich übermorgen in einigen unserer Häfen auf schnellen Transportdampfern einschiffen und, von dem Kanal-Geschwader begleitet, am folgenden Morgen in Antwerpen landen wird. Zu ihrem Kommandeur ist ein Soldat ausersehen, dessen Name und Ruf jedem von uns bekannt ist, ich meine jenen ausgezeichneten Offizier, Sir Evelyn Wood. Die Belgier übergeben uns Antwerpen, wie es steht und liegt, mit Festung, Geschütz, Munition und allen für die Verteidigung bestehenden Vorkehrungen. Hoffen wir aber zu Gott, daß wir nicht in die Lage kommen, von unsern Waffen Gebrauch zu machen."

Stürmischer Beifall hatte die kurze aber gewichtige Rede Mr. Balfours unterbrochen und schwoll, als er sich endlich niederließ, zu einem Orkan an, der das Dach des Hauses zu erschüttern schien. Mit der besten Miene, die er annehmen konnte, erklärte sich Sir William Harcourt zufriedengestellt und die Debatte hatte ihr Ende erreicht.

Spät gestern Abend hieß es, daß die Regierung die Ermächtigung nachgesucht und erhalten habe, 20000 Mann anzuwerben und eine große Anzahl Milizbataillone zur Fahne zu rufen.

Gefecht bei Alexandrovo.

Niederlage der Russen.

(Telegramm unseres Spezial-Korrespondenten, Mr. Charles Lowe.)

Alexandrovo (Russisch-Polen), 2. Mai.

Nach dem guten, alten, deutschen Prinzip, daß eine energische Offensive die beste Defensive sei, hatte das Hauptquartier für heute einen Angriff gegen Alexandrovo anbefohlen, um sich, wenn möglich, in den Besitz dieses wichtigen Grenzpostens zu setzen.

Bei Anbruch der Dämmerung war bereits alles in dem deutschen Lager lebendig. Eine starke Abteilung Truppen, bestehend aus der 6. Division unter Generallieutenant von Schnabeltitz, aus einer gleichmäßig von Ziethenhusaren und Ulanen vom Regiment Kaiser Alexander II. gebildeten Brigade Kavallerie unter Generalmajor von Edelmann, und zwei Abteilungen Artillerie (von je sechs Batterien), unter Major Graf von Donnersberg, rückte in aller Frühe aus und befand sich nach einem scharfen Marsch bald jenseits des kleinen Stromes, der die Grenze bildet. Einige Schüsse genügten, um die einen merkwürdig trägen Eindruck machenden russischen Vorposten zurückzuwerfen. Von einem verwundeten und von seinen Kameraden zurückgelassenen Moskowiter erfuhren wir dann, daß Alexandrovo durchaus nicht so stark verteidigt war, wie es bei unserm ersten Rekognoszierungsritt den Anschein hatte. Nach dem Bericht des Gefangenen bestand die ganze Besatzung nur aus einer Brigade Infanterie unter dem Befehl des Generalmajors Grodnovodsky, einigen Batterien Artillerie, einigen Sotnien Kosaken und zwei Schwadronen Dragonern. In allen Waffengattungen, namentlich aber in der Infanterie und Artillerie, bedeutend stärker als unsere Gegner, eilten wir nunmehr in Schnelltempo unserm Ziele zu und es gelang uns wirklich, auf der Anhöhe vor Alexandrovo anzukommen, ehe der Feind unsere Absicht vereiteln konnte. Es war jedoch ein scharfes Rennen und lief nicht ohne Blutvergießen ab, da es zwischen einer Schwadron unserer Husaren unter Rittmeister von Rummelsburg und einer Sotnie Don-Kosaken zu heißem Kampfe kam.

Von Rummelsburg hatte mit seinen Husaren gerade den Gipfel der fraglichen Anhöhe erreicht, als er die Kosaken von der entgegengesetzten Seite auf den Hügel zusprengen sah. Ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen, gab er das Zeichen zum Angriff und stürmte an der Spitze seiner Schwadron auf den Feind ein. Aber ehe noch die beiden Abteilungen Kavallerie aneinander geraten waren, gab es schon auf russischer Seite leere Sättel, da die deutschen Angreifer den ersten tödlichen Gebrauch von dem neuen Lanzengewehr gemacht hatten — der Erfindung eines genialen Schlossermeisters in Potsdam, die im vorigen Jahr das Gefallen des Kaisers gefunden hatte. Es ist eine Erfindung ganz fin de siècle, dieses Lanzengewehr, das soeben seine Feuerprobe bestanden hat. Wir werden im weiteren Verlauf des Feldzugs noch mehr von ihm hören.

Nachdem wir die Kosaken auf ihre Infanterie zurückgeworfen hatten, deren Bewegungen ganz unerklärlich langsame und verwirrte waren, fuhren unsere Geschütze schnell wie der Blitz auf dem Gipfel des Hügels auf und sandten dem fliehenden Feind einen Hagel von Schrapnells nach, der noch weitere Verwüstung unter seinen Reihen anrichtete. Jetzt luden Donnersbergs Mannschaften ihre Geschütze mit Brisanzgranaten und begannen ein lebhaftes Feuer gegen die Bahnstation von Alexandrovo, hinter der Grodnovodskys Infanterie zeitweilig Schutz gesucht hatte. Die auf einer kleinen Anhöhe zur Linken aufgefahrenen russischen Geschütze schwiegen zwar nicht, fügten unseren Batterien aber fast keinen Schaden zu, da von unseren Geschützen wenig mehr als die Mündung zu sehen war — eine Vorsichtsmaßregel der preußischen Artilleristen, die selbst mitten im Gewühl der Schlacht die größte Sorgfalt bei der Wahl eines Standortes für ihre Kanonen an den Tag legen. Hinter unseren Batterien hatte sich die Infanterie der 6. Division platt auf die Erde geworfen, um, sobald das Feuer der Russen zum Schweigen gebracht war, ihrerseits zum Angriff vorzugehen.

Sie hatten nicht lange zu warten. Der wütende Artilleriezweikampf hatte kaum eine Stunde gedauert, als Grodnovodskys Geschütze, soweit sie nicht schon zerschossen waren, das Feuer einstellten und sich zum Abprotzen fertig machten. Und nun war die Zeit für unser ungeduldiges Bataillon gekommen. In schönster Ordnung, die erste Gefechtslinie ausgeschwärmt, wie wenn es sich zu

einer Übung auf dem Tempelhofer Feld befände, stürmte es den Abhang hinab und quer über die noch von dem heftigen Nachtregen nassen und durchweichten Felder bis unter die Thore von Alexandrovo. Vergebens versuchte die hinter der zerschossenen Eisenbahnstation und anderen benachbarten Gebäuden befindliche russische Infanterie hervorzubrechen und unseren Ansturm aufzuhalten. Aber unsere Geschütze, die noch immer über die Köpfe unserer Truppen hinwegzuschießen vermochten, und das schreckliche Feuer unserer Magazingewehre streckten ganze Reihen unserer Gegner nieder, bis schließlich eine wahre Panik unter ihnen ausbrach und sie, zum erstenmal wahrscheinlich in der militärischen Geschichte Rußlands, ihr Heil in der Flucht suchten. Sie wichen nicht der überlegenen Zahl, wohl aber dem Schrecken, mit dem sie die unheimlichen Wirkungen der neuen Gewehre und des neuen rauchlosen Pulvers erfüllten. Die Toten und Verwundeten, die auf dem Platz blieben, bewiesen, mit welcher hartnäckigen Tapferkeit sie sich geschlagen hatten. Aber auch auf unserer Seite waren die Verluste nicht unbedeutend, und u. a. Oberst von Degen und Lieutenant Prinz zu Sonnenwalde, beide vom 8. brandenburgischen Infanterieregiment (Prinz Friedrich Karl) gefallen. Unser Verlust wurde aber mehr als aufgewogen durch die Einnahme von Alexandrovo, in das wir mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel einrückten und das mit seinen reichen Vorräten an rollendem Eisenbahnmaterial für uns von unschätzbarem Wert ist.

Wie es in Himmels Namen möglich war, daß die Russen zu Beginn des Feldzuges einen strategisch so wichtigen Posten, wie Alexandrovo nicht mit einer stärkeren Garnison besetzten, ist ein unlösbares Rätsel, selbst für alle die, welche sich eingehend mit dem Studium des russischen Nationalcharakters beschäftigt haben. Auf jeden Fall aber sind sie dort gewesen, wo wir jetzt, Dank der unglaublichen Nachlässigkeit unserer Feinde, ihres verächtlichen Vorpostendienstes und der Kühnheit und Schnelligkeit unserer Bewegungen, sind.

Ich sende meinen Kourier mit diesem Telegramm nach Thorn und will hoffen, daß er es von dort aus weiter befördern kann.

Besetzung Alexandrovos durch die Deutschen.

Alexandrovo, 3. Mai.

Noch sind keine 24 Stunden seit der Besetzung Alexandrovos durch die siegreiche 6. Division der deutschen Armee vergangen und schon erhebt sich auf der Warschauer oder südöstlichen Seite der Stadt eine Reihe starker Erdverschanzungen, die, eine unvergleichliche Leistung, von dem eine Stunde nach uns hier eingetroffenen Pionierbataillon des dritten Korps in der kurzen Zwischenzeit ausgeführt worden sind. Aber auch unsere ganze Infanterie hat seither ohne Unterbrechung Tag und Nacht mit Spaten und Schaufel gearbeitet, da man es für sicher hält, daß die Russen sich beeilen werden, ihren unverzeihlichen Fehler, dem wir den unschätzbaren Besitz einer Basis für Operationen mit der Bahn verdanken, wieder gut zu machen. Unter der von uns gemachten Beute fanden wir 123 verschiedene Eisenbahnwaggons und neun Lokomotiven, welche uns zusammen mit dem rollenden Material, das stündlich aus der Richtung von Thorn mit den übrigen Truppen der sich hier schnell konzentrierenden deutschen Weichselarmee, einläuft, die Transportmittel liefern, die Fackel der Invasion noch tiefer in das Herz Rußlands zu tragen.

Besteht die von hier nach Warschau führende Eisenbahn auch nur aus einem einzigen Geleise, so sind ihre Schienen doch, ganz anders wie bei allen russischen Linien auf dem rechten Ufer der Weichsel, von der gewöhnlichen europäischen Breite, was schon für sich allein ein ungeheurer Vorteil für uns ist. Auch unsere unter dem Befehl des Grafen von Waldersee stehende Ostseearmee wird bei ihrem Vormarsch in Rußland unter der Schwierigkeit zu leiden haben, daß die Bahn von Eydtkuhnen ab sich auf dem breiten russischen Geleise bewegt, obgleich es heißt, daß der an alles denkende deutsche Generalstab auch für diesen Fall seine Vorkehrungen getroffen hat. Besser steht es jedoch in dieser Hinsicht mit der schlesischen Armee, unter dem Prinzen Georg von Sachsen, die sich die gleichen Verkehrserleichterungen, wie wir, verschaffen kann, sobald es ihr gelingt, sich eines Fußhaltes auf der Warschau-Wiener Linie zu bemächtigen. Wir sehen mit Ungeduld den Nachrichten über ihre Bewegungen entgegen.

Einnahme von Czenstochau durch den Prinzen Georg von Sachsen.

Gefangennahme Fürst Alexanders von Battenberg.

(Telegramm unseres Spezial-Korrespondenten, Mr. Charles Lowe.)

Alexandrowo, 4. Mai.

Unter unseren Truppen herrscht großer Jubel, da fast unmittelbar nach dem Telegramm, das uns die von Berlin nach dem Rhein unter der beispiellosen Begeisterung der Bevölkerung erfolgte Abreise des Kaisers anzeigte, eine zweite Drahtmeldung hier eintraf, des Inhaltes, daß es auch dem Prinzen Georg von Sachsen durch Eilmärsche von unglaublicher Schwierigkeit über die ausgedehnten, sich östlich von Rosenberg und Tarnowitz an der Kreuzburg-Tarnowitzer Linie hinziehenden Moore und Sümpfe gelungen sei, die Russen bei Czenstochau an der Warschau-Wiener Eisenbahn zu überraschen und den, es klingt fast unglaublich, nur von seiner gewöhnlichen Garnison, einer Brigade Infanterie und zwei Brigaden Kavallerie, besetzten wichtigen Platz nach verzweifeltem aber vergeblichem Widerstand seiner Verteidiger einzunehmen. Leider waren die deutschen Verluste weit beträchtlicher als gestern die unseren. Besonders hat aber das 22. schlesische Infanterieregiment gelitten, das bei seinem so heftigen wie erfolgreichen Bemühen, den Feind aus einem durch Artillerie gedeckten Gehölz herauszutreiben, mehr als dezimiert wurde. Man sieht also, daß in dem Regiment noch immer der Heldengeist des Feldmarschalls James Keith, nach dem es auch seinen Namen trägt, fortlebt. James Keith, seiner Geburt nach ein Schotte, fand bekanntlich unter den Augen Friedrichs des Großen seinen Tod, als er an der Spitze seines Regiments den überraschten rechten Flügel der Preußen bei Hochkirch in der Lausitz vor seiner gänzlichen Vernichtung durch die Österreicher rettete.

Die beiden Treffen bilden, wenn auch in kleinerem Maßstabe, sozusagen das Wörth und Spichern des jetzigen Krieges. Es bleibt abzuwarten, ob wir unsere Anfangserfolge weiter ausbeuten werden, die wir, ich wiederhole es, in erster Reihe der außerordentlichen

Schnelligkeit und Kühnheit unserer Bewegungen und der unglaublichen Langsamkeit und mangelhaften Mobilmachung unserer Feinde verdanken. In dem Glauben nämlich, daß die Deutschen nie in Polen einzufallen wagen, sondern auf ihrer Hut bleiben und in Schlesien eine Reserve in der Flanke ihrer österreichischen Bundesgenossen bilden würden, hat sich der Hauptstrom ihrer Mobilmachung weiter nach Osten gerichtet, wo Dragomiroff seine Angriffslinie gegen Lemberg bildet.

Die Frage, wie Gurko, der sich noch immer in Warschau befindet, obwohl der größere Teil seiner Truppen ihm ins Feld vorangerückt ist, der so plötzlich neugeschaffenen Situation entgegentreten wird, bildet hier gegenwärtig das allgemeine Gesprächsthema, doch dürfte uns die Zukunft bald Klarheit über seine Absichten bringen.

Leider lauten die Telegramme, welche inzwischen aus Galizien von unseren österreichischen Bundesgenossen eintreffen, nicht sehr ermutigend. Es scheint bei ihnen nicht allein an der erforderlichen Initiative und Schnelligkeit des Handelns zu fehlen, sondern auch in den Köpfen der verschiedenen Korps- und Armeekommandeure eine bedauerliche Meinungsverschiedenheit darüber zu herrschen, ob sie in der Defensive bleiben oder aber eine kühne Invasionspolitik wie wir einschlagen und sich in die Höhle des Löwen, oder richtiger gesagt, des russischen Bären wagen sollen.

Wie mir Graf von Schlieffen, der im persönlichen Verkehr so liebenswürdig wie als Chef des Generalstabs tüchtig ist, mitteilt, hat das deutsche Hauptquartier heute Nachmittag die Nachricht von einer großen Schlacht empfangen, die zwischen nicht weniger als fünf Divisionen Kavallerie, davon drei auf russischer und zwei auf österreichischer Seite, in der Nähe von Brod an der volhynischen Grenze stattgefunden und, wie nach den ungleich verteilten Zahlen nicht anders zu erwarten war, mit der gänzlichen Niederlage der österreichisch-ungarischen Reiter geendigt hat. Es heißt, daß die letzteren die Bewegungen des dritten österreichischen Armeekorps deckten, welches einen Vormarsch in der Richtung auf Dubno unternahm, als sie von den Russen angegriffen und nach einem Reiterkampf, der in seiner Großartigkeit lebhaft an die Schlachten der Kreuzfahrer erinnert, blutig zurückgeworfen wurden. Mit diesem Siege jedoch nicht zufrieden, sammelten und ordneten sich die Russen aufs neue

und fielen dann wie ein Wirbelwind, der rauchlosen Salven des Mannlicher Repetiergewehres nicht achtend, über einen abgesonderten Teil der österreichischen Infanterie her. Sie ritten alles nieder, was sich ihnen in den Weg stellte, töteten eine beträchtliche Anzahl der tapferen Steiermärker, die ihnen gegenüber standen, und nahmen schließlich ein ganzes Bataillon gefangen, darunter auch, wie das Gerücht besagt, den Obersten des 27. Regiments, der kein anderer als Graf Hartenau ist, besser als Fürst Alexander von Battenberg, früherer Fürst von Bulgarien, bekannt.

Später.

Später eingetroffene Telegramme bestätigen das Gerücht von der Gefangennahme des Fürsten Alexander durch die Russen, mit dem Zusatz, daß die Nachricht in Dragomiroffs Hauptquartier, das in Dubno stehen soll, fast ebensoviel Jubel hervorrief wie seiner Zeit in Deutschland die Meldung von der Übergabe Napoleons und seiner Armee bei Sedan.

Der frühere bulgarische Fürst wird nach St. Petersburg gesandt werden, wo bereits im Katherinenhof Zimmer für seine Aufnahme hergerichtet werden. Er hat einstweilen seinen Degen behalten dürfen, da sein unversöhnlicher Vetter, der Zar, sich nicht die Genugthuung versagen will, ihn persönlich aus der Hand seines gedemütigten Gefangenen entgegen zu nehmen. Es wird ein Bild sein, das an Interesse alle früheren romantischen Zwischenfälle aus dem sonderbar bewegten Leben des Fürsten weit übertreffen wird.

Nachtangriff der Russen.

Kampf bei elektrischem Licht. — Niederlage General Gurkos und Rückzug nach Warschau.

(Telegramm unseres Spezial-Korrespondenten, Mr. Charles Lowe.)

Alexandrovo, 7. Mai, 5 Uhr früh.

Die deutsche Weichselarmee hat den Russen, die sich derzeit in vollem Rückzug auf Warschau befinden, ein zweites Plewna bereitet.

Dies ist in wenigen Worten das Ergebnis eines blutigen Nachtkampfes, den ich soeben als Zuschauer mit erlebt habe und der, unter dem Schutze der Dunkelheit, von den Russen ausgegangen war, die dadurch den verheerenden Wirkungen des Magazingewehrfeuers am Tage zu entgehen dachten. Sie dürften aber kaum für die nächste Zeit diese ihre erste Lektion, welche sie in der nächtlichen Kriegsführung erhalten, vergessen.

Um 7 Uhr gestern Abend hatten das 3. und 4. deutsche Armeekorps ihre Zusammenziehung in und um Alexandrovo beendet und ihre Biwaks auf beiden Seiten der Eisenbahnlinie bezogen. Ihre Zeltreihen erstreckten sich fast eine halbe (deutsche) Meile weit nach jeder Richtung hin. Einige von uns während des Tages unternommene Rekognoszierungen hatten ergeben, daß die Russen in großer Stärke auf einen Platz namens Waganiek zu marschierten und vermöge einer, ein wenig höher hinauf bei Dobrowniki über die Weichsel geschlagenen, Pontonbrücke von ihrem rechten Ufer her Verstärkungen empfingen. Da sich jedoch immer dichte Massen Kavallerie in der Front befanden und die Bewegungen der Russen verdeckten, war es unseren Kundschaftern nicht möglich gewesen, eine genauere Information zurückzubringen. Besonderes Interesse hatte allein die von einem gefangenen Kosaken mitgeteilte Nachricht, daß die unmittelbar vor uns befindlichen russischen Truppen vorwiegend aus dem 5. und 6. Korps, sowie einem Teil des 4. (einschließlich der Reste von Grodnovodskys Brigade) beständen und persönlich von General Gurko, dem Helden des Balkanfeldzuges, geführt würden. Auf Grund dieser Meldung faßte die deutsche Heeresleitung den Beschluß, Gurko anzugreifen, noch ehe er mit seinen Vorbereitungen fertig war, und im Grauen des Morgens gegen ihn vorzurücken, wie einst Prinz Friedrich Karl gegen Benedek vor der Schlacht von Königgrätz.

Ich hatte den Abend bei einem guten Freunde, dem zu Stülpnagels brandenburgischem Infanterieregiment gehörigen Hauptmann von Knesebeck, zugebracht und schickte mich gerade an, ihn auf einem Gange zur Besichtigung der Vorposten zu begleiten, als ein Ulan plötzlich mit der Nachricht heranjagte, es fände vor der Front eine geheimnisvolle Bewegung statt und ein Geräusch, wie das entfernte Rollen von Wagen und Kanonenrädern sei in der sonst so stillen

Nacht vernehmbar. Da immer mehr Boten mit ähnlichen Nachrichten atemlos herbeikamen und der Ernst ihrer Meldungen nicht länger zu bezweifeln war, so wurden die Truppen sofort allarmiert. Von einem Ende des Lagers bis zum andern ertönten kurze Kommandorufe, und Dank den häufigen Alarmübungen, welche die deutsche Armee seit der Thronbesteigung des jetzigen Kaisers hat vornehmen müssen, stand die Weichselarmee zehn Minuten nach dem ersten Trompetenruf gestiefelt und gespornt in vollkommener Schlachtordnung mit der Front gegen den Feind da.

Die Nacht war außerordentlich dunkel und der Mond gerade hinter einem dichten Gewölk verschwunden, eine Schlacht schien also unter diesen Umständen gänzlich undenkbar. Da plötzlich wurde die uns umgebende Finsternis durch einen starken Lichtstrom durchbrochen, der, anscheinend mit der ganzen Leuchtkraft der Mittagssonne ausgerüstet, wie ein Blitz seine blendenden Strahlen von dem düsteren Nachthorizont auf uns entsandte. „Elektrisches Licht," so rann es von Mund zu Mund, während jedermann unwillkürlich seine Augen vor dem Glanze des alles erleuchtenden und durchdringenden Lichtes schützte, das die moderne Wissenschaft nunmehr auch in den Kriegsdienst gestellt hat, fast als ob die Sonne nicht länger auf die blutigen Szenen der Schlachtfelder herabschauen wolle. Einige Augenblicke hindurch irrten die beinahe meilenlangen Strahlen des blendenden Lichtballs suchend am Horizont hin und her, um sich dann wieder auf uns zu richten und uns mit einem Meer von Licht zu überschwemmen. Und nicht genug damit, noch ein zweiter und dritter Lichtstrom brachen plötzlich von den Erhöhungen vor uns hervor und zeigten uns für den Augenblick dichte Massen grau und grün gekleideter Bataillone, die vorsichtig die vor uns liegenden Abhänge herabstiegen. So wohl angebracht nämlich der Gebrauch des elektrischen Lichtes im Felde ist, um den Stand der Feinde zu entdecken, so hat es doch den Nachtheil, daß es gleichzeitig auch die eigene Stellung oder die der Freunde verrät. So war es auch hier, und als das elektrische Licht uns wieder die Reihen der behutsam vorrückenden Russen verriet, eröffneten wir das Konzert mit dem Donner unserer Kanonen, wozu das Knattern der Gewehre eine passende Begleitung bildete. Wir hatten aber nicht lange auf Antwort zu warten, da in dem nächsten Augenblick, in welchem das

Suchlicht wieder uns überflutete, auch die auf denselben Anhöhen aufgefahrenen russischen Batterieen lustig in die Schlachtmusik mit einfielen und gegen uns losdonnerten, obwohl ihre auf eine viel weitere Entfernung gerichteten Geschosse harmlos über uns dahin flogen. Besser traf schon das Gewehrfeuer unserer Feinde, das zuerst in vereinzelten Schauern und dann ununterbrochen mit verderbenbringender Wirkung auf unsere Reihen niederfiel, bis unsere ganze Infanterie den Befehl erhielt, sich niederzuwerfen und den Schutz unserer Schanzwerke in der Front zu suchen.

Zwischen uns und unseren Feinden befand sich eine Bodensenkung, die, ein wenig tiefer als jene, welche den Mont St. Jean von Belle Alliance trennt, von unschätzbarem Wert für die Russen war, da ihre im Rücken aufgefahrenen Batterieen über die Häupter ihrer Infanterie hinweg zu feuern vermochten, bis die letztere uns auf Sturmesweite nahe gekommen war.

Die Russen rückten mit unerschütterlichem Mut gegen uns vor, würdig der Männer, welche die Schanzen von Plewna zu stürmen versuchten, und mächtig stieg in mir, während ich bei den Blitzen des elektrischen Lichtes ihre dichten Bataillone sich in die Gefechtslinien der modernen Taktik auflösen sah, der Gedanke an jenen kalten und düstern Novembermorgen empor, an dem sie ohne die Hülfe des elektrischen Lichtes mit der gleichen erhabenen und todesmutigen Tapferkeit die schlüpfrigen Abhänge von Inkerman hinaufdrangen.

Nicht lange, und das Knattern der von beiden Seiten hin- und hersausenden Gewehrkugeln übertönte das Gebrüll der Geschütze. Es wirkte dies um so verblüffender, als die Stellung der feindlichen Infanterieabteilungen nur aus dem gelegentlichen schwachen Aufblitzen des rauchlosen Pulvers zu erraten war. Nur wenn ein neuer Strahl des elektrischen Lichtes uns den Fortschritt der Russen zeigte, waren wir im Stande, die Entwickelung der Schlacht verfolgen, in der Einheit des Kommandos einfach unmöglich und jeder Hauptmann sein eigener Generalstabsoffizier war. Ist die Entwickelung einer modernen Schlacht schon an und für sich ein sehr langsamer Vorgang, so war sie es ganz besonders hier, wo infolge der tiefen Dunkelheit, welche zumeist auf beiden Seiten herrschte, ein so heftiges wie nutzloses Gewehrfeuer stattfand. Es kam jedoch der Augenblick, da die Dirigenten des elektrischen Lichtes es unmöglich fanden, unsere

Reihen zu beleuchten, ohne auch die Russen in den Bereich ihrer Strahlen zu ziehen. Auf diesen Augenblick hatten aber unsere Mannschaften gewartet, die nun mit wahrhaft teuflischer Schnelligkeit ein verheerendes Magazinfeuer über ihre Angreifer ergossen. Die Gelegenheit hielt jedoch nicht lange an. Plötzlich erloschen die vier Mitternachtssonnen, deren Licht das Werk des Blutvergießens ermöglicht hatte, und eine Pause kurzen, fast peinlichen Schweigens trat ein, das sich über das Schlachtfeld seiner ganzen Länge und Breite nach erstreckte.

Wir zweifelten auch nicht einen Augenblick daran, daß die so jähe Dunkelheit nur den Zweck verfolgte, unsere Feinde in den Stand zu setzen, unbehindert durch das genaue Ziel unserer Bomben und Kugeln, einen zweiten Ansturm gegen uns zu versuchen. Ein sonderbares Gefühl, halb Vergnügen, halb ungewisse Angst, strömte durch unsere Adern, als wir, angespannt in die Dunkelheit hinaus lauschend, ein schwaches, eigentümlich klingendes, metallisches Geräusch, wie das Zusammenstoßen von Eisenstangen, vernahmen, dessen wahre Bedeutung uns sofort klar wurde. Die Russen waren dabei, vor dem Sturm auf unsere Stellung die Bajonette an ihren Gewehren zu befestigen, eine Handlung, die sofort in dem festen und lauten Kommando: „Seitengewehr pflanzt auf!", das durch unsere Reihen lief, und dem das gleiche scharfe metallische Geräusch folgte, ihre Antwort fand.

Kaum war das Schweigen wieder hergestellt, als ein zweiter Befehl: „Fertig zum Schnellfeuer!" in Stentorstimme laut wurde. Fast zur gleichen Zeit fiel das elektrische Licht wieder auf unsere Reihen und wir sahen, wie die Russen in unregelmäßigen, aufeinander folgenden, an Stärke jedoch immer mehr zunehmenden Zügen auf uns zustürmten. Die meisten waren kaum noch 150 Schritt von uns entfernt. Sie stürmten, ihre Gewehre dabei abfeuernd, vorwärts, ohne des schrecklichen Vulkans von Schrapnells zu achten, den unsere Batterien über sie ergossen, noch des fürchterlichen Schnellfeuers, das ihre unerschütterlichen Reihen niederstreckte und sie zu Tausenden opferte. Sie konnten unter diesen Umständen ihre richtige Formation nicht aufrecht erhalten und schnell griff Unordnung in ihren ersten Reihen um sich. Aber noch immer drangen unerschüttert und zähen Muts weitere Massen den Abhang empor, immer kleiner

wurde die Entfernung zwischen ihnen und unsern Schanzen. Endlich schien der Augenblick für sie gekommen, sich auf uns zu werfen und die Logik des kalten Stahls an uns zu versuchen. Und jetzt, mehr instinktiv wie aus Überlegung, einen wilden Schrei ausstoßend, stürzten sie sich mit gefälltem Bajonett auf uns.

Aber kaum noch zwanzig Schritt von unserer ersten Reihe entfernt, wurde ihr Sturmlauf plötzlich durch eine unsichtbare Schranke aufgehalten, hinter der sie wie eingepferchtes Vieh widerstandslos den Kugeln unserer Repetiergewehre preisgegeben waren, welche wie ein dichter Hagelschauer auf sie niederprasselten. Die Schranke, die gerade zur rechten Zeit ihre Sturmflut zum Stehen gebracht hatte, bestand nur aus einem starken und fest eingepfählten Drahtzaun, der längs der ganzen Front unserer Schanzlinien als weitere Vorbeugemaßregel gegen einen plötzlichen Angriff gezogen war. Sie ist eine der neuesten Erfindungen der deutschen Kriegskunst und erst seit dem letzten Herbstmanöver auf Veranlassung des Kaisers zur Prüfung und Einführung gelangt.

Ein Schrei wilder Wut entstieg den Sturmkolonnen der Russen, als sie sich so unerwartet in ihrem Lauf aufgehalten und in so blutiger Weise empfangen sahen. Und wenn auch der Eisenzaun bald der Wucht der nachdrängenden Massen nachgab, so hatte ihr Sturm doch seine Kraft verloren und ihr Mut unter den furchtbaren Verlusten während des kurzen Stillstands nachgelassen. Und schlimmer noch, ehe die Russen sich wieder zu neuem Sturm gesammelt hatten, waren die Deutschen schon aus ihren Verschanzungen heraus und mit dem Bajonett über sie her.

Es folgten nun einige Augenblicke eines grimmen, grausigen Kampfes, Mann gegen Mann, und ich hatte gerade Zeit zu bemerken, daß Gurkos tapfere, fast möchte ich sagen, unerschütterliche Truppen vor dem mächtigen Andrang des deutschen Bajonetts ins Wanken gerieten, als die elektrischen Lichter der Russen plötzlich wieder erloschen und der dunkle Vorhang der Nacht über das blutige Drama niederfiel.

Die Deutschen konnten unter diesen Umständen nicht an eine Verfolgung denken, sandten dafür jedoch dem fliehenden Feind Salve über Salve aus ihren Geschützen und Gewehren nach, und stellten erst, als die Morgensonne langsam und wie aus Scham

über ein so höllisches Werk errötend, am Horizont aufstieg, das Feuer ein. Erst am Tage ließen sich die Ergebnisse der nächtlichen Schlacht in ihrem ganzen grausen Umfange erkennen. Mehr, als daß etwa 10000 tote und verwundete Russen und etwa ein Drittel so viele Deutsche auf dem Schlachtfeld lagen, will ich jedoch nicht sagen, um nicht den Unwillen der Leser durch eine allzu realistische Schilderung der Schrecken des Kampfplatzes zu erregen.

Niederlage der deutschen Armee.

(Telegramm unseres Spezial-Korrespondenten, Mr. Charles Lowe.)

Alexandrovo, 5. Mai, 7 Uhr Abends.

Unser erster großer Sieg über die Russen hat eine gelinde Abschwächung durch die soeben eingetroffene Nachricht erhalten, daß unsere schlesische Armee, die sich um Czenstochau zu einem weiteren Vorstoß zusammenzog, eine ziemlich ernste Niederlage durch den Großfürsten Wladimir erlitten habe, der mit dem 14. und 15. russischen Armeekorps den Prinzen Georg von Sachsen, ehe dieser mit seiner Konzentration fertig war, angegriffen und zum Rückzug gezwungen habe. Der Großfürst Wladimir habe jedoch bei der Nachricht von Gurkos Rückzug nach Warschau, seinen Triumph nicht weiter verfolgt, sondern sei dabei, sich nach einem Punkt zurückzuziehen, wo er sich mit Gurko vereinigen könne, um dann den Deutschen zusammen eine Schlacht zu liefern. Dieser Punkt werde wahrscheinlich Skiernewice sein, der Knotenpunkt der von Alexandrovo und Czenstochau nach Warschau führenden Eisenbahnen, berühmt als friedlicher Zusammenkunftsort der drei Kaiser und ihrer Kanzler.

Skiernewice wird deshalb, wer immer auch der Wellington sein mag, das Waterloo des russisch-deutschen Feldzuges werden. Da es jedoch von Alexandrovo und Czenstochau viel weiter als Quatre Bras und Ligny vom Mont St. Jean entfernt ist, so wird notgedrungen einige Zeit vergehen, ehe es mir beschieden sein wird, das Waterloo des jetzigen Krieges zu beschreiben.

Aufregung in Brüssel.

(Telegramm unseres Spezial-Korrespondenten.)

Brüssel, 5. Mai.

Die Bevölkerung von Brüssel ist heute in feindliche Parteien gespalten. Heftige Leidenschaften, an Wahnsinn grenzende Wut, tiefe Besorgnis und hochgradige Gereiztheit, kämpfen miteinander und suchen sich lauten Ausdruck zu verschaffen. Die Nachricht von der bevorstehenden Besetzung Antwerpens durch ein britisches Armeekorps ist hier nicht mit ungeteilter Befriedigung aufgenommen worden. Die Thatsache, daß die Unterhandlungen mit Deutschland in aller Stille stattfanden und das Bestehen des so wichtigen Vertrages erst durch den Bericht über die Debatte im Unterhause zu unserer Kenntnis gelangte, brachte viele Leute in Aufregung. Das Bekanntwerden der Nachricht verursachte gestern in Brüssel eine tiefe Unruhe, die in den späteren Abendstunden noch mehr zunahm. Wie auf Grund einer stillschweigenden Übereinkunft ging Niemand zur Ruhe, Klubs und Cafés blieben bis zum Morgen geöffnet und die Hauptverkehrsadern der Stadt hallten von dem Lärm heftiger Debatten wieder, die vor jedem Café, wie vor jeder Straßenecke entstanden. Ein großer Teil der Bevölkerung, darunter viele aus den besseren Klassen, sprachen laut ihr Mißfallen gegen die Regierung des Königs aus: „Wir dürfen uns nicht wundern," hieß es, „daß uns dieses Abkommen verheimlicht wurde, da das Volk den schändlichen Schacher nie zugegeben hätte." All' die Argumente aus dem Jahre 1859 und den folgenden sechs Jahren wurden wieder aufgetischt und der Name Adelson Castiau klang von den streitenden Gruppen in allen Modulationen, deren die menschliche Stimme fähig ist, in die Nacht hinaus. — „Il l'a bien dit, Castiau. Er hat gewußt und vorausgesehen, was kommen würde. Dummköpfe wir, die wir nicht auf ihn hören wollten." Diese Redensart kehrte mit geringen Änderungen immer wieder.

Es sei uns hier zur Erklärung der Zusatz gestattet, daß Herr Adelson Castiau, den man jetzt nach seinem Tode zu einem Helden und Patrioten zu stempeln versucht, ein bedeutender Rechtsgelehrter und früherer Abgeordneter war, der vom ersten Augenblick an die

Befestigung von Antwerpen auf das Entschiedenste bekämpfte. Von dem Tage der Einsetzung einer Enquete-Kommission von 27 Offizieren zur Untersuchung der Frage im Jahre 1859 bis zu der in Zeit von sechs Jahren erfolgten Fertigstellung des ungeheuren Unternehmens, hatte Herr Castiau ununterbrochen gegen den Plan geeifert. Er sprach und schrieb dagegen, organisierte und stellte sich an die Spitze von Komitees, die gegen das Werk protestierten. Vom militärischen Gesichtspunkt aus, so argumentierte er, sei das Projekt gleichbedeutend mit einem Verzicht auf das Land und einer schmachvollen Flucht der Armee nach den „Polders de l'Escant", wo sie allerdings von niemand belästigt, dafür aber von dem Marschenfieber aufgezehrt werden würde. — Die Befestigung von Antwerpen, betonte er später, sei der Untergang der belgischen Neutralität und Antwerpen selbst mit seiner 40 Kilometer langen Kette starker Festungswerke, seiner Citadelle und seinem Dutzend attachierter Forts der Lockvogel, der den Feind ins Land riefe. Die alte Hansestadt an der Schelde befestigen, heiße eine in militärischer wie kommerzieller Hinsicht gleich unübertroffene Position zum Besten Englands aufbauen, das schon seit mehr als einem Jahrhundert darnach Verlangen trage.

Heute sehen die guten Bewohner von Brüssel und wahrscheinlich auch die von ganz Belgien zu ihrem Bedauern zu spät ein, wie recht Castiau mit seinen Warnungen gehabt hat. Der Wutausbruch, von dem ich anfangs gesprochen habe und der die ganzen Boulevards entlang zum Ausdruck kommt, ist also nicht ganz ohne Grund.

Brüssel, 7. Mai (10 Uhr Vormittags).

Ich erfahre soeben, daß das britische Armeekorps unter dem Befehl Sir Evelyn Woods in Antwerpen angekommen ist und seine Ausschiffung schnell vor sich geht. Bis zu dem Augenblick, in dem die englischen Transportschiffe, Kreuzer und Torpedoboote in den Fluß einliefen, hatte sich das Volk der Hoffnung hingegeben, daß die Engländer überhaupt nicht kommen würden. Die Prahlhänse in den Klubs vermaßen sich laut, daß der Sturmwind der öffentlichen Meinung die englischen Schiffe von den Ufern der Schelde zurücktreiben würde. Wie abgeschmackt diese Behauptung war, geht aus der Thatsache hervor, daß die Antwerpener, als gute Geschäftsleute, die frem-

den Gäste, wenn auch nicht mit Begeisterung, so doch recht freundlich empfangen und sofort einen lebhaften Handel mit leichtem Bier und anderen Getränken mit ihnen begonnen haben. Als Rendezvous dient den englischen Truppen der Place Verte, von dem aus sie sich in ihre Quartiere begeben.

Was wir immer befürchtet haben, dürfte jetzt in Erfüllung gehen, Frankreich wird in Belgien einfallen und ein zweites Waterloo ist zu erwarten. Warum waren nur die deutschen Truppen so säumig? Die Strategen haben wieder und wieder nachgewiesen, daß es für Deutschland keinen besseren Feldzugsplan gebe, als seine im Norden stehenden Armeekorps an der belgisch-französischen Grenze zusammenzuziehen und zu diesem Zwecke entweder die zwei Eisenbahnlinien von Köln und Aachen nach Luxemburg, bezw. nach Diedenhofen und Virton zu benutzen oder — und hierdurch ließen sich noch größere Vorteile erringen — mit ihrer Bewegung die Besitzergreifung der Maasbahn zu verbinden. Es wäre dies wohl möglich, wenn die deutschen Truppen einen Teil ihrer Streitkräfte über Chimay nach dem Gebiet zwischen der Sambre und der Maas abzweigten und diese die französischen Truppen, welche die Armeekorps des Nordens an dem Übergang über die Maas, zwischen Dun und Mezières, verhindern sollen, in der Flanke angriffen.

Es galt deshalb als zweifellos, daß Deutschland, statt die Neutralität der Schweiz zu verletzen, gleich nach der Kriegserklärung ein Armeekorps nach Belgien senden würde. Man nahm ferner an, daß eines der ersten deutschen Armeekorps am 11. Tage nach der Mobilmachung bei Aachen zusammengezogen sein und spätestens am Abend des 15. Tages an der Maas und Sambre, südlich von Namur, stehen würde, d. h. 24 Stunden nach dem Aufmarsch des zweiten deutschen Armeekorps am Othain.

Zweifellos war dies die Absicht der Deutschen gewesen, die an der Westgrenze eine starke Armee zusammenziehen. Frankreich dürfte jedoch dieser Bewegung zuvorkommen und Namur vor seinem Gegner erreichen. Die außerordentliche Schnelligkeit der französischen Mobilmachung ist zumeist seinem ausgedehnten Eisenbahnnetz an der belgischen Grenze zuzuschreiben. So giebt es zwischen Dünkirchen und Mezières nicht weniger als sieben Eisenbahnlinien, darunter vier doppelgeleisige, durch welche die Republik in

direkter und unmittelbarer Verbindung mit Belgien steht. Diese Linien sind ferner durch eine sie durchschneidende Bahn verbunden, die der ganzen Grenze entlang bis Longwy läuft. Außerdem befinden sich an dieser Grenze vier große befestigte Lager, welche den französischen Armeen im Frieden zu Manöverzwecken und im Kriege als Stützpunkt für ihre Operationslinie dienen. Die Lager sind Dunkirchen (mit den anliegenden Bergues und Gravelines), Lille, Valenciennes und Maubeuge. Um den Rückzug der Armee im Falle einer Niederlage zu decken, ist die erste Verteidigungslinie Valenciennes, Maubeuge, Landrecies, Hirson und Mezières angelegt worden. Zur zweiten Verteidigungslinie gehört die Stadt Reims, deren Forts die Thäler der Aisne und Marne beherrschen, sowie das Festungsdreieck La Fère, Laon und Soissons, welches das Thal der Oise und, mit Unterstützung von Paronne, auch das der Somme verteidigt.

Ermutigt durch die Schnelligkeit seiner Mobilmachung, auf die Deutschland gar nicht vorbereitet war und die selbst die französischen Offiziere überrascht, hat Frankreich den Entschluß gefaßt, den Spieß umzukehren und Deutschland über Belgien anzugreifen. Die natürlichen Hindernisse in seinem Weg, die Maas, der Nieder-Rhein, der Teutoburger Wald, die Weser, der Harz und die Elbe, dürften die französischen Truppen nicht abschrecken. Der Teutoburger Wald hat allerdings das Vordringen römischer Legionen unter Varus aufgehalten, aber heute durchschneiden ihn nicht allein große Landstraßen, sondern auch zwei Eisenbahnen, die Hamm, Hannover und Magdeburg verbinden. Und auch der Harz wird von guten Straßen durchzogen und außerdem von zwei in Berlin mündenden Eisenbahnlinien umschlossen, deren eine die deutsche Reichshauptstadt mit Koblenz und Metz verbindet. Unter solchen Umständen dürfte sich der Vormarsch der französischen Armee schneller vollziehen, als auf dem Wege über die Mosel und den Rhein. Und sollte sie noch vor dem Eintreffen der deutschen Armee festen Fuß in Belgien fassen können, so wird sie daselbst zweifellos bessere Straßen, bessere Quartiere und weit reichere Hülfsmittel aller Art finden, als in Lothringen, Luxemburg und der Pfalz.

In dieser Absicht wird dem Vernehmen nach das 1. und 2. französische Armee-Korps bei Maubeuge, das 3. und 10. bei Hirson

und das 4. und 9. bei Givet zusammengezogen und es verlautet, daß diese sechs Korps sich innerhalb der nächsten vier Tage in der Umgebung von Namur vereinigen werden — das heißt volle fünf Tage früher, als alle militärischen Autoritäten für möglich gehalten hatten.

Das ganze Interesse des Landes wendet sich nun Namur zu, wohin auch ich nach Schluß dieses Telegrammes aufbreche.

Namur, 8. Mai.

Hier herrscht die denkbar größte Aufregung. Militär- und Zivilbevölkerung der Stadt geben die lebhafteste Begeisterung für die Sache Frankreichs kund, ein Gesinnungswechsel, der nicht zum mindesten den Antwerpener Ereignissen zuzuschreiben ist. Die tollsten Gerüchte sind im Umlauf. Man spricht offen von einem gemeinsamen Vorgehen der belgischen und französischen Streitkräfte, und zwar mit einer so goldenen Rücksichtslosigkeit gegen alle etwa aus einem solchen Vorgehen erwachsenden Folgen, daß es zum Lachen wäre, wenn die Sache nicht so ernst aussähe. Man spricht offen davon, daß Chartreuse und Lüttich sich dem Vordringen der Deutschen widersetzen werden und selbst hier in Namur giebt die Bevölkerung (nicht die Armee) die Absicht kund, den „Schlüssel Belgiens“, wenn es sein muß, so lange zu behaupten, bis ihre französischen Verbündeten ihnen zu Hilfe kommen. Ohne diesen Gerüchten irgend welche Bedeutung beizumessen, erwähne ich sie nur, um die Stimmung des Volkes zu kennzeichnen.

Während ich dieses Telegramm niederschreibe, erfahre ich, daß französische Truppen die Grenze bei Maubeuge und Valenciennes überschritten und in Mons und Philippeville seitens der dortigen kleinen Garnisonen einen beispiellos begeisterten Empfang gefunden haben. Es heißt sogar, daß die wackeren Belgier dem General Saussier angeboten haben, in seine Armee zu treten.

Zusammentreffen der vier Flotten.

Der Herzog von Edinburgh übernimmt das Kommando des englischen Geschwaders.

Admiral Colomb sendet uns das nachstehende Schreiben über die bemerkenswerten Flottenoperationen in der Nordsee, die es ihm zu beobachten vergönnt war:

„Da ich nicht wußte, was uns die nächste Zukunft bringen würde, war ich mit meiner Yacht vor Kolberg vor Anker gegangen, in der Voraussetzung, daß die Russen kaum an eine Blokade dieses Hafens denken würden. Gleichzeitig wollte ich auch Nachrichten über die Vorgänge auf dem Festlande einziehen. So hörte ich denn von der Verletzung des belgischen Gebiets durch die Franzosen und von der Besetzung Antwerpens durch die Engländer. Es nahm mich gar nicht wunder, daß wir so schnell in den Konflikt der europäischen Mächte hineingezogen worden sind. Natürlich müssen auch wir alles mobil machen, was uns zur Verfügung steht. Auf die Verteidigung Belgiens allein können wir uns nicht beschränken, es ginge nicht an, daß wir die Ostsee, die beiden Belte und den Sund den Franzosen und Russen ließen, es käme dies fast einem Preisgeben Deutschlands gleich. Ich habe gesehen, wie die deutsche Flotte zauderte, das russische Geschwader allein anzugreifen und ich bin überzeugt, daß sie sich den vereinigten russischen und französischen Flotten gegenüber in ihre Häfen zurückziehen würde, wie im Jahre 1870, obgleich sie heute viel stärker als damals ist. Der Kapitän eines kleinen deutschen vor Kolberg liegenden Kreuzers teilte mir vertraulich mit, daß die deutsche Regierung meine Ansicht über die Zweckmäßigkeit eines Angriffs auf die russische Flotte ganz teile, aber wegen der vielen kleinen, mit schweren Geschützen armierten Schiffe, welche, vermöge ihrer Bauart, an jedem Seegefecht in den russischen Gewässern teilnehmen könnten, von einem Angriff absehe. Vorstehende Ausführungen sind, was ich zu beachten bitte, nur eine Wiedergabe der Gerüchte, die mir zu Ohren gekommen sind, etwas thatsächliches liegt ihnen nicht zu Grunde.

Die Ernennung des Herzogs von Edinburgh zum Oberstkommandierenden der Nordseeflotte ist eine sehr glückliche. Als Taktiker hat sich der Herzog stets eines ausgezeichneten Rufes erfreut und unsere Marineoffiziere schienen ihm immer gern zu vertrauen und zu folgen.

Bei den deutschen Offizieren fand ich die Ansicht vertreten, daß Frankreich einen Angriff auf die deutsche Ostseeküste, etwa wie im Jahre 1870, vorhabe. Die deutschen Zeitungen nahmen die Sache aber ziemlich leicht. Es würde Frankreich schwer fallen, so schrieben sie, die erforderlichen Transportschiffe aufzubringen, und wozu wäre denn schließlich England da, wenn es nicht eine Landung der Franzosen verhindern könnte. Deutschland hat sich indes für alle Fälle vorgesehen und sowohl in Kolberg wie an anderen Orten der Küste Truppen zusammengezogen. Nachdem ein englisches Blatt im letzten Jahr die Mitteilung gebracht, daß der größere Teil der französischen Flotte sich in Toulon befände, überraschte es mich jetzt nicht mehr, in einer englischen Zeitung der Meldung zu begegnen, daß von Brest nur fünf Schlachtschiffe, begleitet jedoch von einer ziemlich großen Zahl Kreuzer und kleinerer Schiffe, nach der Nordsee ausgelaufen wären. Sollte dies wirklich der Fall sein, so ließe sich daraus die doppelte Folgerung ziehen, daß die Deutschen, vorausgesetzt sie hätten in der Zwischenzeit mehr Schiffe und auch den „Oldenburg" wieder in Dienst stellen können, sich entweder à cheval zwischen den französischen und russischen Flotten befänden, also im stande wären, jeder allein eine Schlacht zu liefern, ehe die andere Hilfe bringen könnte, oder aber zwischen zwei Feuer geraten wären, je nachdem man die Sache auffaßt.

Es ist jetzt die Frage, ob die deutschen Schiffe auf Grund der ihnen gewordenen genaueren Aufschlüsse über die Stärke der feindlichen Streitkräfte ihre Taktik ändern und zum Angriff schreiten oder ob sie sich passiv verhalten, in Wilhelmshafen einschließen und ihrer Küstenverteidigung die Abwehr etwaiger Angriffe überlassen werden. Beide Annahmen schienen mir gleich wahrscheinlich und bestimmten mich, mit meiner Yacht nach Kiel zu dampfen. Sollte ich dort keine Gewißheit erlangen, so blieb es mir ja unbenommen, mich auch nach dem Jahdebusen zu begeben. Ich hatte gehofft, Kiel noch am Tage zu erreichen, kam jedoch, da der Wind nachgelassen hatte, erst

bei Dunkelwerden vor dem Hafen an. Genau konnte ich nicht sagen, wo ich mich befand. Weder der Bülker noch der Friedrichsorter Leuchtturm zeigten das gewöhnliche Licht. Ich hielt es deshalb für das Weiseste beizudrehen und vor Anker zu gehen. Meine Yacht führte die üblichen Seitenlichter, deren heller Schein mir die Ehre eines unerbetenen Besuches eintragen sollte. Es waren vermutlich noch keine zehn Minuten vergangen, als plötzlich ein Schiff, das keinerlei Lichter zeigte, aus der Dunkelheit emportauchte und eine Stimme uns erst in einer unverständlichen Sprache, dann auf Französisch anrief, wer wir wären. Auf meine Antwort kam sofort ein russischer Offizier an Bord, der mir in sehr höflicher Form mitteilte, daß sich in Kiel keine deutschen Kriegsschiffe befänden, von einigen kleineren abgesehen, daß ein Geschwader russischer Kreuzer den Platz blokiere und daß ich mich sofort wieder entfernen müsse. Da ich nichts Besseres thun konnte, so ließ ich jetzt die Richtung nach Wilhelmshafen einschlagen.

Vor der Jahde fanden wir eine starke französisch-russische Flotte. Wir zählten sieben französische und sechs russische Schlachtschiffe, was mir bewies, daß beide Geschwader ohne Widerstand von deutscher Seite ihre Vereinigung bewerkstelligen konnten. Außerdem bemerkten wir noch zahlreiche kleinere, besonders französische Schiffe, die, wie auch die übrigen, mit wenigen Ausnahmen, vor Anker lagen.

Wir näherten uns einem französischen Flaggenschiff und sahen bald ein Boot auf uns zukommen, aus dem ein Offizier sich zu uns begab, der uns bedeutete, daß die Jahde blokiert sei. Wenn wir ihm aber das Versprechen geben wollten, nicht die Jahde hinaufzuschiffen, so könnten wir bei den Flotten verweilen. Wollten wir jedoch die Blokade brechen, so würden wir entweder gefangen genommen oder unsere Yacht in den Grund gebohrt werden. Ich gab ihm ohne Bedenken das nachgesuchte Versprechen, da wir den Vorgängen auf der See ja nur als unbeteiligte Zuschauer beiwohnen wollten. Der Offizier erzählte uns sodann, daß die russischen Schiffe sich mit den französischen erst wenige Stunden vor unserer Ankunft vereinigt hätten. Niemand wisse, was geschehen werde, doch sei der gesamten Flotte der Befehl gegeben, noch vor Anbruch der Nacht die Anker zu lichten. Es stände täglich das Eintreffen von Transportschiffen und Truppen bevor.

Bei Eintreten der Dunkelheit lichtete die vereinigte Flotte die Anker und verschwand darauf unseren Blicken, ohne daß wir die geringste Ahnung hatten, wohin sie sich wenden würde.

Wie groß war aber unser Erstaunen, als wir am nächsten Morgen, gleich nach Tagesanbruch, nicht nur unsere guten Freunde die Russen und Franzosen wieder langsam von Norden herandampfen, sondern gleichzeitig eine zweite noch größere Flotte von Westen herkommen sahen.

In den Bewegungen der französisch-russischen Flotte lag ein gewisses Zaudern und eine Art Unsicherheit, die wir uns erst dann erklären konnten, als wir die weiße Standarte Englands auf den Schiffen der westlichen Flotte wahrnahmen. Unsere, in drei Abteilungen mit je einem Flaggenschiff an der Spitze formierten Schiffe bewegten sich langsam vorwärts. In der ersten Reihe waren fünfzehn große Schlachtschiffe und in den Flaggenschiffen erkannte ich die „Alexandra" mit einer Admiralsflagge am Großmast, den „Camperdown" mit der Flagge Vizeadmirals Seymour und den „Anson" mit der Flagge des Contre-Admirals Adeane. Diesen großen Schiffen ganz nahe bewegten sich mehrere kleinere, während sich rechts von ihnen noch sieben größere Schiffe, darunter allein vier Turmschiffe, hielten. Zur Linken der Hauptflotte steuerte ein ganzer Schwarm kleinerer Schiffe.

Kaum waren wir mit diesen Wahrnehmungen fertig, als wir noch aus dem vor der Jahdemündung liegenden Nebel die deutsche Flotte, zehn Schiffe stark, herankommen sahen. Nie zuvor hat sich meiner eine solche Aufregung bemächtigt, wie in diesem Augenblick. Schien es mir doch, als ob ich Zeuge der größten Seeschlacht, welche die Welt je gesehen, werden sollte. Jetzt sah ich, wie die französisch-russische Flotte ihre großen von den kleinen Schiffen schied, und diese letzteren sich in eine lange, von Norden nach Süden reichende Linie, mit der Front nach Westen, formierten. Alles ließ darauf schließen, daß wir unmittelbar vor einer Schlacht standen.

Der Rückzug der französischen Kreuzer.

Untergang der „Elaine“.

Aber noch hatte ich nichts von einer englischen Kriegserklärung vernommen und es schien mir seitens der französisch-russischen Flotte, die zusammen nur 14 Schiffe stark war, ein sehr gewagtes Unternehmen, die englischen Panzerschiffe, deren ich 22 gezählt hatte, anzugreifen, besonders da sie in wenigen Stunden noch durch die zehn deutschen Schiffe Verstärkung erfahren würden. Die drei Flotten waren ungefähr je zehn Seemeilen von meiner Yacht entfernt, die sich mitten zwischen ihnen befand. Aus Süden wehte ein scharfer Wind, das Wasser war ruhig, und vom Festlande strömte uns ein ziemlich starker Nebel entgegen, aus dem sich nur hier und da einzelne Gebäude und Bäume am Horizonte abhoben. Unwillkürlich drängte sich mir der Gedanke auf, wie klug die Deutschen gehandelt, ihre Schiffe statt in Kiel, hier zusammenzuziehen, wo die Natur sie besser vor jedem Angriff schützt, als alle durch die Kunst angelegten Werke es in Kiel vermögen. Vollkommen sicher hinter den vielen Untiefen, vermochten sie, wenn es nötig war, jeden Augenblick über ihre Feinde herzufallen. Trotzdem waren sie jetzt beengt und in der Freiheit ihrer Bewegungen behindert, da zum mindesten fünf kleine französische Kreuzer eine gute Strecke landeinwärts vor dem Hafeneingang Wacht hielten.

Plötzlich, während ich die Anker lichtete, gaben diese Kreuzer Dampf und steuerten, vermutlich infolge eines Signals, der See zu. Gleichzeitig bemerkte ich, daß einige deutsche Schiffe sie verfolgten und unter Volldampf Jagd auf sie machten. Sofort wurde mir klar, in welcher Gefahr wir schwebten. Aber obwohl ich mit Hochdruck auf die „Alexandra“ zusteuerte, konnte ich nicht mehr verhindern, daß wir zwischen das Doppelfeuer der Franzosen und Deutschen gerieten. Meine Frau packte mich zitternd am Arm, ohne ein Wort hervorzubringen. Mir selbst war gleichfalls alle Lust zum Reden vergangen, stand ich doch den Ereignissen machtlos gegenüber.

„Was ist das!“ rief plötzlich meine Frau, — und deutete nach dem Horizont über den deutschen Schiffen. Ja, was war es? Ich hatte nur das Gefühl, daß ein ungeheures Geschoß mit schrecklichem Zischen in allerbedenklichster Nähe an mir vorübergesaust und irgendwo mit lautem Krachen eingeschlagen war. In demselben Augenblick kam aber auch schon mein Steward mit dem Schreckensruf heraufgestürzt: „Allmächtiger Gott! Der Boden des Schiffes ist durchschlagen!“ Jetzt wußte ich, daß es mit meiner Yacht zu Ende war. Ich befahl unverzüglich durch das Sprachrohr meinem Maschinisten, das Schiff, so lange wie möglich im Gange zu halten, stürmte dann nach unten in die Kajüte, um die Juwelen meiner Frau zu retten, erhaschte das Kästchen und eilte wieder aufs Deck, wo ich schon meine Leute das Boot herablassen sah. Wir hatten wohl noch einige Minuten Zeit, da sich die Maschinen in einem wasserdichten Abteil befanden, aber schon begann das Hinterteil merklich zu sinken, so daß ich es für das Geratenste hielt, uns in Sicherheit zu bringen. Der Maschinenführer war der letzte, der im Boote vor mir Platz nahm.

Das Ganze hatte sich mit solcher Schnelligkeit vollzogen, daß wir uns kaum darüber klar waren, was eigentlich passiert war, — erst als meine arme „Elaine“ sich plötzlich noch einmal in die Höhe richtete und dann mit lautem Gurgeln unterging, begriff ich, welchen Verlust ich erlitten.

Das Feuer war allmählich schwächer geworden und hatte beinahe gänzlich aufgehört. Als ich nun um mich sah, bemerkte ich zweierlei: daß sich ein großer, englischer Kreuzer mit einer Parlamentär-Flagge der französisch-russischen Flotte näherte, und daß ein kleineres Schiff direkt auf unser Boot zusteuerte. Noch einige Augenblicke, und wir befanden uns glücklich an Bord der „Blonde“, von Kommodore Pretyman freundlich bewillkommnet und bedauert. Er habe, so teilte er mir mit, durch ein Signal den Befehl erhalten, uns aufzunehmen und nach dem Flaggenschiff zu bringen.

An Bord des Flaggenschiffes.

Annahme der englischen Bedingungen durch die russischen und französischen Admirale.

Der Wechsel in unserer Lage war so plötzlich, wie unerwartet. Mit knapper Not einem Wassertod entronnen, fanden wir uns mit einem Mal an Bord der „Alexandra", wo uns der Herzog von Edinburgh als kommandierender Admiral auf das wärmste begrüßte, und uns als seine Gäste willkommen hieß, bis er uns nach England werde senden können. Verwirrt, wie ich durch die Erlebnisse der letzten Stunde noch war, konnte ich aber nicht umhin, die auffallende Ruhe und Gelassenheit zu bewundern, die der Herzog angesichts der kommenden Entscheidung und der ungeheuren Verantwortung, die auf seinen Schultern ruhte, zur Schau trug. Ich sollte jedoch auf den wahren Grund dieser Ruhe nicht lange zu warten haben.

Aus der Unterhaltung mit den Offizieren erfuhr ich, daß der Krieg gegen Frankreich noch nicht formell erklärt worden sei und daß der Flaggenkapitän sich als Parlamentär zu den Franzosen begeben habe, um sie „einzuladen", sich zurückzuziehen, in welchem Falle kein Angriff auf sie erfolgen würde und auch die Russen sich unbehelligt nach Kronstadt zurückziehen dürften. Sollte jedoch nach Verlauf von drei Stunden das russische sich nicht von dem französischen Geschwader getrennt und das letztere nicht sein Einverständnis mit dem englischen Vorschlage durch ein Signal zu erkennen gegeben haben, so würden die vereinigten englischen und deutschen Flotten ihrem Willen mit Gewalt Geltung verschaffen. Der Sekretär des Herzogs zeigte mir die Abschrift dieser Botschaft. Sie war in außerordentlich festem, aber gleichzeitig versöhnlichem Ton gehalten und bat den französischen Admiral Planché und den Russen Schestakov, doch zu erwägen, daß ihre Ehre einer so überwältigenden Übermacht gegenüber durch Annahme des Vorschlages keinen Abbruch erlitte. Es hieße, sich an den gewöhnlichsten Geboten der Menschlichkeit versündigen und nutzlos Blut vergießen, verhielten sie sich ablehnend.

Die Schiffe waren sämtlich „klar für Gefecht" und die deutsche Flotte steuerte unter Volldampf auf uns zu. Die Offiziere schienen mir wesentlich erregter als der Herzog, glaubten indes nicht, daß es zum Kampf kommen würde. Ein Aviso brachte uns jetzt die Nachricht, daß die Einschiffung der französischen Truppen in Cherbourg aufgehört habe. Es ließ dies auf einen friedlichen Ausgang des jetzt fast unvermeidlichen Konfliktes schließen, da das Spiel der vereinigten Russen und Franzosen in dem Augenblick zu Ende sein mußte, indem die Engländer die französischen Transportschiffe wegfingen oder nur am Auslaufen verhinderten. Ein letztes auf dem Wege über Madrid in unseren Besitz gelangtes Telegramm hatte zudem der Ueberzeugung Ausdruck verliehen, daß der französische Admiral Prémesnil die Weisung habe, nach Brest zurückzukehren, falls die Engländer am Jahdebusen in zu großer Übermacht sein sollten.

Inzwischen war jedes Fernglas mit ängstlicher Erwartung auf die jetzt etwa zehn Meilen von uns entfernte und in dichter Nähe des französischen Flaggenschiffes befindliche „Immortalité" gerichtet, die, so lautete die Vereinbarung, als Zeichen, daß die Vorschläge nicht angenommen seien, unter ihrer großen weißen Flagge die holländischen Farben aufhissen sollte.

Die Stunden vergingen, ohne daß sich unserer Ungeduld eine Ablenkung bot. Die Entfernung war zu groß, um gewöhnliche Flaggensignale wahrzunehmen, aber manchmal konnte der eine oder der andere unserer Midshipmen doch melden, daß die feindlichen Flotten miteinander signalisierten. Einer wollte sogar an den dichteren Rauchwolken gesehen haben, daß die nächstliegenden Schiffe stärker gefeuert hätten. Plötzlich — es war schon in der dritten Stunde — rief der Chef unserer Signalabteilung, ohne sein Glas vom Auge zu nehmen, hastig aus: „Die Russen sind in Bewegung, Sir."

Ein Seufzer der Enttäuschung entrang sich fast jeder Brust. Ich sah eine ungeduldige Handbewegung des Herzogs und ein Zusammenpressen seiner Lippen, das dasselbe sagte. Von einer holländischen Flagge war nichts zu sehen. Der gesunde Menschenverstand der Alliierten hatte gesiegt, unsere Bedingungen waren angenommen und die Russen auf der Fahrt nach dem finnischen Meerbusen.

All' diese Annahmen fanden ihre Bestätigung, als der Flaggenkapitän an Bord zurückkehrte. Nie habe ich aber solche Enttäuschung ausgeprägt gesehen, wie auf seinem Gesicht und dem des Herzogs wie der anderen Offiziere, die ihn am Gangweg empfingen.

Ich habe wenig mehr zu sagen. Bald steuerte auch die französische Flotte in westlicher Richtung an uns vorüber. Der Herzog sandte den Russen zwölf Schlachtschiffe, und sieben oder acht Kreuzer unter dem Kommando Sir Michael Seymours nach, während er selbst mit dem übrigen Teil der Flotte den Franzosen folgte. Meine Frau und ich siedelten an Bord der „Thames" über, die mit dem Auftrag betraut wurde, die wichtige Nachricht unverzüglich nach England zu bringen. Ich selbst bin wie vom Schlag getroffen. Nie hätte ich mir träumen lassen, daß im Angesicht einer britischen Flotte ein fast unvermeidlich scheinender Kampf einen so friedlichen Ausgang nehmen würde.

Vorbereitungen für die Landung britischer Truppen in Trapezunt.

Die Verteidigung von Erzerum.

(Bericht unseres Spezial-Korrespondenten, Mr. Francis Scudamore.)

Karakurghan, 29. April.

Infolge eines Unfalles, der meinem Pferd zugestoßen ist, sehe ich mich gezwungen, Ihnen meinen Bericht von diesem elenden Nest zu senden. Der Unfall kommt mir doppelt unangenehm, da nach den Meldungen von unserer Front eine wichtige Schlacht zu erwarten ist.

Als ich Trapezunt vor fünf Tagen verließ, befand sich die Stadt in einem Zustand halb fieberischer Ängstlichkeit, halb begeisterter Erwartung, dem gegenüber mir der Skeptizismus der wenigen besonnenen Personen, die sich auf frühere Erfahrungen stützten, sehr angebracht erschien. „Die Engländer kommen", schrieen die Enthusiasten.

Drei englische Armeekorps, so sagten sie, seien auf dem Wege nach Trapezunt, Samsun und Schumla, um ihren türkischen und italienischen Bundesgenossen zu Hilfe zu eilen. Schon wäre die östliche Division der Mittelmeerflotte in das Schwarze Meer eingelaufen, ebenso sehr zur Überraschung der türkischen Kommandanten der Dardanellenschlösser und Kawaks, wie der russischen und französischen Generäle. In Trapezunt und den umliegenden Ortschaften lag diesen Gerüchten insofern etwas Thatsächliches zu Grunde, als englische Agenten seit einer Woche die ganzen Bestände an Maultieren, Schafen und Rindern aufgekauft, und wie sie es in solchen Zeiten zu halten pflegen, mindestens fünfmal über ihren Marktwert bezahlt hatten.

Ich hätte gern der Landung unserer Truppen beigewohnt (die vielleicht während meiner Abwesenheit stattgefunden hat), mußte jedoch, nachdem ich bereits viele Tage vergebens in dem langweiligen Trapezunt gewartet hatte, ernstlich daran denken, mich nach dem Kriegsschauplatze zu begeben. Wir hatten die Nachricht erhalten, daß die Russen von Kars aus westlich gegen Erzerum vorrückten, daß aber wenig oder gar keine Anstalten getroffen seien, ihnen Widerstand entgegenzusetzen, obwohl in und um Erzerum etwa 50000 Mann türkische Truppen ständen. Bekanntlich gelangt man in die Hauptstadt Armeniens durch drei Thore, das Stambul, Ardahan und Kars Thor. Von diesen führen Landstraßen nach Ardahan, Kars, Van, Erzinghan und Trapezunt. Südlich von Erzerum fällt ein Berg steil nach der Stadt ab, die er vollkommen beherrscht und auch aus zwei Zuflüssen mit Wasser versieht. Sollte sich ein Feind dieses Berges bemächtigen — und es sind, so viel ich weiß, gegen diesen Fall keinerlei Vorkehrungen getroffen — so würde er im stande sein, die Wasserzufuhr nach Erzerum abzuschneiden. Es giebt zwar einige Brunnen in der Stadt, die jedoch lange nicht genug Wasser für die Bevölkerung liefern, von den zahlreichen dort stationierten Truppen gar nicht zu reden. Wie dürfte man aber von türkischer Apathie erwarten, daß sie diese ihre letzte große Feste in Kleinasien besser gegen einen Angriff schützen sollte!

Ich bin von Trapezunt nicht allein gereist, sondern im Gefolge eines langen Zuges von Maultieren und Lastpferden, die mit Munition für Erzerum beladen waren. Es schlossen sich uns ferner ein

halbes Dutzend englische Ärzte an, die in den Dienst der Pforte getreten sind. Infolge des meinem Pferde widerfahrenen Unfalls, das, — armes Tier! — an einer der vielen Lücken in der Steinbrücke über den Kara Su zu Fall kam, mußte ich aber hier allein zurückbleiben und warten, bis mir der Zufall ein anderes Pferd bescherte.

Schon der Verkehr, der sich jetzt durch den kleinen, um diese Jahreszeit meist verlassenen Platz zieht, bei dem übrigens die von Trapezunt und Erzinghan nach Erzerum führenden Landstraßen zusammenlaufen, beweist, daß in der Front wichtige Ereignisse stattfinden. Den ganzen Tag hindurch sind hier ohne Unterbrechung Passanten der verschiedensten Art durchgekommen, türkische Soldaten, meist wohl Nachzügler oder Deserteure, kurdische Baschibozuks mit einem wahren Waffenarsenal in ihren Gürteln und noch aus dem letzten Kriege stammenden Winchester-Gewehren über ihrer Schulter, der Mehrheit nach unverfälschte Räuber, schlanke bösartig aussehende Tscherkessen auf mageren ausdauernden Pferden und hagere Zaibeks in ihrer phantastischen Kopftracht. Einige dieser Wegefahrer trugen russische Soldatenmäntel mit der Regimentsnummer auf der Achsel, woraus ich wohl die Annahme ziehen durfte, daß irgendwo ein Scharmützel stattgefunden haben mußte, bei dem die Russen die Zeche zahlten.

Niederlage der Russen durch die Türken.

Die Schrecken des Schlachtfeldes.

In der Nähe von Keupru Kui, 2. Mai.

Ich benutze die sich mir bietende Gelegenheit, Ihnen durch einen türkischen Offizier, der sich mit Depeschen auf dem Wege nach Erzerum befindet, diesen Bericht zu senden. Bald nach Schluß meines letzten Briefes war es mir gelungen, ein Pferd aufzutreiben, das mich ohne weitere Zwischenfälle nach Erzerum trug. Dort fand ich alles in Verwirrung. Man hatte die Nachricht empfangen, daß die Russen von Kars aus auf dem Vormarsch wären und ihnen jeden verfügbaren Mann entgegengeschickt. Eigentlich dürfte es nicht

Wunder nehmen, daß die Russen die erste Gelegenheit benutzten, um sich auf Erzerum zu werfen, da dieses ja nach ihren Berichten nicht sehr auf ihren Empfang vorbereitet war. So hatte sich die Sache allerdings bis zu der vor wenigen Tagen erfolgten Ankunft Ghazi Mukhtar Paschas, des Helden von 1877, verhalten, der fest entschlossen ist, seinem Erbfeind keinen leichten Triumph zu bereiten. Wie bereits erwähnt, ist jedes verfügbare Regiment voraus, nach Keupru Kui, gesandt worden, wo es zum Kampf kommen soll. Ich habe zwar bis jetzt noch keine Einzelheiten erfahren, doch scheinen die türkischen Waffen einen entscheidenden Sieg davongetragen zu haben.

Ich verließ Erzerum heute kurz vor Mittag und stieß bald darauf auf die unverkennbaren Anzeichen einer großen Schlacht, die entweder schon geschlagen oder noch in der Schwebe war. Zuerst begegnete mir auf dem steilen Abhange des fünf Meilen von der Stadt gelegenen Berges eine Schaar von etwa zwanzig Infanteristen, von denen jeder einzelne mehr oder weniger schwer verwundet war. Schrecklich abgehetzt, stützten sie sich auf ihre Gewehre, so weit sich diese noch in ihrem Besitz befanden, oder auf die Schultern ihrer Kameraden oder auf irgend einen der Gegenstände aus Holz oder Metall, wie sie so zahlreich auf den Schlachtfeldern herumliegen. Da sie mich dauerten, gab ich ihnen einen Schlauch mit Wasser und bot ihnen außerdem als ilitsch (Medizin) eine Flasche Branntwein an, doch wollte, so gerne sie auch das Wasser nahmen, niemand den Schnaps berühren, bis ein hagerer weißbärtiger Veteran, der zur Entschuldigung unzusammenhängende Sachen über Algier erzählte, sich der Flasche erbarmte. Eine große Schlacht würde geschlagen, so erzählten sie, doch ließe sich jetzt noch nicht mit Bestimmtheit voraussagen, wer der Sieger sein würde. Ein breitschulteriger, aufgeweckt aussehender Bursche allein, dem ein Bombensplitter das ganze Fleisch der einen Wange fortgerissen hatte, verfocht entschieden die Ansicht, daß sie gesiegt hätten. „Es war ein neues Eski Sagra," sagte er. „Die Moskoffs wurden vollständig geschlagen, zurückgetrieben und von unseren flinken Baschibozuks über die schlüpfrigen Pässe und Abhänge des rauhen Weges verfolgt. Es gab keinerlei Quartier," setzte er hinzu, „und jeder Feind, ob verwundet oder nicht, fand seinen Tod, sobald

er in die Hände seiner unerbittlichen Verfolger fiel." Der kleine Veteran illustrierte mit schrecklich realistischen Gebärden seine eigenen Ansichten über die Behandlung verwundeter Russen. Mit widerwärtigem Behagen, das aber wilde Begeisterung bei seinen müden Genossen hervorrief, zeigte er, wie er die Nasen und Lippen abschneiden, wie er mit seinem Bajonett ihre Augen ausbohren, die Waffe dann in ihren Hals stoßen und so lange umdrehen würde, bis seine Opfer in ihrem eigenen Blut erstickten. Er wollte mir noch mehr Schrecken ausmalen, aber ich hatte gerade genug gehört und setzte meinen Weg fort, während er sich noch länger darin gefiel, in den Augen seiner Gefährten als Held zu posieren.

Daß der wilde unversöhnliche Moslim mit seinen Vermutungen Recht hatte, dafür sollte ich nur zu bald schrecklichen Beweis erhalten. Mit jeder Meile, die ich mich der Stelle, von welcher ich jetzt schreibe, näherte, mehrten und wiederholten sich die schauerlichen Zeichen, die auf ein stattgefundenes Gemetzel hinwiesen. Tote Pferde mit hervorquellenden Eingeweiden, kleine Berge von Toten, die aufeinander gefallen waren und deren stille ruhige weiße Gesichter einen grausigen Gegensatz zu ihren schrecklich entstellten Gliedmaßen bildeten — kurz, wohin ich auch sah, begegnete mein Auge den Spuren jenes erbarmungslosen Hasses, den die Türken ihrem Erbfeind zugeschworen haben. Und je weiter ich vordrang, je mehr nahm die Zahl der toten Türken ab, dagegen die der Russen zu, bis ich endlich das Schlachtfeld erreichte, wo sich mir ein unbeschreiblicher Anblick bot. — — — —

Während ich noch zu Salem Bey Agris, dem türkischen Offizier, sprach, der mir diesen Bericht mitnehmen will, humpelte ein armes Pferd heran, dessen unsichere Bewegungen meine Aufmerksamkeit auf sich lenkten. Ich blickte auf und sah zu meinem Schrecken, daß das bedauernswerte, übrigens noch vollständig gesattelte und gezügelte Vieh nur auf drei Beinen stand, während das vierte durch eine Kugel glatt abrasiert und nur noch ein spitzer weißer Knochen davon übrig war. Entsetzt griff ich nach meinem Revolver, um dem armen Geschöpf den Gnadenschuß zu geben. Es graste jedoch, scheinbar unbekümmert um seinen Verlust, ruhig weiter, so daß ich auch Salem Bey darauf aufmerksam machte. „Armes Pferd," sagte er (die verstümmelten Russen hatte er sich sehr gleichgültig ange-

schaut), „ein leidendes Tier zerreißt uns die Brust, aber es sind noch keine zwei Stunden her, daß ich einen weit schrecklicheren Anblick als diesen gehabt habe. Es war, als ich meine Schwadron zum Angriff gegen die Kosaken führte. Eine Bombe schlug in unserer ersten Reihe ein, tötete zwei Soldaten und riß einem Pferd das ganze Maul bis an die Augen ab. Sie fragen, ob es nicht sofort tot hingestürzt sei? Nichts davon. Es blieb gewissenhaft auf seinem Platz und machte den Angriff gegen die Russen mit, ganze Ströme von Blut und Schaum aus seinem furchtbar entstellten Kopf ausblasend, bis zum Glück eine feindliche Kugel seinem Dasein ein Ende bereitete."

Der Bey bestieg sein Pferd und schickte sich an, mich zu verlassen. „Wo ist die türkische Armee?" rief ich ihm noch schnell zu und empfing die Antwort: „Bilémem (ich weiß nicht) Inshallah, sie ist auf dem Marsch nach Kars."

Der russisch-deutsche Feldzug.

Große Schlacht bei Skiernewice.

(Bericht unseres Spezial-Korrespondenten, Mr. Charles Lowe.)

Skiernewice, 18. Mai.

Es ist eine seltsame Ironie der Ereignisse. Im September 1884 traten die Kaiser von Rußland, Deutschland und Österreich, begleitet von ihren Kanzlern Giers, Bismarck und Kalnoky, hier zu einer friedlichen Konferenz zusammen und heute ist das Schloß, in dem sie sich so ostentativ umarmten, Friedensgelübde austauschten und so glanzvolle Feste feierten, nur noch ein rauchender Trümmerhaufen. Giebt es denn, so fühlt man sich angesichts dieser Thatsache versucht, auszurufen, überhaupt eine Stabilität in den menschlichen Schicksalen und besitzen menschliche Vorsätze und Vorausbestimmungen überhaupt einen Wert?

Die vereinigten russischen Streitkräfte, die aus dem 5. und 6. Korps unter General Gurko und dem 14. und 15. Korps unter dem Großfürsten Wladimir bestanden, haben heute durch die ver-

einigte schlesische und Weichselarmee unter dem Befehl des Königs von Sachsen eine erdrückende Niederlage erlitten und befinden sich gegenwärtig in vollem Rückzug auf Warschau. Es war wirklich, wie ich in meinem letzten Telegramm vorhersagte, das Waterloo des russisch-deutschen Feldzuges, das die Deutschen glänzend gewannen, Dank namentlich der verblüffenden Wirkung des rauchlosen Pulvers auf die Taktik eines Feindes, der sich besser im Massen- als im Einzelgefecht bewährt, und des unverzeihlichen Fehlers der Russen, den Krieg heraufbeschworen zu haben, ehe sie vollständig mit dem neuen Magazingewehr ausgerüstet waren, das, selbst mit Hilfe der französischen Gewehrfabriken, die Bestellungen auf eine halbe Million der neuen Waffe empfingen, nicht vor dem Sommer 1894 an alle Truppen des Zaren verteilt sein wird.

In meinem letzten Bericht hatte ich verzeichnet, daß der Großfürst Wladimir ungeachtet seines bei Czenstochau über die deutsch-schlesische Armee errungenen Sieges bei Empfang der Nachricht von Gurkos Niederlage bei Alexandrovo auf die weitere Ausnutzung seines Erfolges verzichte und sich — wie einst Wellington, der in ähnlicher Weise Ney bei Quatre Bras schlug, trotzdem aber auf die Unterstützung des am gleichen Tage bei Ligny gegen Napoleon unterlegenen Blücher nicht verzichtete — auf Warschau zurückgezogen hatte, um sich mit dem von dem König von Sachsen geschlagenen Gurko zu vereinigen. Waren zwar in dem jetzigen Fall die Entfernungen weit größer, so blieben dafür jedoch die strategischen Prinzipien dieselben.

Wie ein einziger Blick auf die Karte lehrt, konnten Gurko und der Großfürst Wladimir sich nur bei Skiernewice vereinigen, wo die Eisenbahnen von Alexandrovo und Czenstochau zusammenstoßen. Obwohl der Großfürst es bis zu dem gemeinschaftlichen Rendezvousplatz bedeutend weiter hatte, so trafen die Hauptmassen seiner Truppen doch zuerst ein, da ihnen ein doppeltes Schienengeleise zur Verfügung stand, während Gurko sich, so gut es ging, mit einem einzigen Geleise behelfen mußte.

Die deutsche Weichselarmee, der ich mich in meiner Eigenschaft als Kriegsberichterstatter angeschlossen habe, säumte nach der Schlacht von Alexandrovo nicht, sich auf's neue zusammenzuziehen und Gurkos zersprengte Truppen zu verfolgen. Es ging indes viel

kostbare Zeit verloren, da wir die von unserem Feind auf der Flucht zerstörten Brücken wieder herstellen mußten, und wenn wir auch vermittelst großer Anstrengungen die Eisenbahn wenigstens zum Teil für unsere Transportzwecke benutzen konnten, doch nicht schneller als auf einem gewöhnlichen Marsch vorrückten.

In Wlokavek, wo unsere Vorhut erst am fünften Tage nach der Schlacht von Alexandrovo eintraf, obwohl die dazwischen liegende Entfernung kaum neun oder zehn deutsche Meilen beträgt, erlitten wir einen beträchtlichen Aufenthalt, ja sogar ernsten Schaden durch das Feuer einer russischen Batterie, die in völlig sicherer Stellung auf dem rechten Ufer der Weichsel aufgefahren war, aber seltsamer Weise keinerlei Rückhalt an Truppen einer anderen Waffengattung hatte. Ein kühner Handstreich befreite uns endlich auch von diesen Hindernis. Der König von Sachsen, der trotz seiner 64 Sommer fast noch so rüstig und kräftig wie zu der Zeit aussieht, als er das Kommando an der Maas führte, beschloß nämlich, in kleinerem Maße den berühmten Übergang Wellingtons über den Douro, der merkwürdigerweise auf denselben Tag, den 12. Mai, fiel, nachzuahmen. Unter dem Schutze der Nacht setzte das 3. Bataillon des Magdeburgischen „Alten Dessauer"-Regimentes über die Weichsel, die hier so breit wie tief ist, vollführte vorsichtig einen Kreismarsch, der es in den Rücken der russischen Batterie brachte und eröffnete ein heftiges Feuer auf die erschreckten Moskowiter, gerade als diese bei Eintreten des Morgengrauens sich zu ihrem gewöhnlichen Tageswerk bereit machten und unsere vorrückenden Kolonnen mit einem ehernen Gruß bedenken wollten. Ehe sie noch ihre Kanonen umkehren konnten, hatten schon unsere „Alten Dessauer" unter lautem Hurra den Platz erstürmt und jeden russischen Artilleristen entweder niedergehauen oder gefangen genommen. Major von Wusterhausen wird zweifellos für diese schneidige Leistung das eiserne Kreuz wie seine Beförderung zum Oberst-Lieutenant erhalten.

Während dieser Vorgänge hatte uns der Telegraph über die verschiedenen Stadien des Vormarsches der schlesischen Armee auf der anderen und längeren Seite des Dreiecks, dessen Spitze Skiernewice ist, wohl informiert gehalten und unser Bestreben ging dahin, unsere Vereinigung so abzupassen, daß die Russen unsere zwei Armeen nicht separat anzugreifen und zu schlagen vermochten, wenn,

was wir noch sehr bezweifelten, sie den Mut besitzen sollten, die Offensive zu ergreifen.

Als unser Hauptquartier das nur gute drei Meilen von Skiernewice entfernte Lowitz erreicht und seinen Sitz in dem der Familie Radziwill gehörigen hübschen Schloß Arkadia aufgeschlagen hatte, überbrachte auch schon ein Offizier der Posener Kaiserin Friedrich-Husaren, der von Lipce einen weiten und gefährlichen Ritt quer über das Land unternommen hatte, eine Meldung des Prinzen Georg von Sachsen, des Inhalts, daß die vereinigten russischen Streitkräfte unter Gurko und dem Großfürsten Wladimir hinter der Lupta (einem Bach, der in einen Nebenfluß der Weichsel, die Bzura, fließt) eine starke Defensivstellung eingenommen hätten. Ihr Zentrum wäre Skiernewice mit den Dörfern Strzyboga und Dromiloff als Stützen ihres linken bezw. rechten Flügels. Die von den Truppen des Großfürsten verteidigte linke Hälfte ihrer Linie würde durch die Lupta selbst gebildet, die etwa so groß wie die Bistritz bei Sadowa ist, während die rechte Hälfte, von dem Bache ausgehend, in einem Winkel von ungefähr 25 Grad Aufstellung genommen habe, um von einigen Bodenerhebungen im Rücken zu profitieren. Prinz Georg von Sachsen richtete zum Schluß an seinen königlichen Bruder das Ersuchen, General Gurko am nächsten Morgen mit aller Macht anzugreifen, er selbst würde sich gleichzeitig gegen die Stellung des Großfürsten Wladimir wenden. Nach kurzer Beratung mit seinem Stabe erklärte sich König Albert bereit, auf den Vorschlag einzugehen und seinen Teil des Planes auszuführen.

Am nächsten Morgen brachen unsere Truppen schon zwei Stunden vor Anbruch des Tages nach den ihnen angewiesenen Stellungen auf. Auf unserer Hälfte der russischen Front rückte das 3. (brandenburgische) Korps zusammen mit der 7. Division zum Angriff vor, während die 8. Division als Reserve im Hintergrund blieb und unsere beiden Divisionen Kavallerie die Weisung erhielten, ein scharfes Auge auf unsere linke Flanke zu haben und ihr Verhalten nach der Natur des Bodens und der Entwickelung des Infanteriegefechtes einzurichten. Das Terrain zwischen uns und dem Feind war ziemlich wellenförmig und erhob sich vor Skiernewice zu einem sanften Rücken, auf dessen Spitze sich der als Tierpark des

Schlosses berühmte Wald befindet. Hier war, wie gesagt, das Zentrum der russischen Stellung und wir eröffneten die Schlacht mit einem heftigen Geschützfeuer nach dieser Richtung hin, da wir bei dem Feind die Meinung hervorrufen wollten, daß wir es hauptsächlich auf die Mitte seiner Linie abgesehen hätten.

Einige Stunden hindurch war der Kampf weiter nichts als ein Artillerieduell auf weite Entfernung, wobei die russische Artillerie es trotz ihrer günstigen Stellung infolge unseres rauchlosen Pulvers sehr schwierig fand, die richtige Stellung unserer Geschütze zu ermitteln. Nachdem die russischen Vorposten zurückgetrieben waren, eröffnete das Jägerbataillon des 3. Korps, das unter geschickter Ausnutzung einer Bodensenkung unter dem Schutze unserer Batterieen den russischen Geschützen bis auf etwa dreitausend Meter nahe gekommen war, ungeachtet der weiten Entfernung Feuer auf die russischen Geschützmannschaften, die, wie wir durch unsere Ferngläser beobachten konnten, einer nach dem andern tot neben ihren Kanonen niedersanken.

Der deutsche Kaiser hat also wieder Recht gehabt, als er sagte, daß, wenn die Feldgeschütze ihren Platz als Waffen der modernen Kriegsführung behaupten wollten, ihre Tragweite noch über die der neuesten Kleinkalibergewehre hinaus erhöht werden müßte.

Um den durch unser unsichtbares Artillerie- und Gewehrfeuer hervorgerufenen unheimlichen Eindruck noch zu erhöhen, sandten wir zum Schein große Massen Infanterie gegen das russische Zentrum, und sahen bald darauf zu unserer Genugthuung, daß unsere Bewegung auf feindlicher Seite einen verstärkten Zuzug von beiden Flanken nach dem Walde von Skiernewice zur Folge hatte.

Während diese neue Konzentration in dem russischen Zentrum vor sich ging, trug sich ein merkwürdiger Zwischenfall zu, der uns im Anfang nicht wenig befremdete. Es kamen nämlich aus dem Gehölz, wie uns schien, einige Schwadronen Kavallerie heraus, die in vollem Galopp auf das Roggenfeld zueilten, von dem aus unser Jägerbataillon sein verheerendes Feuer auf die russischen Artilleristen entsandte. Wir zweifelten keinen Augenblick, daß ihr Aufenthaltsort endlich entdeckt worden sei und gaben unseren Stendaler Husaren, die in dem Rücken unserer Batterieen hielten, Befehl, sich zum Angriff auf diese waghalsigen Reiter zu rüsten. Dieser Angriff

blieb uns jedoch erspart, da wir gleich darauf entdeckten, daß die russischen „Rosse“ keine Reiter auf ihren Rücken trugen und weiter nichts als ein großes Rudel Rotwild waren, das durch das furchtbare Geschützfeuer aus seinen Verstecken im Walde von Skiernewice hervorgescheucht war. Wie bekannt, hat auch der verstorbene Graf von Moltke in seiner Schilderung der Schlacht von Königgrätz einen ähnlichen Zwischenfall beschrieben.

Inzwischen richteten wir, was unser eigentlicher Zweck war, unseren Hauptangriff mit Erfolg gegen die rechte Flanke der Russen. Es ist kaum zu erwarten, daß ich oder ein anderer Augenzeuge allein im stande wäre, eine eingehende Schilderung der Zwischenfälle und Entwickelung einer Schlacht zu geben, die sich über eine Linie von mehr als einer und einer halben (deutschen) Meile erstreckte. Dieselben Gründe, aus denen ein General bei einer so ausgedehnten Fläche kein einheitliches Kommando durchzuführen vermag, setzen eben auch der Beobachtungsfähigkeit des Kriegsberichterstatters bestimmte Schranken. Noch bei den Schlachten von Königgrätz und Sedan war eine ziemlich vollständige allgemeine Darstellung aus einer Feder möglich, da man aus dem Aufsteigen der Rauchwolken einen annähernd richtigen Schluß auf den Standpunkt von Freund und Feind wie auf die Schwankungen des Kampfes ziehen konnte; jetzt jedoch, nachdem die Wissenschaft den Krieg einer seiner malerischsten Beigaben beraubt hat, ist eine moderne, am Tage gefochtene Schlacht ein höchst verblüffendes Schauspiel. Man hört wohl das Brüllen der Kanonen und das Knattern der Gewehre, ohne daß jedoch dieser ständige Donner auch nur von einem einzigen Blitzstrahl begleitet wäre. Man sieht, wie die Mannschaften ihre Arme emporwerfen und tot zu Boden fallen, weiß aber nicht, aus welcher Richtung sie das mörderische Geschoß empfangen haben, so daß man fast denken möchte, daß sie den unsichtbaren Pfeilen des Sonnengottes Apollo erlegen seien.

Natürlich übt diese Gefechtweise eine demoralisierende Wirkung auf alle Soldaten aus, und wenn Blücher bei Ligny sagte: „Meine Leute wollen den Feind sehen“, so kennzeichnete er damit nur die Empfindung der Soldaten der meisten Nationen. Dennoch entmutigten, soweit ich sehen konnte, die unsichtbaren Schrecken des modernen Krieges die deutsche Infanterie weniger als ihre russischen

Feinde, die, wahre Teufel, wenn sie Schulter an Schulter und in Massen kämpfen, viel von ihrem Mut und verbissener Widerstandskraft einbüßen, wenn jeder Mann vornehmlich auf seinen eigenen Verstand (der bei den slavischen Soldaten nicht besonders stark entwickelt ist), seine eigene Initiative und seinen persönlichen Mut angewiesen ist. Thatsächlich entdeckten wir hin und wieder Zeichen von Panik unter den Soldaten des Zaren und einmal sahen wir ganz deutlich, wie ein Offizier einige seiner Leute mit seinem Revolver bedrohte, da sie offenbar lieber fliehen als sich von einem Feind niederstrecken lassen wollten, den sie weder sehen noch fühlen konnten.

Aber unbeschadet der entmutigenden Einflüsse, die unter den russischen Reihen um sich griffen, behaupteten sie ihre Stellung mit merkwürdiger Ausdauer. So hatte der Kampf schon stundenlang hin und her gewogt, ohne daß es uns möglich gewesen wäre, unseren Plan völlig auszuführen, nämlich unter dem Schutze unseres Scheinangriffes auf das Zentrum des Feindes seinen rechten Flügel zu überrumpeln und auseinanderzusprengen. Dem Prinzen Georg von Sachsen war die gleiche Aufgabe gegen den linken Flügel der Russen zugefallen.

Gegen Mittag neigte sich jedoch die Wage des Sieges plötzlich zu unseren Gunsten und zwar in der folgenden Weise. Der Tag war hell, klar und warm und das Schlachtfeld unmittelbar vor dem von König Albert und seinem Stabe eingenommenen Hügel vollständig frei von Pulverrauch. Mit einem Mal begann sich der Horizont hinter den Russen jedoch durch dicke gelbe Staubwolken zu verfinstern, die uns von Minute zu Minute näher kamen. Ich sah, daß der König mit den verschiedenen Mitgliedern seines Stabes verständnisinnige Blicke austauschte, verstand jedoch selbst nicht die wirkliche Bedeutung dieses Phänomens, bis ich endlich in der heranrollenden Wolke das metallische Glänzen von Säbeln, Lanzen und Helmen entdeckte und es wie eine Offenbarung über mich kam, daß hinter diesen Staubwolken niemand anderes als unsere Kavallerie verborgen sein konnte.

Und so war es. Unsere Kavallerie-Division, die 24 Schwadronen zählte, war nämlich früh aufgebrochen und hatte sich durch Lowitz das rechte Ufer der Bzura hinaufgeschlichen, den Strom oberhalb seines Zusammenflusses mit der Ravka und

dann auch diesen anderen Fluß bei Bolimoff überschritten. Sie befand sich jetzt im Rücken des russischen rechten Flügels, über den sie wie ein Wirbelwind herfiel. Ich hatte ähnliche Operationen wiederholt bei den deutschen Herbstmanövern zur Ausführung gelangen sehen, sie aber immer nur für Kriegsspiel in des Wortes eigentlicher Bedeutung gehalten, das im wirklichen Kriege ganz undenkbar wäre. Jetzt hielt ich aber den Beweis dafür in der Hand, daß die Deutschen es selbst mit ihrem militärischen Zeitvertreib sehr ernst nehmen und im Kriege nur das anwenden, was sie zuvor im Frieden geübt haben. Hinzufügen darf ich wohl noch, daß König Albert ein so gewagtes Unternehmen nie zugegeben haben würde, hätte er nicht früh am Tage entdeckt, daß die Russen die Hauptmasse ihrer Kavallerie nach ihrem linken Flügel als dem am meisten bedrohten gezogen und nur eine schwache Brigade Dragoner zur Verstärkung der schon von der Natur geschützten Stellung auf ihrer Rechten zurückgelassen hatten. Es war den Russen auch nicht einen Augenblick in den Sinn gekommen, daß die Deutschen, unbemerkt von ihren kosakischen Kundschaftern, eine Division Kavallerie um sie herum und in ihren Rücken führen könnten. Aber die Deutschen hatten das fast Unmögliche fertig gebracht, die fragliche Brigade Dragoner niedergeritten und sich wie ein Cyklon auf die russischen Bataillone geworfen.

Zu spät bemerkten die Russen, welche Lawinen deutscher Schwadronen sich auf sie wälzten. Obwohl sie aber mit wunderbarer Schnelligkeit und Ruhe Kehrt machten und eine wohlgezielte Salve nach der andern auf ihre Angreifer abgaben, von denen gar mancher aus dem Sattel fiel, so vermochten sie nicht im mindesten die heranbrausende Hochflut der deutschen Reiter aufzuhalten, die mit gesenkten Lanzen in voller Karrière in die Reihen der russischen Schützen hineinritten und ihre wie eine Mauer stehenden Gegner mit furchtbarer Sicherheit und Schnelligkeit niederstachen. Der Zusammenprall und das Handgemenge waren in weniger Zeit vorüber als ich zu meiner Schilderung gebrauche. Die tapferen Schwadronen, die diesen tollkühnen und todbringenden Ritt durch die Reihen der Infanterie Gurkos vollbracht hatten, drückten nun ihren ermüdeten Rossen die Sporen ein und sprengten mit donnerndem Hurra auf unsere Linien zu, die sie mit ebenso stürmischen und

jubelnden Hochrufen empfing. Sie sammelten sich, wie wir erst jetzt bemerkten, in der Zahl sehr geschwächt, in der Bodensenkung hinter uns. Es war eine unvergleichliche Heldenthat gewesen, die zwar große Verluste an Todten und Verwundeten gekostet, dafür jedoch die von unserm unsichtbaren Gewehrfeuer begonnene Demoralisation der russischen Infanterie vollendet und den Weg zu dem krönenden Manöver des Tages gebahnt hatte.

Dieses blieb unserer in der Reserve befindlichen 8. Division Infanterie vorbehalten, die sich jetzt, dem Beispiel der preußischen Garden bei Chlum folgend, nach einem geschickten Flankenmarsch gegen den rechten Flügel der Russen wandte, die zerstreuten Massen der entmutigten und geschlagenen Truppen vor sich her und gegen ihr Zentrum trieb. Gleichzeitig deuteten gewisse Anzeichen auf unserm äußersten rechten Flügel darauf hin, daß unserer Weichselarmee eine ähnliche Bewegung auch auf ihrem Teil des Schlachtfeldes gelungen war (wo die Hauptmasse der russischen Kavallerie tapfer aber vergeblich unser Vordringen aufzuhalten versucht hatte) und um zwei Uhr Nachmittags hatte unsere Schlachtlinie etwa eine Halbkreisform angenommen, die sich noch immer mehr um unsere Feinde zusammenzog.

Nun wurde auf unserer ganzen Linie der Befehl zum Vorrücken gegeben. Noch einmal ließ unsere Artillerie einen unheimlichen Schauer von Granaten auf die russische Stellung niederregnen, dann machte sich unsere vor Ungeduld brennende Infanterie daran, den Rest des blutigen Werkes zu vollbringen. Und obwohl ganze Reihen von ihr niedergemäht wurden, ehe es gelang, den Feind aus den Schanzen zu verdrängen, die wie eine Bastion um seine ganze Stellung in Skierniewice liefen, waren deutsche Tapferkeit und deutsche Disziplin dem russischen Bulldoggenmut doch mehr als überlegen und bald hatten die Salven des Mauserschen Repetiergewehres Gurkos Laufgräben mit Haufen von Todten und Verwundeten angefüllt.

Das Städtchen Skierniewice stand in Flammen und bot seinen Verteidigern keinen Schutz mehr, selbst das Schloß (mit all' seinen Dreikaisererinnerungen) war nur noch ein rauchender Trümmerhaufen; die russischen Batterien waren ebenso sehr durch unser Gewehr- wie unser Geschützfeuer zum Schweigen gebracht worden und auch der Wald ließ sich nicht länger vom Feind behaupten, da wir ihn

von drei Seiten umgangen hatten. Es blieb uns jetzt nichts übrig, als die russische Stellung mit dem Bajonett zu stürmen. Es ist wunderbar, wie die Truppen sich auf einem Terrain, das nicht überreich an natürlichen oder künstlichen Deckungen ist, der Beobachtung entgehen können. Kaum war das Signal zum Vormarsch auf der ganzen Linie gegeben, so schienen unsere Reservekompagnien und Bataillone wie aus der Erde zu wachsen und an dem allgemeinen Sturm auf die bald ins Schwanken geratenden und flüchtenden Russen teilzunehmen. Ein Bataillon allein setzte sich noch einmal bei der Eisenbahnstation verzweifelt zur Wehr, wobei es zu einem erbitterten Handgemenge kam, das an das Gemetzel von Bazeilles erinnerte, aber auch hier triumphierten deutsche Zähigkeit und Tapferkeit. Und wie die „Alten Dessauer" sich bei der Einnahme der russischen Batterie bei Wlokavek mit Auszeichnung bedeckt hatten, so blieb es heute dem 2. Bataillon desselben Regimentes vorbehalten, mit fliegenden Fahnen und unter dem Wirbel der Trommeln den letzten Haltepunkt der tapferen Moskowiter zu erstürmen und damit das Waterloo des russisch-deutschen Krieges zu entscheiden.

Um drei Uhr befanden sich die Russen in vollem Rückzug auf Warschau und ließen uns in dem unbestrittenen Besitz von Skiernewice mit all' seinen Vorräten und strategischen Vorteilen.

Unsere Verluste wie die unserer Feinde dürften sich vor einigen Stunden kaum übersehen lassen, doch kann man schon jetzt sagen, daß im Verhältnis zu der Zahl der kämpfenden Truppen weit mehr Blut als in irgend einer Schlacht des französisch-deutschen oder russisch-türkischen Krieges vergossen worden ist. Wenn überhaupt, so bietet allein der Umstand einen gelinden Trost, daß der deutsche Ambulanzdienst gleichen Schritt mit den verbesserten Methoden des „moderne Kriegsführung" genannten Massenmordes gehalten hat und die Massen der verwundeten Deutschen und Russen gute Pflege erhalten.

Die Zusammenkunft zwischen unseren siegreichen Kommandeuren, dem König von Sachsen und seinem Bruder Georg, nach der Schlacht, trug einen sehr rührenden und innigen Charakter, und erinnerte an die historische Szene von Königgrätz, in der König Wilhelm und sein Heldensohn, „Unser Fritz", die Hauptpersonen waren.

Große Schlacht an der galizischen Grenze.

Später.

Kurz vor Aufgabe des vorstehenden Telegrammes erhalte ich die Nachricht, daß an der galizischen Grenze zwischen den dort stehenden vereinigten russischen Truppen und einer 250 000 Mann starken österreichischen Armee eine entscheidende Schlacht stattgefunden habe. Dragomiroff wäre völlig auf's Haupt geschlagen und befände sich auf dem Rückzug in der Richtung nach Lublin an der Warschauer Bahn. Sollte sich dieses Gerücht als wahr herausstellen, so dürfte auch Dragomiroff sich nach Warschau zurückziehen, um sich dort mit Gurko und dem Großfürsten Wladimir zu vereinigen. In diesem Falle könnten wir uns in dem weiteren Verlauf dieses Krieges auf ein zweites Gravelotte und ein zweites Metz gefaßt machen.

Italien macht gegen Frankreich mobil.

(Brief eines gelegentlichen Korrespondenten.)

Monte Carlo, 30. Mai.

Der Telegraph wird Sie voraussichtlich schon von den verschiedenen Vorgängen unterrichtet haben, welche sich auf die Entwickelung des französisch-italienischen Teils des gegenwärtigen europäischen Völkerkrieges beziehen. Immerhin dürfte es Ihnen vielleicht angenehm sein, in Ergänzung Ihrer bisherigen Berichte noch ein kurzes Resumee der Ereignisse aus meiner Feder zu empfangen, besonders da ich infolge einer Reihe glücklicher Zufälle die Bewegung in Italien von Anbeginn bis jetzt habe genau verfolgen können.

Ich befand mich gerade in Rom, als dort das Telegramm von der Kriegserklärung Frankreichs gegen Deutschland eintraf. Der dumpfe Lärm, der von der Piazza di Spagna hinauf in mein Zimmer im Hotel de Londres drang, sagte mir, daß etwas Besonderes vor-

gefallen sein mußte. Ich eilte an das Fenster und sah, wie eine große aufgeregte Menge unter lauten „Evvivas“ auf Deutschland und den Dreibund vorüberzog. Sie kam vom Pincio, wo die ausgezeichnete Regimentsmusik der Carabinieri ihre berauschenden Weisen hatte ertönen lassen und wo eine Sonderausgabe des „Popolo Romano“ die nicht gänzlich unerwartete Nachricht zur allgemeinen Kenntnis gebracht hatte, daß Frankreich die Verwickelungen Deutschlands an seiner Ostgrenze sich zu Nutze gemacht und den Rache- und Eroberungskrieg gegen Deutschland beschlossen habe. Von der Tribüne der Carabinieri herab hatte ein Mann die Depesche der lauschenden Menge vorgelesen und dadurch ihre Begeisterung wachgerufen, die sich nun in echt südlicher Weise in tausend begeisterten Hochs auf den König Humbert und den deutschen Kaiser offenbarte und durch die Musik der Carabinieri, die jetzt abwechselnd die italienische Nationalhymne und die „Wacht am Rhein“ spielte, noch geschürt wurde. Die Massen gerieten jetzt in Bewegung. Vorüber an der Kirche der Trinita dei Monti und durch die Via Sistina, wo ich mich dem Zuge anschloß, drängte sie vorwärts nach dem Quirinal, unterwegs nur vor dem Hause kurzen Halt machend, wo Signor Crispi eine bescheidene Etage im 3. Stock bewohnt. Ihrem stürmischen Verlangen nachgebend, erschien der frühere Premierminister, Anwalt und Urheber des Beitrittes Italiens zum Dreibund, auf seinem Balkon, verneigte sich dankend vor den Tausenden und wies, da er selbst unter den Umständen nicht zu reden wünschte, mit einer sprechenden Handbewegung nach dem Quirinal, wohin sich auch sofort der Strom der Menge in stürmischer Hast ergoß.

Wir eilten die Treppe zum Quirinal hinauf, fanden jedoch den geräumigen Platz vor dem königlichen Palais bereits von einer anderen aus den verschiedenen Stadtteilen Roms herbeigeeilten Menge erfüllt, die uns in unserer Absicht zuvorgekommen war. Einige Demonstranten hatten sogar die Postamente der allen Besuchern Roms wohlbekannten Pferdegruppe des Phidias erklettert und davon Besitz ergriffen. Sehr stark waren auch die schwarz gekleideten und mit dem Schmucke der Tonsur versehenen Herren vertreten, die von der andern Seite des Flusses herübergekommen waren, um Zeugen der Ereignisse zu sein, die vielleicht für sie und ihre Pläne von der ernstesten Bedeutung werden konnten. Angesichts dieser zahlreichen

Priestergestalten mit ihren blassen nachdenklichen Gesichtern konnte ich nicht umhin, mein Auge nach den hohen Fenstern des Vatikans zu richten, von denen aus vielleicht in eben diesem Augenblick der „gefangene“ Nachfolger St. Peters mittels eines Teleskopes sich bemühte, die wahre Bedeutung dieses Tumultes zu erforschen, der sich vor dem Palaste des Erben seiner weltlichen Macht, des Königs Humbert, abspielte. Ob in dem einsamen Mann wohl die Hoffnung aufstieg, daß dieser Krieg, dessen Ausgang gar nicht voraus zu sehen war, seine weltliche Herrschaft oder wenigstens einen Teil davon wieder aufrichten möge?

Meine Träumereien vergingen jedoch sehr bald vor dem erneuten Beifallsgeschrei der Menge, durch die sich der Premierminister, begleitet von zwei Sekretären, einen Weg nach dem Ministerium des Äußeren bahnte, nachdem er soeben an einem Ministerrat unter Vorsitz des Königs teilgenommen hatte. Ihm folgte nach wenigen Augenblicken mit einem sehr ernsten Gesicht der deutsche Botschafter, Graf Solms. Als er jedoch nach Ablauf von etwa zwanzig Minuten wieder aus dem Ministerium herauskam, waren die Wolken von seiner Stirn verschwunden und er erwiderte die Zurufe der Menge mit einem Lächeln ernster Genugthuung. Dieses Lächeln verfehlte nicht seine Wirkung auf die Menge, die sofort ihre Schlüsse daraus zog und stürmisch das Erscheinen des Premierministers verlangte. Endlich trat dieser auf den Balkon des Ministeriums heraus und hielt unter tiefem Schweigen die folgende Ansprache:

„Meine Herren! Ich rede in einem so ernsten, wie feierlichen Augenblick zu Ihnen, will mich jedoch auf wenige Sätze beschränken, da die Zeit nicht Worte, sondern Thaten verlangt. Frankreich hat, wie Sie wissen, sein Schwert gegen Deutschland gezogen und es ist deshalb die Pflicht Italiens, seinem Bundesgenossen zu helfen. (Lebhafter Beifall.)

„Die Würfel sind gefallen und wir müssen unser durch einen feierlichen Vertrag besiegeltes Versprechen auf alle Gefahr hin halten. Es würde sonst unsere Ehre auf dem Spiele stehen und was würden wir wohl als Nation ohne Ehre sein! (Laute Evvivas.)

„Zum ersten Mal soll Italien als einiges Volk zeigen, was es zu leisten vermag und ich hoffe zu Gott, daß wir die Freund-

schaft, die uns in so reichem Maße zu teil geworden, und die Hoffnungen, die auf uns gesetzt sind, rechtfertigen werden.

„Ich will nur noch hinzufügen, daß wir die sofortige Mobilmachung unserer ganzen Armee angeordnet haben. Das inbrünstige Gebet jedes treuen Italieners — und wir sind alle treue Italiener, von den sonnigen Ebenen Siziliens bis zu den schneebedeckten Alpen — wird unsere Armee begleiten. (Stürmischer Beifall.)

„Italia farà da se. Evviva il Ré Humberto! Evviva l'imperatore di Germania! Evviva la tripla Allianza!"

Lautes und anhaltendes Hochrufen folgte dieser Rede des Premierministers, mit dessen Abgang vom Balkon des Auswärtigen Amtes ich den Vorhang über die erste Szene des italienischen Kriegsschauspiels ziehen will.

Der Kriegsrat.

Der nächste Auftritt, den ich zu verzeichnen habe, trug sich im Kriegsministerium, einem der größten Gebäude Roms, zu, wo König Humbert den Vorsitz über eine Versammlung führte, die aus den ersten Befehlshabern seiner Armee und Marine bestand, darunter auch die Generäle, welche die zwölf Armeekorps der Monarchie kommandieren, sowie die Flottenadmirale, die telegraphisch nach der Hauptstadt berufen waren, um im gemeinschaftlichen Kriegsrat einen einheitlichen Schlachtplan gegen Frankreich zu bestimmen. Es ist ja wahr, daß der Generalstab bereits im Hinblick auf die Möglichkeit eines solchen Krieges einen Feldzugsplan ausgearbeitet hat; da jedoch die gegenwärtige Lage unvorhergesehene Schwierigkeiten darbietet, so war es notwendig, eine den jetzigen Umständen entsprechende Änderung des Planes vorzunehmen.

Das Hauptinteresse dreht sich um die Frage, wie viele Armeekorps gegen Frankreich ins Feld rücken müßten, und diese Frage war wiederum davon abhängig, wie viele Armeekorps zum Schutze der italienischen Küste gegen eine französische Landung notwendig sein würden. Wie der König hinwies, war für die Beantwortung

dieser beiden Fragen namentlich der Umstand bestimmend, daß, für den Augenblick wenigstens, keinerlei Hoffnung vorhanden sei, daß England dem Dreibund mehr als seine bloße moralische Unterstützung gewähren könne. Hätte England gegen eine entsprechende Gegenleistung sich formell dem Bunde angeschlossen, Italien seine Flotte zur Verfügung gestellt und dadurch die italienischen Küsten gegen jeden französischen Angriff gesichert, so hätte sich die ganze italienische Armee gegen die Franzosen wenden können. Wie die Sache jetzt stand, hatte Italien mit der Möglichkeit einer Landung von mindestens vier französischen Armeekorps an verschiedenen Stellen seiner offenen, lang ausgedehnten Küste zu rechnen. Von den zwanzig französischen Armeekorps waren zwar bereits dreizehn nach dem Rhein marschiert, aber die in den südlichen und südwestlichen Departements stationierten übrigen sieben hatten noch nicht ihren Marschbefehl empfangen und konnten jeden Augenblick in Marseilles oder Toulon erscheinen, von wo sie nur eine kurze Fahrt von wenigen Stunden nach der italienischen Küste hatten.

Nach einer ziemlich leidenschaftlichen Erörterung wurde auf Antrag des General Cosenz, Chefs des Stabes, dessen Ansicht der König unterstützte, beschlossen, Frankreich mit dem 1., 2., 3. und 4. Armeekorps in die Flanke zu fallen, diese Bewegung durch das 6. und 7. Korps in der Reserve zu unterstützen, und die übrigen Truppen im Lande zurückzulassen, um sie je nach dem Gang der Ereignisse zu verwenden, besonders wenn die Franzosen am Rhein geschlagen und sich gezwungen sehen würden, von ihren südlichen Garnisonen weitere Truppen heranzuziehen.

Ich will meinen Bericht nicht schließen, ohne noch hinzuzufügen, daß ungefähr um dieselbe Zeit, als der Kriegsrat zu Ende war, die Abendblätter mit dem Text des ihnen vom Premierminister mitgeteilten Bündnisvertrages erschienen, der, ähnlich, wie der vor einigen Jahren durch den Fürsten Bismarck veröffentlichte deutsch-österreichische Vertrag, eine gegenseitige Garantie des beiderseitigen Gebiets stipuliert, mit dem Zusatz, daß, wenn entweder Deutschland oder Italien von Frankreich angegriffen würde, die andere Macht sofort zur Verteidigung des Bundesgenossen ins Feld zu rücken hätte.

Die italienische Angriffslinie.

Von Rom begab ich mich nach Spezzia, wo mich ein Freund mit seiner Yacht erwartete. Wir fanden hier ein starkes Geschwader von Panzerschiffen vor, die „Italia“, „Andrea Dosia“, „Francisco Morosimi“, „Re Umberto“, „Rugiero di Lauria“, „Affondatore“, sowie einige Schiffe zweiter Klasse, die sich gerade anschickten, in See zu gehen. Was mochte die Bestimmung der Flotte sein? Über diesen Punkt war man an zuständiger Seite so stumm wie das Grab, doch sollten uns schon die nächsten Tage die Lösung des Rätsels bringen.

Wir selbst dampften nach Monte Carlo, wo wir in der hübschen kleinen Bucht von Monaco vor Anker gingen. Am Lande trafen wir die ganze 65 Köpfe starke Armee des Fürstentums in nicht geringer Aufregung, da sie die Gefahr vor Augen sah, unter Umständen ihre bewaffnete Neutralität aufgeben zu müssen und über kurz oder lang in den Strudel der Feindseligkeiten hereingerissen zu werden. Diese Aussicht hatte, so furchtbar sie auch den tapferen Soldaten erschien, aber nicht den geringsten Schrecken für die zahlreichen Besucher der schönen Hölle von Monte Carlo, die, Männer und Frauen aus allen Nationen, Juden und Heiden, Elamiter und Assyrer, ungeachtet des sie umgebenden Kriegslärmes fortfuhren, die Spieltische des Kasinos in ihrer alles vergessenden Leidenschaft aufzusuchen. Wie einst der Philosoph von Syrakus, so rufen auch diese eifrigen Anbeter des Roulette: „Noli turbare circulos meos“ — „störet unsere Kreise nicht“.

Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß die Franzosen in den letzten Jahren eine Reihe starker Forts längs der ganzen Riviera, von Marseille bis Mentone errichtet haben, und daß jeder Vorsprung, jede Bergspitze, die auf die See herabblicken, von einem der neuen Bollwerke gekrönt sind. Diese Befestigungen sind Frankreichs stille Antwort auf den Dreibund und haben die Aufgabe, den Vormarsch Italiens aufzuhalten, sollte diese Macht, treu ihrem Vertrage mit Deutschland, Frankreich in seiner Flanke angreifen und hierzu die Seeküste anstatt des Gebirgswegs wählen.

Die Italiener haben sich, abgesehen von den natürlichen Schwierigkeiten, die ihnen die Alpen entgegenstellen und die seit den Tagen Hannibals und Cäsars eher zu- als abgenommen haben, für die Rivieraroute entschieden, wobei sie nicht der Gefahr ausgesetzt sind, die Neutralität der Schweiz oder Savoyens zu verletzen. Sie genießen außerdem bis zu einem gewissen Grade den Schutz ihrer Flotte, die sogar an bestimmten Punkten Truppen landen kann, so lange die zur Zeit in der Ostsee und sonstwo beschäftigten Teile der französischen Flotte für das Mittelmeer nicht frei sind.

Die Italiener haben ferner beschlossen, eine zweite kleinere Armee, bestehend aus ihrem 1. und 3. Korps (deren Plätze in der Riviera-Armee durch das 6. und 8. Korps ersetzt werden sollen), auf der Mont-Cenis Route über die Alpen zu senden, um die Aufmerksamkeit des Flügels der aus dem 7., 14., 15. und 16. Korps bestehenden französischen Armee auf sich zu lenken und dadurch das Vordringen der Riviera-Armee zu erleichtern.

Schlacht bei Costebelle.

Ich kann es mir wohl schenken, Ihnen eine bis ins Einzelne gehende Schilderung der verschiedenen Zusammenstöße zwischen der französischen und italienischen Armee, von dem ersten Vorpostengefecht bei Ventimiglia und dem ersten ernsten Treffen in der Nähe von Mentone an, zu senden, da Sie wohl schon aus anderer Feder ausführlichere Berichte darüber empfangen haben. Sie haben auf jeden Fall von all' den bemerkenswerten Vorfällen gehört, die das Vorspiel zu dem Drama bilden: von der glänzenden, aber vergeblichen Verteidigung des 24. französischen Jägerbataillons von Ville-Franche gegen den unwiderstehlichen Angriff der Bersaglieri des 4. italienischen Korps, vom dem schneidigen Kavalleriegefecht zwischen den 5. italienischen Lanzenreitern und den französischen Dragonern von Tarascon, von den unübertroffenen Leistungen der italienischen Alpen-Scharfschützen, von den wunderbaren Märschen der reitenden Gebirgsbatterien der beiden Kriegführenden, von den

zähen Artillerie-Zweikämpfen zwischen den längs der Küste fahrenden Panzerschiffen und den die Gipfel der Berge krönenden Batterien. Als Dekoration dieser blutigen Szenen denke man sich einen ewig blauen Himmel und in Purpur getauchte Hügel, die auf ein irdisches Paradies herabschauen.

Die Schlacht von Hyères, oder richtiger gesagt von Costebelle, hat zwar mit einer Niederlage der Franzosen und ihrem Rückzug nach Toulon geendigt, jedoch den Feldzug noch nicht endgültig entschieden, da die Italiener selbst mit Hilfe ihrer Flotte nicht im stande sein werden, sich in den Besitz dieses stark befestigten wichtigen Platzes zu setzen, wenn sie nicht zuvor Verstärkungen aus der Heimat bekommen. Diese sind aber für den Augenblick nicht abkömmlich, und es steht zu erwarten, daß mittlerweile das Brester Geschwader der französischen Flotte sich seiner Gegner entledigt und ins Mittelmeer zurückkommt.

Die Lage wird sich unzweifelhaft vereinfachen, wenn es General Ricotti mit seinen zwei Korps gelingt, von der Mont-Cenis Seite der Alpen herabzusteigen, den sich ihm in den Weg stellenden Widerstand zu bewältigen und im Rhonethal sich mit der Riviera-Armee zu einem gemeinschaftlichen Zusammengehen zu vereinigen. Sollte aber inzwischen die Entscheidung des Krieges an der Weichsel oder am Rhein fallen, so hätten die Italiener ihre Hauptaufgabe vollbracht; nämlich einen beträchtlichen Teil der französischen Streitmacht so beschäftigt, daß er nicht zu den am Rhein stehenden Truppen stoßen konnte, wodurch die Deutschen ein um so leichteres und sichereres Spiel hatten.

Auf jeden Fall haben die von den Italienern bereits errungenen Siege bewiesen, daß sie, sowohl was Mannschaften wie Offiziere anbetrifft, ein prächtiges Material besitzen, das dem französischen in keiner Weise nachsteht, und als nach der Schlacht von Costebelle der deutsche Kaiser König Humbert depeschierte, daß seine Truppen Thaten vollbracht hätten, auf welche selbst ihre deutschen Kameraden stolz sein würden und welche sogar bei Roßbach und Sedan nicht übertroffen seien, so mußte sich die ganze Welt sagen, daß Seine deutsche Majestät nur die Sprache der Wahrheit redete, wenn sie auch diese Höflichkeitsausdrücke gebrauchte.

Schreiben des Admirals P. H. Colomb.

Geehrte Redaktion!

Ich bemerke, daß die Frage, wer der Verfasser der Berichte über die Schlachten in der Nord- und Ostsee sei, Anlaß zu verschiedenen Meinungsverschiedenheiten gegeben hat. Diese Berichte sind nicht aus meiner Feder. Der Verfasser ist mein Freund, Sir Rambleton Seaforth, der sich auf seiner Hochzeitsreise befand und auf derselben gewiß recht eigentümliche Erfahrungen gemacht hat. Er ist nur ein Freund des Seesports, gehört aber nicht der Marine an, da er uns sonst wohl genauere Berichte und ein klareres Bild der Sachlage geliefert hätte. Die Briefe waren an mich adressiert und nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, ich fürchte daher sehr, daß Herr Rambleton mich kielholen wird, wenn er wieder nach Hause kommt. Ich werde ihm jedoch die Wahrheit gestehen, daß nämlich seine Schwester die Briefe von meinem Pult gestohlen und ohne meine Erlaubnis eingesandt hat.

Ich bedaure, Ihnen mitteilen zu müssen, daß das junge Ehepaar mit seiner Übersiedlung an Bord der „Thames“ noch nicht das letzte von seinen Abenteuern gesehen hatte. Bei seiner Einfahrt in Sheerneß erhielt der Kreuzer den Befehl seine Depeschen einem kleinen Kutter, der ihm entgegen kam, zu übergeben und sich sofort nach Plymouth zu begeben. Da Sir Rambletons Landhaus in Devonshire steht, so beschlossen er und seine Frau noch die kurze Strecke mitzufahren. Unglücklicherweise erhielt das Schiff aber kurz vor seinem Bestimmungsort das Signal, sofort nach Cap Finisterre zum Schutze der britischen Handelsflotte zu dampfen und in Ferrol Kohlen einzunehmen, aber nicht eher den Hafen anzulaufen, als bis es mit seinem Kohlenvorrat wirklich zu Ende wäre. Sir Rambleton und seine Frau Gemahlin befinden sich also jetzt vor Finisterre, wenn sie nicht inzwischen gefangen genommen und in einen französischen Hafen gebracht sein sollten. Es erscheint dies nicht unmöglich, da dem Vernehmen nach eine große Anzahl französischer Kreuzer den Befehl erhalten hat, sich vor Cap Finisterre zu sammeln.

Ergebenst

10. Mai 189— P. H. Colomb.

Die Landung in Trapezunt.

Lord Salisbury über die Lage. — Debatte im Oberhaus.

London, 14. Mai.

Infolge einer Verzögerung war der Brief unseres Korrespondenten, welcher das Gerücht von der Ankunft britischer Truppen in Trapezunt verzeichnete, erst am 7. Mai veröffentlicht worden. Inzwischen hatte jedoch die Regierung schon am 3. Mai, dem Tage nach der Debatte im Unterhaus, im ganzen Vereinigten Königreich die Proklamation erlassen, welche die Reserven zur Fahne einberief. Am 6. Mai kündigte Mr. Balfour an, daß er am 10. Mai das Unterhaus um einen Kredit von zehn Millionen Pfund angehen und gleichzeitig die Ermächtigung zur Einberufung der Milizen nachsuchen werde. Nach Bekanntwerden des Briefes unseres Korrespondenten beschlossen jedoch die in dem Hause Mr. Gladstones*) schnell zusammengetretenen liberalen Führer, daß Lord Kimberley schon am 9. Mai im Oberhaus eine Erklärung von Lord Salisbury verlangen solle. Am Nachmittag des 9. Mai war das Oberhaus bis auf das letzte Plätzchen gefüllt. Sämtliche Prinzen und Prinzessinnen waren erschienen, auf den Galerien befanden sich die Damen der edlen Lords und das Unterhaus hatte sich vollzählig vor der Schranke des Hauses eingefunden.

Unter atemlosen Schweigen erhob sich Lord Kimberley. In vorsichtig gewählten Ausdrücken sprach er die Hoffnung aus, daß Lord Salisbury dem lächerlichen Gerücht, das England erreicht habe, ein kategorisches Dementi werde entgegensetzen können. Er meine natürlich den vom 29. April datierten Bericht eines Korrespondenten, wonach englische Truppen als Vorboten einer englischen Expedition entweder schon in Trapezunt gelandet wären oder sofort landen würden. Das Haus sei bereit, das Ministerium in jeder Maßregel zu unterstützen, die es zum Schutze der Ehre und Interessen Eng-

*) Der „große Krieg" erschien in „Black and White" vor den allgemeinen englischen Wahlen, die Lord Salisbury zwangen, sein Amt als Premier an Gladstone abzutreten. W.

lands treffen müßte, aber was habe eine Landung in Trapezunt mit der Ehre und den Interessen Englands zu thun? Es sei doch fast undenkbar, daß der an der Spitze der Regierung stehende edle Marquis sich noch durch den lächerlichen Vertrag von Cypern verpflichtet fühle und das Schwert Englands zur Verteidigung der Türkei gezogen habe, nur weil Rußland die asiatische Grenze der Türkei überschritten hätte. So wenige liberale Pairs sich auch im Oberhause befänden, so sprächen sie, das sei seine Überzeugung, doch im Namen Englands, wenn sie dem edlen Marquis erklärten, daß das englische Schwert nie wieder zum Schutze der korrupten Türkei entblößt werden sollte. Was den Vertrag von Cypern anbeträfe, so hätte die Türkei selbst dafür gesorgt, daß er nicht mehr zu Recht bestände. Er sei nur ein bedingungsweiser und die Bedingungen seien nicht gehalten worden. Auf Grund der Autorität vieler tüchtiger Militärs könne der Redner dem edlen Marquis versichern, daß, wenn er einen Feldzug in den kleinasiatischen Gebirgen plane, einen Feldzug, der im günstigsten Falle nur zu einer langwierigen Belagerung der russischen Festung Kars führen könne, er das Land in militärische Schwierigkeiten von unabsehbarer Größe und Dauer stürzen werde. Er würde dies zu einer Zeit thun, wo wir angesichts eines drohenden Weltbrandes alle unsere Truppen für die Verwickelungen gebrauchten, die sicher in Europa und Asien eintreten würden.

Es war weniger Beifall als ein Gewirr aufgeregter Stimmen, das sich vernehmen ließ, als sich der edle Lord auf seinen Platz niederließ. Es verstummte jedoch sofort, als sich Lord Salisbury zu der folgenden Rede erhob:

„My Lords! Ich habe auch ohne die Versicherung des edlen Earl gewußt, daß das Haus bereit ist, alle Schritte zu unterstützen, welche die Regierung zum Schutze der Ehre und Interessen Englands für notwendig erachten sollte. Ich kann nicht mit der Freiheit, die der edle Earl sich als unabhängiger Pair gestattet, den Charakter der Regierung unseres Bundesgenossen, des Sultans, noch den gegenwärtigen Stand des Vertrages von Cypern erörtern. Zum Glück brauche ich für die von mir gewünschte Erklärung auf keine dieser beiden Fragen näher einzugehen. Wir haben uns niemals bereit erklärt, die Regierung des Sultans gegen ihre christlichen Unterthanen zu unterstützen, falls dieser Fall eintreten sollte. Es

giebt jedoch eine Sache, über die Europa nicht allein dieses Haus, sondern ganz England einer Meinung wissen muß: Wir wollen nicht, daß die unabhängigen Staaten des Balkans von dem Fuße Rußlands zerdrückt werden. Wir wollen nicht, daß die Bevölkerung Kleinasiens von der Regierung des Sultans in die des Zaren übergeht. Ich will in diesem Augenblick nicht all' das sagen, was ich mit Leichtigkeit über dieses Thema sagen könnte. Es ist kein Krieg zwischen uns und Rußland erklärt worden. Unsere Beziehungen sind jedoch so delikater Natur, daß ich den edlen Earl gebeten hätte, seine Frage zu verschieben, wenn ich nicht dadurch Anlaß zu Mißverständnissen zu geben gefürchtet hätte. Hoffen wir, daß die Weisheit und die bekannte Friedensliebe des Zaren ein so großes Unglück, wie es der Krieg zwischen uns und Rußland wäre, verhindern werden. Aber wir stehen vor dieser Frage: Rußland hat von der See einen Angriff gegen Bulgarien unternommen. Da ich nichts sagen möchte, das zu einer Verschärfung der Schwierigkeiten des Augenblicks beitragen könnte, so will ich lieber nicht von den Umständen reden, die zu jenem Angriff führten. Auf keinen Fall dürfen wir jedoch zugeben, daß Bulgarien zerschmettert wird, so lange der Beistand unserer Flotte es vor diesem Schicksal retten kann. Wir haben sofort nach Empfang der Nachricht von der russischen Invasion dem Admiral unseres Mittelmeergeschwaders Befehl gegeben, nach den Bestimmungen unseres Botschafters in Konstantinopel zu handeln. Mit Erlaubnis des Sultans ist unsere Flotte fünf Tage nach Landung der Russen in Bulgarien in das Schwarze Meer eingelaufen. Wir bedeuteten dann dem Zaren, wir könnten nicht zugeben, daß weitere Verstärkungen nach Varna gebracht würden, und wir erhielten gestern die Nachricht, daß sich die russische Flotte vor dem Übergewicht der unsrigen nach dem Hafen von Sebastopol zurückgezogen habe. Die Rhede von Varna wird von englischen Kreuzern bewacht. Die Russen sind landeinwärts gezogen, haben jedoch zur Belagerung von Varna, das von etwa 5000 Bulgaren verteidigt wird, eine größere Truppenmacht zurückgelassen. Die Überschreitung der Grenzen in Kleinasien ohne vorherige Kriegserklärung durch die Russen geschah, wie sie sagen, auf Grund der Erklärung der Türken, Bulgarien als ihrem Vasallenstaat zu Hilfe kommen zu wollen. Da die Türkei auf unsere Ver-

anlassung hin den Bulgaren ihre Hilfe versprochen hatte, so durften wir ihr unseren Beistand nicht versagen, als der russische Angriff erfolgte. Es handelt sich hier nicht um die Entscheidung der Frage, wem die Zukunft Kleinasiens gehören soll, ob der Türkei oder der armenischen Bevölkerung, es handelt sich hier ganz einfach um die Frage, ob wir einem wertvollen Bundesgenossen während eines wirklichen Krieges militärischen Beistand gewähren sollen. Wir können aber nicht auf die Unterstützung von Tausenden tapferer Soldaten verzichten, die jeden Augenblick bereit sind, unsere gerechte Forderung zu verfechten, daß die Balkanstaaten friedlich und ungestört an ihrer Weiterentwickelung arbeiten mögen, die bereits das Erstaunen und die Bewunderung Europas erregt hat.

Was die militärischen Gefahren betrifft, die der edle Earl befürchtet, so halte ich es für unpassend, zu einer Zeit, in der die Lage eine so ernste ist, unsere militärischen Pläne öffentlich zu besprechen und dadurch unseren etwaigen Feinden zu verraten. Es dürfte genügen, wenn ich Ihnen mitteile, daß wir die Leitung der ganzen Operationen einem Mitglied dieses Hauses übertragen haben, in das wir unser ganzes Vertrauen setzen und dessen Name*) dem Lande die Gewähr bietet, daß, sollten wir unglücklicherweise in den Krieg hineingezogen werden, nichts vernachlässigt werden wird, was zur Ehre und zum Erfolg der britischen Waffen beitragen kann. Ich bin überzeugt, daß der tapfere Vicomte, der Oberstkommandierende in Irland, den ich mich freue, heute Abend auf seinem Platz zu sehen, nicht zaudern wird, die Verantwortung für alle Gefahren zu übernehmen, die die Phantasie des edlen Earl beunruhigen, glaube jedoch, daß der Vicomte eine Erörterung seiner Pläne lieber nach als vor dem Kriege sehen würde. Der tapfere Vicomte hat die Regierung zum mindesten davon überzeugt, daß er die ganze Lage vollständig übersieht und weiß, was er will. Wir übernehmen deshalb die volle Verantwortung für alles, was er zu thun gedenkt. Haben wir nicht Ihr Vertrauen, so ersetzen Sie uns durch Männer, welche Sie Ihres Vertrauens für würdig erachten. Lassen Sie mich Sie aber in Himmels Namen beschwören, die Stärke Englands in diesem Augenblick nicht durch Uneinigkeit oder durch Mangel an Vertrauen

*) Lord Wolseley.

in die Chefs unserer Truppen zu schwächen. Von Ihrer Haltung hängt es vielleicht in diesem Augenblick ab, ob wir durch friedliche Mittel oder aber durch einen schrecklichen und langen Krieg die Annahme unserer gerechten Forderungen erreichen werden. Auf jeden Fall werden aber, wenn es zum Krieg kommen sollte, die feste Haltung des ganzen Landes, patriotischer Eifer und der zeitweilige Mangel schwacher oder unbegründeter Kritik einen entscheidenden Einfluß auf die Zukunft ausüben."

Als Lord Salisbury sich auf seinen Sitz niederließ, herrschte einen Augenblick lang eindrucksvolles Schweigen, dann brach jedoch von allen Seiten des Hauses ein Sturm des Beifalls aus, wie man ihn in diesem ehrwürdigen Hause bisher wohl nur selten vernommen hat. Die Damen auf der Galerie erhoben sich sozusagen wie ein Mann und als sie sich wieder niedersetzten, brachen nicht wenige von ihnen in Thränen aus.

Die Aufregung hatte ein wenig nachgelassen, als sich Lord Roseberry erhob, um in wenigen kurzen Sätzen seine ungeteilte Sympathie mit der von Lord Salisbury ausgesprochenen allgemeinen Politik auszudrücken. Er hoffe jedoch, daß wir uns nicht zu einem gefährlichen und schwierigen Feldzug in Kleinasien hergeben würden, wo die Landstraßen schlecht, das Land unsicher und das Ende fraghaft seien. Er setze indes vollständiges Vertrauen in die Klugheit und das militärische Genie des tapferen Vicomte und wolle durchaus nicht, weder ihn noch die Regierung, durch eine unzeitige Kritik in Verlegenheit bringen oder in ihren Bewegungen beschränken.

Der Eindruck, den die Debatte im Oberhaus im ganzen Land hervorrief, war ein so gewaltiger, daß die liberalen Führer die Kreditforderung Mr. Balfours ohne weitere Erörterungen bewilligen wollten. Der radikale Labouchère beantragte indes die Ablehnung des Kredits und sah sich bei diesem Antrag von Sir Wilfried Lawson unterstützt. Der Kredit wurde mit einer Mehrheit von 412 gegen 17 Stimmen bewilligt.

Mobilmachung der englischen Truppen.

Die Mobilmachung des nicht mit Sir Evelyn Wood nach Antwerpen gegangenen, sondern in England zurückgebliebenen Teiles des ersten Armeekorps nahm inzwischen ihren Fortgang. Bekanntlich bestehen die Reihen der englischen Bataillone meist aus Rekruten, deren Platz bei einer Mobilmachung von den Reservisten eingenommen wird. Auf Veranlassung Lord Wolseley's, der darauf hinwies, daß die Besetzung einer Festung wie Antwerpen doch etwas ganz anderes als aktiver Felddienst sei, wurde von dieser Regel nun insofern eine Ausnahme gemacht, als die Reserven der in Antwerpen stehenden Bataillone jetzt bei der östlichen Expedition zur Verwendung gelangen und in der belgischen Festung durch Rekrutendepots und Milizen ersetzt werden sollen. Die Reserven sind am 9. Mai in Antwerpen eingetroffen und befinden sich zusammen mit den übrigen Truppen Sir Evelyn Woods, während diese Zeilen geschrieben werden, vermutlich auf englischen und deutschen Transportschiffen bereits auf dem Wege nach ihrem neuen Bestimmungsort.

Inzwischen hat auch der Rest des 1. Armeekorps die englischen Küsten verlassen.

Am 8. Mai segelte der Herzog von Connaught, der das 1. Armeekorps kommandieren wird, mit seinem Stabe und dem 2. schottischen Gardebataillon in seinem alten Schiff, dem „Orient“, von Nord-Woolwich fort. Seine königliche Hoheit hatte den Wunsch ausgedrückt, wenn möglich, mit demselben Kapitän und auf demselben Schiff zu fahren, auf dem er im Jahre 1882 nach Ägypten segelte. Dank den Bemühungen des Kapitäns, der es jetzt als Gewissenspflicht betrachtete, zu derselben Stunde wie im Jahre 1882 abzufahren, setzte sich der „Orient“ am 8. Mai pünktlich um 12 Uhr unter dem Jubel einer zahlreichen Menge von den Royal Albert Docks in Woolwich aus in Bewegung; die übrigen Teile des Korps sind bereits im Laufe der letzten Woche gesegelt.

Im letzten Augenblick vernehmen wir, daß die Namen der Korps unter Sir Evelyn und dem Herzog von Connaught eine Änderung erfahren haben. Man hatte allgemein geglaubt, daß der

Herzog von Connaught das 1. und Sir Evelyn das 2. Korps kommandieren würden. Da jedoch Sir Evelyns Truppen nach dem Mobilmachungsplan sämtlich zum 1. Armeekorps gehören und ihre ganzen Vorräte, Wagen u. s. w. dementsprechend signiert sind, so hätte eine Änderung Anlaß zu endlosen Irrtümern gegeben. Die Sachlage wurde dem Prinzen erklärt, der darauf erwiderte, er wäre Soldat und wünsche, daß in erster Reihe Rücksicht auf die Erfordernisse des Dienstes genommen würde, es könne ihn nur ehren, einen so ausgezeichneten Offizier wie Sir Evelyn Wood als Mitkommandeur an seiner Seite zu wissen.

Rußland erklärt England den Krieg.

London, 21. Mai.

Die Ereignisse sind seit letzter Woche schnell gereift. Am 16. Mai erklärte uns Rußland bei der Nachricht von dem Aufbruch englischer Truppen nach dem Osten den Krieg. In Frankreich hat die Erbitterung gegen uns den Siedegrad erreicht. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die große Flotte von Transportschiffen die Küsten Britanniens nicht hätte verlassen können, wenn Frankreich schon damals ernstlich den Krieg gegen uns gewollt hätte. Lange Zeit schien es jedoch, als ob das Ministerium die Zahl der Feinde Frankreichs nicht weiter vermehren, sondern mit uns unterhandeln wolle. Das Ministerium wird jedoch dem Druck der öffentlichen Meinung nachgeben müssen. In England machte man sich ziemliche Kopfschmerzen über das Schicksal der Expedition, bis am 18. d. M. ein Telegramm in London eintraf, des Inhalts, daß der Kommandeur der Mittelmeerflotte unmittelbar nach Rückkehr der russischen Schiffe nach Sebastopol mit seinem ganzen Geschwader das Schwarze Meer verlassen habe, daß sein Flaggenschiff in Malta angekommen sei, daß der Herzog von Connaught im „Orient“ nach einer sehr schnellen und glücklichen Reise Cypern erreicht habe und daß alle direkt von England aufgebrochenen Transportschiffe entweder in Malta angekommen seien oder die Insel passiert hätten. Es heißt,

daß der größere Teil der Truppen des 1. Armeekorps so lange in Cypern, wo Vorbereitungen für ihren Empfang getroffen sind, stationiert bleiben wird, bis die unvermeidliche große Seeschlacht, die der stündlich erwarteten französischen Kriegserklärung folgen wird, aufs neue entscheidet, welche Flagge die Oberherrschaft im Mittelmeer führen soll.

Inzwischen sind Sir Evelyn Woods Truppen, die am 13. und 14. Mai von Antwerpen segelten, zeitweilig in Gibraltar und Cadiz eingelaufen, wo sie bei unsern gegenwärtigen Bundesgenossen, den Spaniern, die freundlichste Aufnahme fanden.

Die zweite Hälfte des 2. Korps hat ihre Abfahrt von England einstweilen verschoben. Aus Trapezunt ist die dort gelandete Abteilung Truppen zurückgezogen worden, da sie, nachdem die englische Flotte das Schwarze Meer verlassen, dem Angriff der ihr der Zahl nach unendlich überlegenen Russen ausgesetzt gewesen wäre. Die Abteilung war übrigens nicht mehr als ein halbes Bataillon und einige der Garnison in Cypern entnommene Sappeure stark.

In London hat am 18. Mai der Serjeant-at-Arms, begleitet von sämtlichen städtischen Würdenträgern, von den Stufen der Börse herab Rußland den Krieg erklärt.

Die Lage.

London, 28. Mai.

Auf jeden Fall haben unsere Transportschiffe mit ihren Passagen Glück gehabt. Sie waren kaum in das sichere Fahrwasser der Levante eingelaufen, als am 19. Mai die französische Kriegserklärung erfolgte. Wie aus dem weiter unten stehenden Telegramm unseres Korrespondenten hervorgeht, hat die französische Flotte keinen Augenblick nach der Kriegserklärung verloren. Die Folge der Ereignisse geht deutlich aus diesem Telegramm hervor, welches uns noch an dem Abend der größten Seeschlacht unserer Zeit zugegangen ist. Das Mittelmeer ist für die nächste Zukunft wiederum eine sichere Heerstraße für unsere Schiffe, — ein Ergebnis, dessen

ungeheure Bedeutung wir nicht näher auseinander zusetzen brauchen. Gebietet unsere Flotte wieder als Alleinherrscherin auf dem Mittelmeer, so ist es keine schwere Aufgabe, sich auch den Besitz des Schwarzen Meeres zu sichern.

Was immer auch die Italiener mit dem Plan einer Expedition nach Algier in letzter Reihe bezweckten, so glauben wir doch heute ohne Gefahr für das Allgemeinwohl mitteilen zu dürfen, daß die unlängst zu diesem Zweck getroffenen Vorbereitungen nur eine Kriegslist waren. Natürlich durften die Thatsachen allein unserem kommandierenden Admiral bekannt sein, sollte der so glänzend gelungene Plan, nämlich die französische Flotte hinaus in die offene See zu locken, nicht scheitern. Unser Korrespondent steht deshalb in seiner Depesche noch unter dem Eindruck der Ansicht, die ursprünglich in der Flotte nach dem bewährten Lehrsatz verbreitet war, daß der Feind sehr bald an das glauben wird, woran auch die Freunde glauben. Die italienische Regierung hat inzwischen ebenso wie die unsere die Wichtigkeit des Prinzips eingesehen, daß man seine Anstrengungen nicht zersplittern, sondern, so weit wie möglich, auf einen Punkt konzentrieren soll, und ihre Handlungen danach eingerichtet. Die Italiener haben zu Lande wie zu Wasser gerade genug mit Frankreich zu thun, während unsere Blicke bereits nach dem Osten gerichtet sind.

Wir haben inzwischen auch den erwarteten Bericht über die große Schlacht zwischen den Franzosen und Deutschen empfangen.

Thätigkeit der Mittelmeerflotte.

(Bericht eines englischen Seeoffiziers.)

Gestatten Sie mir, ehe ich die Geschichte unseres großen Erfolges beginne, Ihre Leser daran zu erinnern, daß, zu der Zeit der Verletzung der belgischen Grenze durch die Franzosen und der Mobilmachung unserer Flotte, unser Mittelmeergeschwader nur aus zehn Schlachtschiffen bestand, während die Franzosen in Toulon, wo sie gleichzeitig mit ihrer Kriegserklärung gegen Deutschland ihre

Mittelmeer- und Levante-Geschwader zusammengezogen hatten, über achtzehn verfügten.

Unser kommandierender Admiral scheint sehr früh verständigt worden zu sein, daß die englische Regierung im Kriegsfall zur Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft im Mittelmeer sehr auf den Beistand von Italien und Österreich angewiesen sein würde, da sie den russisch-französischen Anschlägen auf die deutschen Küsten eine starke Seemacht entgegenstellen müßte. Unser Admiral erklärte aber ganz offen, daß er gar nicht große Verstärkungen wünsche. Er glaube nicht, so sagt er, daß, wenn es zur Entscheidung käme, die Franzosen ihre alten Holzschiffe, wie „Colbert“, „Suffren“ oder selbst „Richelieu“ in die Reihe ihrer Schlachtlinie stellen würden. Auf der anderen Seite würden die Italiener ihm wahrscheinlich acht ganz vorzügliche Schiffe zur Verfügung stellen, wozu noch vier oder fünf österreichische Kriegsschiffe kämen, die, wenn auch den anderen nicht gewachsen, immerhin gute Dienste leisten könnten.

Nachdem unsere Flotte das Schwarze Meer verlassen hatte, versammelten wir uns in Malta, wo die Garnison Tag und Nacht an der Herstellung von Außenwerken arbeitete. Wir dagegen hatten gar nichts zu thun und vertrieben uns die Zeit, indem wir alle möglichen oder wahrscheinlichen Formen des Angriffs oder der Verteidigung zur See gründlich erörterten. Unsere Debatten waren wenigstens insofern nicht unfruchtbar, als ihre praktischen Ergebnisse in einen allgemeinen Befehl zusammengefaßt und vertraulich zur Kenntnis der Kapitäne, Kommandeure und ersten Lieutenants der Schlachtschiffe gebracht wurden.

Wir waren nicht wenig überrascht, als wir hörten, daß Truppen aus England unterwegs wären, um an den Operationen im Schwarzen Meere teilzunehmen. Es schien uns dies sehr gewagt, da uns Frankreich jeden Augenblick den Krieg erklären konnte. Immerhin trafen die Transportschiffe jetzt in Malta ein, wo ihnen der Befehl zuging, sich nach Cypern zu begeben, wo ausgedehnte Vorkehrungen für ihren Empfang getroffen sind. Der „Orient“, an dessen Bord sich der Herzog von Connaught befindet, lief nicht in den Hafen ein, sondern kam uns nur nahe genug, um das Signal, seine Fahrt nach Cypern fortzusetzen, entgegenzunehmen, worauf er weiter dampfte. In Zwischenräumen erschienen auch einige

Kreuzer aus dem Kanal, die über die Sicherheit der Truppenschiffe wachten. Sie erfuhren keinerlei Aufenthalt und konnten unbehindert ihre Fahrt nach Cypern fortsetzen.

Die Nachricht von unserm Bund mit Spanien und der Befehl, nach Spezzia zu dampfen, um uns dort mit der italienischen Flotte zu vereinigen, trafen gleichzeitig ein. Wir traten ohne Verzug die Fahrt an und hatten, als wir zum Hafen herausfuhren, das Vergnügen, fast die ganze Bevölkerung auf den Vorsprüngen und Mauern der Insel zu sehen, von denen aus sie uns eine „glückliche Reise" wünschten.

In Spezzia fanden wir sechs Schiffe, die den Befehl hatten, Toulon zu bewachen, aber keinerlei Offensive zu unternehmen, falls die Franzosen nicht Italien von der See anzugreifen versuchen sollten. Wir hörten gleichzeitig auch von dem wunderbaren Erfolg, den der Herzog von Edinburgh ohne Blutvergießen in der Nordsee errungen, beglückwünschten uns aber, daß unsere Streitmacht im Mittelmeer nicht so stark war, um so unbedingten Gehorsam wie im Norden zu erzwingen. Die Italiener kamen zu Lande wie zu Wasser aus ihrer Begeisterung nicht heraus. Sie überschwemmten unsere Schiffe mit ihren Besuchen und ihre Damen trugen ihre Liebenswürdigkeit und Zuneigung zu uns so offen zur Schau, daß es einigen der älteren Offiziere schon gar nicht mehr gefiel.

Es wurde bald bekannt, daß unser Admiral beschlossen hatte, den Hafen von Mahon als Hauptquartier für die Flotte zu wählen und nur einige Kreuzer, mit denen wir, nebenbei bemerkt, jetzt reichlich versorgt sind, vor Toulon zu schicken.

Aus einem mir anfänglich unbekannten Grunde nahmen wir von den sechs italienischen Schiffen nur vier nach dem Hafen von Mahon mit, nämlich den „Andrea Doria", „Francisco Morosini", „Re Umberto" und „Rugiero di Lauria", ließen dafür jedoch von unseren eigenen Kriegsschiffen noch den „Thunderer", „Ajax" und „Agamemnon" zurück. Es sei aber bemerkt, daß die italienischen Schiffe in unserem Gefolge die neuesten, dagegen die zurückgelassenen gewissermaßen „lahme Enten" waren. Immerhin gab sich ein gut Teil Befremden kund, daß wir absichtlich die Zahl unserer Schiffe auf vierzehn herabsetzen sollten, wenn wir uns beinahe dem Feind gegenüber befanden. Später flüsterte man sich jedoch zu,

daß der Befehl zu dieser Abzweigung aus England gekommen sei, da Großbritannien Frankreich sofort den Krieg erklären und italienische Truppen in der „Italia“ und „Lepanto“ mit Hilfe eines vereinigten englisch-italienischen Geschwaders einen Angriff gegen Algier unternehmen würden.

Wie dem auch sein mochte, so dampften wir nach dem Hafen von Mahon, wo wir eine weitere Anzahl Kohlenschiffe und noch zwei Kreuzer, „Apollo“ und „Sappho“ vorfanden. Das Hauptquartier ließ es also an der nötigen Voraussicht nicht fehlen. Jetzt erfolgte auch die Kriegserklärung, die der langen Ungewißheit endlich ein Ende bereitete. Was unsere Lage anbetraf, so war die französische Flotte auf keinen Fall stark genug, um uns am Auslaufen aus dem Hafen zu verhindern, während unsere Feinde thatsächlich nichts unternehmen konnten, so lange unsere Flotte sich nicht teilte. Jetzt sah ich auch ein, daß wir von Minorca aus die geplante Expedition nach Algier decken und unterstützen konnten, falls die Toulоner Flotte sie angreifen sollte.

Inzwischen vernachlässigten wir keine der Vorsichtsmaßregeln, die unter diesen Umständen geboten schienen. Der kommandierende Admiral sandte fünf seiner größten Kreuzer, darunter „Amphion“, „Australia“ und „Undaunted“, aus, die einen strengen Vorpostendienst üben und uns durch Signale sofort verständigen sollten, wenn sich etwas Wichtiges zutrüge. Für uns begann nun in Minorca wieder eine Zeit der Unthätigkeit, in der wir weiter nichts zu thun hatten als zu exerzieren und unsern Kohlenvorrat zu ergänzen. Unsere Maschinenfeuer waren derart, daß wir in einer halben Stunde unter Dampf gehen konnten.

Wir erfuhren bald, daß die sieben Schiffe, gefolgt von unseren Transportschiffen und Kreuzern, Spezzia verlassen hätten. Wenn je, so hatten die Franzosen also jetzt Gelegenheit, plötzlich und schnell über diese schwache Abteilung herzufallen und sie zu überwältigen. Daß sie dies thun würden, bezweifelte niemand von uns und wir sahen deshalb mit aufrichtiger Besorgnis den Berichten der Signalstation entgegen.

Die Schlacht von Sardinien.

Endlich, es war früh am Morgen des vierten Tages, vernahmen wir den ersehnten Ruf, der sich wie ein elektrischer Funken über alle Schiffe fortpflanzte: „Der Feind kommt." Sofort gab das Flaggenschiff das einfache Signal: „Anker auf", dem, viel zu langsam für unsere Ungeduld, das Rasseln der schweren Ankerketten folgte, die Glied für Glied emporgewunden werden mußten. Aber auch dies ging vorüber und bald befanden wir uns, wie zuvor vereinbart, in zwei Kiellinien auf der offenen See. Unser Bericht hatte dahin gelautet, daß die Franzosen vor zwölf Stunden Toulon in südöstlicher Richtung verlassen hätten, es sei jedoch infolge der Dunkelheit nicht möglich gewesen, die Zahl ihrer Schiffe festzustellen. Wir steuerten mit halber Kraft östlich, sagten uns jedoch gleich, daß wir die Franzosen, wenn sie durch die Bonifaciusstraße fahren sollten, leicht verfehlen könnten, so gute Wacht auch unsere Kreuzer halten mochten. Während wir noch diese Frage erörterten, überfiel uns plötzlich ein dicker Nebel, wie ich ihn gleich stark noch nie zuvor im Mittelmeer gesehen. Da aber unser Admiral auch für diesen Fall seine Instruktionen erteilt hatte, so wußten wir, daß wir einander unsere Richtung nur durch Nebelhörner, nicht aber durch Kanonenschüsse anzuzeigen hatten. Natürlich verringerten wir unsere Fahrgeschwindigkeit entsprechend. So blieb es den ganzen Tag und die ganze Nacht und am nächsten Morgen sah es nicht besser aus. Die Schiffe waren natürlich alle „klar für Gefecht" und im stande, in einer Minute ihr Feuer zu beginnen, wenngleich wir selbstredend wünschten, daß der Nebel verschwunden sein möge, ehe der Feind erschien. Um acht Uhr begann es endlich aufzuklären und um neun Uhr konnten wir südlich von uns 21 Dampfschiffe erkennen. Das Flaggenschiff gab uns sofort das Signal, acht Knoten zu fahren und steuerte der fremden Flotte zu, welche, fünf Kreuzer voraus, ihre sechzehn Schlachtschiffe in Querlinie formiert hatte und einen südlichen Kurs verfolgte. Sie gaben vielen Rauch von sich, doch vermochten wir auf die zehn oder zwölf Meilen Entfernung, die uns trennten, nicht zu sagen, ob sie sehr schnell fuhren

Bald bemerkten wir aber, daß dies nicht der Fall war, da wir ihnen sichtlich näher kamen und das Signal erhielten, zehn Knoten zu fahren. Wir konnten zudem aus ihren Dampfbällen schließen, daß sie ihre Fahrgeschwindigkeit vermindert hatten. Schließlich nur noch zwei Meilen von uns entfernt, eröffneten sie aus ihren Heckgeschützen das Feuer, das aber außerordentlich schlecht gezielt war, so daß wir uns nicht wenig über ihre Ungeschicklichkeit wunderten. Die Kugeln fielen bald zu kurz, bald links und bald rechts von uns nieder und nach einer Stunde war kaum das eine oder andere Schiff getroffen.

Wir fuhren noch immer in unserer Formation, ohne das französische Feuer zu erwidern. Es war uns aber unverständlich, weshalb der Admiral, als wir dem Feind bis auf 3000 Yards nahegekommen waren, uns nicht Querlinie bilden und das Feuern eröffnen hieß. Plötzlich sahen wir, wie die französischen Schiffe ihre Reihen nach rechts und links öffneten und ehe wir noch recht wußten, woran wir waren, zum Angriff gegen uns vorgingen. Unsere Admirale hatten also dieses Manöver vorausgesehen und deshalb unsere erste Formation nicht aufgegeben!

Die Weisheit dieser Maßregel sollte sich sofort bewähren. Wir erhielten den Befehl, die Geschütze zu richten, den Feind bis in die nächste Nähe kommen zu lassen und dann Feuer zu geben. Inzwischen hatten die Franzosen auch nicht einen Augenblick ihre Kanonade eingestellt, sie waren aber ganz in Rauch gehüllt, so daß sie offenbar ihre Munition verschwendeten und nicht sahen, was um sie herum vorging. Sie näherten sich uns mit furchtbarer Geschwindigkeit, wie ich von meinem geschützten Platz aus beobachtete.

Nun sah ich von dem „Trafalgar“ eine mächtige Rauchwolke aufsteigen, welcher der Donner einer ganzen Breitseite folgte. In weniger als einer halben Minute trat auch das zweite Schiff, der „Collingwood“, in den Kampf ein, dem sich fast unmittelbar darauf der „Nil“ an der Spitze unserer andern Linie ebenfalls mit einer Breitseite anschloß. Jetzt wurde mir aber ein Anblick, auf welchen ich nicht vorbereitet war: Ich sah, wie der „Nil“ mit einer scharfen Drehung nach Steuerbord und der „Trafalgar“ nach Backbord steuerten. Wie eine Eingebung kam es über mich, daß jedes Schiff, nachdem es seine Breitseite abgegeben, wieder aufdrehte. Die Führerschiffe der französischen Linien oder Gruppen mußten also, nachdem

sie dem Feuer unserer ganzen Linien ausgesetzt gewesen, aufs neue mit den Schiffen, die zuerst auf sie gefeuert, zusammenstoßen. Hatte die Schlacht ihren Anfang genommen, indem die Führerschiffe nach der entgegengesetzten Richtung fuhren, so mußten ihnen die andern Schiffe in derselben Richtung nachfolgen. Ich will durchaus nicht sagen, daß mir die ganze Bedeutung dieses Manövers sofort klar wurde, da das Gebrüll und Gerassel unserer Geschütze mir zeitweise alle Denkfähigkeit nahm. Aus meiner Betäubung wieder zu mir gekommen, fand ich mich in einer dicken Wolke atemraubenden Rauches, sah aber, daß unser Feuer eine sehr schwache Erwiderung gefunden haben mußte, wenn auch zwei Matrosen auf dem Deck neben mir dahingestreckt lagen, von denen der eine aus einer tiefen Wunde am Kopfe blutete und der andere den Verlust einer Schulter zu beklagen hatte. Auch aus den unteren Räumen drangen Schmerzensrufe und Wehklagen zu mir.

Wir hatten jedoch keine Zeit, an solche Sachen zu denken. Die Reihe, eine Drehung zu machen, war jetzt an uns gekommen und wir führten diese Bewegung inmitten des dichten Rauches glücklich aus, ohne größeren Schaden zu nehmen, als daß dann und wann einige zerstreute Geschosse unsere Dawits oder die Reeling trafen oder die Planken eines Bootes zerschmetterten. Es war jetzt thatsächlich nichts anderes als der Donner der Geschütze zu hören, die uns in eine undurchdringliche Pulverwolke hüllten. Klar war nur das eine, daß wir in den Rauch nach der Steuerbordseite feuerten, dagegen von der Backbordseite keine Geschosse empfingen. Nur hin und wieder sahen wir auf einen Augenblick die Umrisse der Schiffe vor und hinter uns auftauchen.

Jetzt erging von unseren Kapitänen an die Lieutenants der Befehl, mit dem Feuer zu warten, bis sie den Feind deutlicher sehen konnten. Nachdem sich der Rauch vor uns verzogen hatte, bemerkten wir, daß unsere Schiffe sich fast wieder in ihrer alten Formation, dagegen die immer noch ein wenig in Rauch gehüllten und etwas verwirrten Franzosen sich genau hinten befanden, also wahrscheinlich ihre Fahrt zeitweilig unterbrochen hatten. Aus diesem Rauch tauchte nun ein Schiff auf, in dem wir das Flaggenschiff „Formidable“ erkannten, das, mit dem Ruder nach Backbord, in nordwestlicher Richtung steuerte.

Der „Trafalgar“ gab der Division das allgemeine Signal, ihren Kurs fortzusetzen und machte sich dann unter vollem Dampf

auf die Verfolgung des „Formidable“. Die zwei Schiffe waren jetzt aneinander und so in Rauch eingehüllt, daß wir ihre Stellung nur gelegentlich erkennen konnten, wobei es uns schien, als ob der „Trafalgar“ an der Steuerbordseite seines Gegners läge. Das Feuer dauerte aber nicht länger als zehn Minuten oder eine Viertelstunde und endigte mit der Niederlage des „Formidable“, da wir, nachdem der Rauch sich verzogen, sahen, daß er seine Flagge gestrichen hatte.

Was vorgefallen war, erfuhren wir erst später. Der „Formidable“ hatte in dem Kampf vorher durch Torpedos schwere Beschädigungen davongetragen und wollte sich in Sicherheit bringen, als wir ihn erblickten. Zwar setzte er sich mit seinen Geschützen gegen den „Trafalgar“ tapfer zur Wehr und feuerte zwei Torpedos gegen ihn ab, doch war seine Verteidigung nutzlos, da das Wasser in den Raum gestiegen war und die Maschinenfeuer ausgelöscht hatte. Admiral Markham sah deutlich, wie die Sache stand und ließ dem „Formidable“ durch das Sprachrohr zurufen, sich im Interesse der Menschlichkeit zu ergeben, widrigenfalls er ihn einrammen und in den Grund bohren würde. Es war eben Kriegsglück und unserm tapferen Gegner blieb nichts anders übrig als sich zu ergeben.

Nun ließ es sich erst übersehen, wie vortrefflich sich der Schlachtplan unseres kommandierenden Admirals bewährt hatte. Einige unserer Schiffe waren schrecklich mitgenommen, so der „Benbow“, der eine Anzahl Schüsse zwischen Wind und Wasser empfangen hatte, und der „Edinburgh“, der am Bug von einem Torpedo getroffen war, aber trotzdem standen wir, wie zu Beginn der Schlacht, wieder in zwei Kiellinien. Wir machten uns jetzt an die Verfolgung, ließen jedoch „Benbow“, „Edinburgh“ und das erbeutete französische Flaggenschiff unter der Obhut von zwei Kreuzern zurück.

Der schrecklichste Zwischenfall in der Schlacht hatte sich, unbemerkt von mir, auf der andern Linie zugetragen, zu welcher der „Polyphem“ gehörte. Wie mir berichtet wurde, hatte Kapitän Brook in dem alles verhüllenden Rauch seine Gelegenheit wahrgenommen, war nach Steuerbord aus seiner Kolonne heraus und gerade in das nächste französische Schiff hereingefahren, dessen Aufmerksamkeit ganz von unserm Feuer auf der andern Seite eingenommen war. Der Zusammenstoß war schrecklich und der „Polyphem“ hatte sich kaum in Sicherheit gebracht, als der „Amiral Baudin“ sich auf die Seite legte und sank.

Flucht des französischen Geschwaders.

Es schien mir nicht, als ob der Rest der französischen Flotte so stark beschädigt worden sei, wie unsere Schiffe. Wir erfuhren jedoch bald den wahren Grund dieser auf den ersten Blick befremdenden Thatsache, daß nämlich die schweren Bomben der Franzosen in unserem Holzwerk größere Verwüstung angerichtet, dafür aber unser leichtes Geschütz unter den schutzlosen Bedienungsmannschaften der französischen Batterien schreckliche Opfer gefordert hatte. Unser Manöver war ihnen zudem ganz unerwartet gekommen und hatte die Thätigkeit ihrer Führerschiffe gelähmt.

Der Verlust ihres Flaggenschiffes „Amiral Baudin“ und die große Zahl der Toten und Verwundeten wirkten so entmutigend auf die Schiffsmannschaften, daß drei oder vier Schiffe sich schon in nordöstlicher Richtung zur Flucht wandten, während die andern sich zeitweilig in großer Verwirrung befanden. Nach und nach formierten sie sich jedoch wieder in eine Querlinie, wie zu Beginn der Schlacht. Wir behielten anfänglich unsere Formation in zwei Kiellinien, teilten uns jedoch, als die Franzosen den Rückzug antraten und erst in nordöstlicher, dann nahezu nördlicher Richtung nach Toulon steuerten, in vier kurze Kolonnen und diese wiederum in Doppellinien. Es begann nun eine Kanonade, die auf beiden Seiten wenig Schaden anrichtete. Wir machten mit unserer Verfolgung keinen rechten Fortschritt, da bald dem einen und dann wieder dem andern Schiff der Dampf ausging. Übrigens war es bei den Franzosen nicht besser und schließlich brach die Nacht herein, ohne daß wir noch einmal mit dem Feind zusammengestoßen wären.

Vor Tageslicht befanden wir uns nach unserer Berechnung so nahe bei Toulon, daß wir das Signal erhielten, unsere Geschwindigkeit zu verringern. Wir kamen dieser Weisung nach, sahen aber gerade als es hell wurde, wie die Franzosen, die wir vor drei Stunden aus dem Auge verloren hatten, hinter einem Küstenvorsprung verschwanden.

Das also war die Schlacht von Sardinien, wie ich sie miterlebt habe. Die Franzosen unternahmen sie in der Hoffnung, dadurch

Algier vor einem Angriff zu retten. Der Kampf hatte seine großen Gefahren für uns gehabt, da wir uns in so starker Minderheit befanden. Aber Dank dem Geschick unserer Admirale kamen wir besser aus ihr heraus als unsere Gegner.

P. S. Wie ich soeben höre, zogen sich die französischen Schiffe erst dann zurück, als sie durch einen Kreuzer die Nachricht von der Annäherung des Geschwaders aus Algier erhielten. Wir trafen die Schiffe am nächsten Tage. Aus England ist die „Blonde" mit Nachrichten eingetroffen, wonach die deutsche Flotte sich im finnischen Meerbusen mit der Sir Michael Seymours vereinigt und er fünf seiner Schiffe nach Mahon geschickt hat. Der Herzog von Edinburgh hat zwei von seinen Schiffen abgesandt und alle sieben befinden sich gegenwärtig mit verschiedenen Kreuzern unter Volldampf auf dem Wege zu uns. Wir haben den Gedanken, Algier anzugreifen, gänzlich aufgegeben, dagegen wird Admiral Markham mit zehn Schlachtschiffen und sechs Kreuzern nach der Levante segeln, um unsere Truppentransportschiffe in das Schwarze Meer zu begleiten und sich dann gegen die russische Flotte in Sebastopol zu wenden. Die Expedition nach dem Schwarzen Meer wird also auf jeden Fall stattfinden, ein so großes Risiko wir dabei auch laufen. Fast scheint es, als ob die Regierung nach dem Satze handle: Wer nicht wagt, der nicht gewinnt.

Der deutsch-französische Feldzug.

Kavalleriegefecht bei Ligny. — Niederlage der Franzosen.

(Bericht unseres Spezial-Korrespondenten bei der deutschen Armee.)

Namur, 5. Mai.

Ich erfahre soeben, daß deutsche Truppen aus Metz seit dem Morgen des 3. Mai mit leichtem Belagerungsgeschütz die detachierten Forts von Verdun beschossen haben. Da aber die Geschütze der vorgeschobenen französischen Batterien noch nicht montiert waren, so sah sich jedes Fort von einem Kreis von Geschützen umgeben, deren Feuer es nur nach der einen oder andern Richtung erwidern konnte. Die Forts sind jetzt formlose Trümmerhaufen, ihre Wälle nieder-

gerissen und die Geschütze entweder aus ihren Lafetten herausgeschleudert oder unter der von den Granaten aufgeworfenen Erde begraben. Ein Angriff hat bis jetzt noch nicht stattgefunden.

Die deutsche Kavallerie hat in der Richtung Luxemburg-Dun einen Vorstoß unternommen, der indes keine wesentlichen Ergebnisse im Gefolge hatte. Zwei Schwadronen brachten es fertig, sich um die Verduner Verteidigungswerke herumzuschmuggeln und unbehelligt bei Mars-La-Tour wieder deutsches Gebiet zu betreten, nachdem sie auf ihrem Wege Eisenbahn und Telegraphenleitungen zerstört hatten.

Namur, 9. Mai.

Es fand heute in der Nachbarschaft von Ligny und St. Amand — Namen, die aus dem Waterloer Feldzug wohlbekannt sind — ein schneidiges Artilleriegefecht statt, bei dem die Franzosen entschieden den Kürzeren zogen.

Ehe ich jedoch mit meinem Bericht beginne, muß ich bemerken, daß es infolge einer sehr strengen Depeschenzensur unzulässig ist, die Nummern der Korps oder Regimenter und die Namen ihrer Kommandeure zu nennen, da solche Mitteilungen von höchstem Wert für den Feind sind, der dadurch seine eigenen Berichte auf ihre Wahrheit hin zu prüfen vermag. Und es ist gar nicht ausgeschlossen, daß die von hier nach Brüssel gehenden Depeschen unterwegs von unberufener Seite abgefangen werden.

Gestern Nachmittag fand ich noch ein Plätzchen auf einem Zuge, der nach Gembloux ging, wo am Morgen unsere Kavallerie-Division angekommen war. Dort traf ich zufällig einen mir seit Jahren befreundeten Husaren-Offizier, der mir erzählte, daß er und noch drei Kameraden am nächsten Morgen eine Rekognoszierung zu unternehmen hätten und daß, wenn ich wollte, mir in ihrem Wagen ein Platz zur Verfügung stände. Der Gedanke, zur Teilnahme an einem wirklichen Kavalleriegefecht zu fahren, kam mir etwas befremdend vor, so daß ich um nähere Auskunft bat. Mein Freund vertraute mir nun an, daß er und seine Kameraden, in der Sportwelt sämtlich als Steeplechase-Reiter ersten Ranges bekannt, verschiedene Pferde für ein Rennen, das jedoch infolge des Krieges nicht zu stande kam, trainiert hätten. Nun habe ihnen aber ihr Oberst geraten, die Pferde

ein wenig „fett“ zu trainieren und mit in den Feldzug zu nehmen, da er ihnen Gelegenheit geben wolle, mehr Lorbeeren als auf dem Rennplatz zu erringen. Ihr Plan für ihre Rekognoszierung sei dieser: ihre Pferde voranführen zu lassen, in dem Augenblick des Zusammenstoßes aufzusitzen, in der Verwirrung des Gefechtes durch die Reihen der feindlichen Vorposten zu schlüpfen und soweit wie möglich nach Süden und Westen zu reiten, um zu sehen, was hinter dem Vorhang der feindlichen Kavallerie vorging.

Selbstredend nahm ich die Einladung mit Freuden an und fand mich um 2 Uhr früh auf der Fahrt nach Ligny, wo die Vorposten lagen.

Den letzten Berichten zufolge stand die feindliche Kavallerie, mindestens eine Division stark, zwischen Fleurus und Charleroi. Die Vorhut unserer Division, ein Regiment Husaren, setzte sich eine Stunde vor Sonnenaufgang in Bewegung. Wir selbst blieben zurück, um die Ankunft unserer Hauptmacht zu erwarten und schlugen inzwischen die Richtung nach St. Amand ein. Aber bald sahen wir unsere Hauptmacht anrücken und gleichzeitig unsere Husaren mit der Meldung zurückkommen, daß die Franzosen in starken Massen im Anmarsch wären.

Unser Divisionskommandeur ritt nun vor, um das Terrain vor der Front zu rekognoszieren und ließ unserer Hauptmacht den Befehl zurück, sich unter dem Schutze eines rückwärts gelegenen Hohlweges, desselben übrigens, in dem Blücher vor der Schlacht von Ligny im Jahre 1815 die Reserven seines rechten Flügels aufgestellt hatte, zum Angriff zu formieren.

Es war ein prachtvoller Morgen und die Sonne gerade im Aufsteigen, als wir drei berittene französische Batterien das Eisenbahngeleise überschreiten und in die Ebene kommen sahen. Unsere eigenen Batterien waren, um den feindlichen Melinitgranaten größeren Spielraum zu lassen, eben bereit, in doppelten Zwischenräumen aufzuprotzen, wurden dabei jedoch von den in Schußweite gekommenen Franzosen erblickt und das Gefecht begann. Die ersten Schüsse fielen auf beiden Seiten fast gleichzeitig. Aber die Bodensenkung vor uns und die den Feinden direkt ins Auge fallenden Sonnenstrahlen sicherten uns einen ungeheuren Vorteil und es waren noch kaum fünf Minuten vergangen, als wir festes Ziel genommen und ein Geschütz auf

der französischen Seite kampfunfähig gemacht hatten. Inzwischen hatten unsere Husaren als 2. und 3. Treffen unserer Division Aufstellung genommen. Nun überschritt die französische Kavallerie die Eisenbahn in Schwadronskolonnen und deployierte unmittelbar darauf. Jetzt gab unser Kommandeur das Signal zum Angriff. Als aber unsere Reiter das Plateau, auf dem die Geschütze in Thätigkeit waren, erreicht hatten, ertönte das Signal, „halb links schwenken", das unzweifelhaft von den Franzosen, die da sahen, daß wir nicht in Linie waren, so gedeutet wurde, als wollten wir ihren rechten Flügel angreifen.

Bei dem Hohlweg angekommen, deployierte unsere Kavallerie wiederum, überschritt den kleinen Bach ohne Unordnung, schwenkte dann in Kolonnen rechts ab und galoppierte in gleichmäßigen Abständen den Hohlweg herauf. Diese Bewegung versprach, sie direkt bis an die Flanke und in den Rücken des französischen linken Flügels zu bringen; im nächsten Augenblick sahen wir jedoch die französischen Reserven, die bisher durch Bäume in dem von Perwin nach Bry führenden Engpaß verdeckt waren, in einer Richtung hervorbrechen, die sie direkt in Berührung mit der Flanke unseres ersten Treffens bringen mußte. Die Lage war über alles Erwarten kritisch, zum Glück hörten wir aber im nächsten Augenblick das Signal unseres führenden Regimentes und dessen Befehl „Zum Deployieren", die uns verständigten, daß unsere Gefahr gesehen und Vorkehrungen dagegen getroffen waren.

Gleichzeitig schwenkte auch das Ende der noch sichtbaren Kolonne in Linie ein und jagte vorwärts zum Angriff.

Die Franzosen waren kaum noch im stande, unserer Attacke zu begegnen, da das Feuer unserer Kanoniere eine fast unbeschreibliche Verheerung unter ihnen angerichtet hatte. Durch den Staub und Rauch der platzenden Granaten hindurch sahen wir einzelne Gliedmaßen und Körper hoch in die Luft fliegen und wieder niederfallen und das erste und zweite Treffen des Feindes befand sich bereits in hoffnungsloser Verwirrung, ehe noch der Schlag auf ihre Linke niederfiel. Dieser Flügel war bisher unseren Granaten entgangen, da das Feuer auf ihn unsere eigenen Reihen gefährdet hätte. Die Franzosen sahen die Gefahr und zwei Schwadronen schwenkten ab, um ihr zu begegnen. Sie kamen aber zu spät, da im nächsten

Augenblick unsere Trompeten zum Angriff bliesen und unsere Mannschaften mit donnerndem Hurra vorwärts sprengten. Wir hörten den Zusammenprall, sahen, wie die Pferde sich aufbäumten und wieder zurückfielen und dann erhob sich eine dicke Staubwolke, die uns jede weitere Aussicht benahm. Die Franzosen wankten nicht, die Reste ihrer ersten und zweiten Linie schlossen sich wieder zusammen, sammelten sich, so gut sie konnten, wieder um ihre Offiziere und stürmten dann hinein in das Gewühl des Gefechtes. Von Zeit zu Zeit sahen wir Gruppen unserer Kürassiere in ihren weißen Röcken und unserer Ulanen aus der Staubwolke auftauchen, sich aneinanderschließen und wieder zurück in das Getümmel eilen, das für den Augenblick unentschieden hin- und herwogte, da die Franzosen uns hier stark überlegen waren und immer zwei von ihnen auf einen Mann von uns kamen. Plötzlich vernahmen wir aber aus dem Hohlweg wiederum das Signal zum Angriff und sahen auf einen oder zwei Augenblicke den linken Flügel unseres dritten Treffens, schnell wie der Blitz, in vollständig geschlossenen Reihen in die Schlacht hineinsausen. Dieser Angriff brachte die Entscheidung. Die Massen gerieten wieder in Bewegung. Erst retirierten einige wenige Züge, dann folgten mehrere und schließlich wälzte sich die ganze Wolke mit immer zunehmender Geschwindigkeit der Flanke ihrer reitenden Artillerie zu, die, um eine gänzliche Niederlage abzuwenden, unter dem vollen Feuer unserer Artillerie aufzuprotzen versuchte. Ihre Anstrengungen waren jedoch vergebens, die Menge strömte über sie hinweg und wir sahen, als sie vorüber war, noch etwa acht Geschütze auf dem Boden, um die sich einige Husaren und Ulanen eifrig zu schaffen machten.

Was auf unserer Rechten vorging, konnte ich nur teilweise sehen, da die Bäume meinen Gesichtskreis beschränkten. Ich bin deshalb mit meiner Schilderung auf das Zeugnis anderer Personen angewiesen.

Das Regiment, das „Front" gebildet hatte, war eines der schwersten der Armee und suchte seinen Stolz darin, beim Angriff noch dichter Knie an Knie zu reiten, als das Reglement vorschreibt. Dieser Stolz trug jetzt seine Früchte, da die Chancen sehr gegen sie waren. Der Zusammenstoß erfolgte ganz unmittelbar. Die Franzosen schwankten im letzten Augenblick ein wenig und wurden von unseren Kürassieren durchbrochen, die dabei ihre geschlossene For-

mation unversehrt bewahrten, dann schwenkten und die übrigen französischen Schwadronen angriffen und nach dem Hohlweg trieben, wo die zweite Linie Husaren, von den Vorgängen an der Front verständigt, in der Richtung von Norden nach Süden gegen sie chargierte.

Allmählich trennten sich die kämpfenden Truppen von einander und die Deutschen sammelten sich wieder in geschlossenen Schwadronen, während die Franzosen, so gut sie konnten, dem Gehölz von Lambusart zustrebten.

Die Verluste durch die Lanzen scheinen nur unbedeutend gewesen zu sein, da die Mannschaften bei dem wirklichen Handgemenge einander nicht erreichten, die Pferde Brust gegen Brust standen und die leichteren, wie aus dem eingedrückten Rückgrat hervorging, vielfach zusammenbrachen; außerdem war auch die Menge zu dicht. Der Verlust, den die Franzosen durch unsere Artillerie erlitten hatten, war geradezu entsetzlich, dagegen waren wir, Dank der Umsicht unseres Führers, der den Feind immer zwischen sich und den Geschützen zu halten wußte, dem französischen Feuer fast gänzlich entkommen. Weiter erwuchs uns ein großer Vorteil auch durch den Umstand, daß wir die Sonne in unserem Rücken, die Feinde dagegen in ihrer Front hatten, so daß die französischen Kanoniere, so ausgezeichnet sie auch geschult sein mögen, kaum Gelegenheit fanden, uns Schaden zuzufügen.

Niemand wird sagen können, daß die Franzosen heute Morgen etwas anderes als die äußerste Tapferkeit entfaltet haben, aber der Ausgang des Kampfes beweist wiederum, daß mehr als bloße Tapferkeit zur Leistungsfähigkeit der Kavallerie erforderlich ist. Die Deutschen gewannen den Sieg, einfach weil sie mit größter Präzision manöverierten und ihr Führer sie so vollkommen in der Hand hatte, daß sie sich auch durch die unerwartetsten Vorgänge nicht aus der Fassung bringen ließen, sondern immer mit denselben fertig zu werden verstanden. In dieser Hinsicht hatten die Franzosen ihre Meister gefunden und auch ihr Kommandeur schien kaum seiner Aufgabe gewachsen zu sein. Er hatte zu früh Linie formiert; wäre er ein wenig länger in Schwadronskolonnen geblieben, so hätte er einen Frontwechsel ohne die Unsicherheit vornehmen können, die sich nach der Formation in Linie bei Ausführung des Befehls einstellte.

Während ich diese Zeilen schreibe, erhalte ich von einem Mitglied des Generalstabs die Einladung, mich einem noch heute Abend von hier abgehenden Sonderzug mit geheimer Bestimmung anzuschließen. Ich darf einstweilen nicht mehr sagen, als daß Sie voraussichtlich in kurzer Zeit etwas Außerordentliches hören werden.

Meine Freunde sind wohlbehalten von ihrem Morgenritt, auf dem sie einige 15 Meilen zurückgelegt haben, wieder hier eingetroffen. Wie sie mir erzählen, hatten die Franzosen heute früh 36 Schwadronen gegen unsere 24. Über ihre weiteren Mitteilungen muß ich indes schweigen.

Vouziers, Mitternacht, 12. Mai.

Der Vorhang ist endlich über den ersten Akt des großen nationalen Trauerspiels niedergefallen. Das erste strategische Problem ist gelöst und es steht mir nichts mehr im Wege, Ihnen ausführlich zu berichten.

Nachstehend eine gedrängte Schilderung der Vorfälle der letzten Zeit

Sämtliche verfügbare Truppen der Metzer (oder dritten) Armee: sind unter dem Schutze der in meinem Telegramm vom 5. d. Mts. geschilderten Operationen nach der Nachbarschaft von Luxemburg-Diedenhofen gezogen worden.

Die fünf Korps der ersten Armee haben sich, von Namur und den nördlichen Bezirken ausgehend, hart an der Grenze, nördlich von Mezières und Sedan, gesammelt und die vier Korps der zweiten Armee dazwischen Aufstellung genommen. Drei andere Korps folgen im Rücken.

Diese Bewegungen waren am 9. d. Mts. vollständig ausgeführt und am Morgen des 10. überschritten die Teten aller drei Armeen die Grenze.

Zwei zur Verteidigung der Maas bestimmte französische Korps wurden von der dritten Armee überrascht, als sie sich sammeln wollten und gezwungen, sich in beträchtlicher Verwirrung zurückzuziehen.

Die zweite Armee traf keinen Widerstand vor und ihre Kavallerie ist bis Buzancy gelangt.

Die der ersten Armee vorangegangene Kavallerie-Division hatte ein scharfes und siegreiches Zusammentreffen auf dem Plateau

zwischen der Maas und Aisne mit französischer Reiterei, die sich später in der Richtung nach Laon zurückzog. Unsere leitenden Korps gingen zwischen Mezières und Sedan über die Maas und sodann stromaufwärts auf Mouzon zu. Ihre Vorhut biwakierte längs der Linie Rancourt-Omont-Poix. Es war ein harter Marschtag, aber bei dem kühlen Wetter legten unsere Leute ihre fünf bis sechs Meilen mit Leichtigkeit zurück.

Ich war bei keinem der heutigen Treffen zugegen, da ich den von der Kavallerie gezogenen Gürtel nicht zu durchbrechen vermochte; nach allem, was ich aber höre, war der Erfolg unserer Reiter auf dieselben Ursachen wie in dem Kampfe von St. Amand-Bry zurückzuführen, nämlich auf die Schnelligkeit der Truppen, auf den Scharfblick ihrer Führer und auf die Geschlossenheit der Reihen beim Angriff.

Den Kampf vom nächsten Tage sah ich sehr gut und schließe den Bericht darüber bei, wie ich ihn noch an demselben Abend niederschrieb.

Gefecht bei Vaux Champagne.

Dricourt, 11. Mai.

Ich holte den Haupttrupp unserer Kavallerie-Division spät gestern Abend in der Nähe von Tourteron, einem etwa sieben Meilen nördlich von der Aisne liegenden Dorf, ein und erfuhr, daß aller Wahrscheinlichkeit nach am nächsten Morgen ein scharfes Gefecht stattfinden werde, da unsere Vorposten große Massen französischer Truppen in dem Aisnethal bei Vouziers gesehen hätten. Von einem benachbarten Hügel aus konnten wir den Wiederschein ihrer Biwakfeuer bemerken und außerdem von Süden her das rollende Geräusch von Eisenbahnzügen vernehmen, die in kurzen Zwischenräumen auf der Linie Rheims-Monthois dahinfuhren.

Um 3 Uhr früh trafen die Befehle aus dem Hauptquartier bei uns ein und schon um 4½ Uhr waren wir auf dem Marsch — gewiß eine schneidige Leistung, besonders wenn man bedenkt, durch wie viele Hände die Befehle zu gehen hatten. Ich folgte dem Stabe

unseres Generals, der mir freundlichst die erforderliche Erlaubnis erteilt hatte.

Wir hatten offenbar die Aufgabe, uns des Hochlandes jenseits der Aisne zu bemächtigen, um die Passage unserer Infanterie über den Strom zu decken.

Auf dem Wege dorthin erhielten wir die Meldung, daß ein starkes Aufgebot französischer Truppen, zum mindesten ein Korps, nach derselben Richtung hin unterwegs wäre. Es kam mithin also alles darauf an, wer die langgestreckten Hügel von Vaux Champagne zuerst und in genügender Stärke, um sie zu behaupten, erreichte. Daß unsere Kavallerie rechtzeitig eintreffen würde, unterlag für uns keinem Zweifel, waren doch unsere Kundschafter schon weit über Vaux hinaus, aber wie sollten wir, das war die Frage, die Stellung behaupten?

Wir ritten in kurzem Galopp und kamen um 7¼ Uhr bei den Hügeln an, die mich lebhaft an die letztjährigen französischen Manöver bei Lesmont erinnerten, in deren Verlauf Infanterie und Artillerie einen Wettlauf nach einem ähnlichen Hügel veranstaltet hatten und auf dem Gipfel zusammengestoßen waren. Damals hatte die Artillerie jedoch den Kürzeren gezogen.

Die Lage war hier fast dieselbe und verdient ein Wort der Erklärung. Die zu einer langen Bergkette gehörigen Hügel von Vaux haben eine T=Form, auf deren Hauptlinie wir standen. Parallel mit dieser erhebt sich in einer Entfernung von etwa 2500 bis 3000 Yards ein zweiter Bergrücken, dazwischen liegen zwei sich nach Osten und Westen hinziehende Thäler, die nach ihrem Kreuzpunkt hin ein wenig ansteigen. Wären wir nur um zehn Minuten zu spät gekommen, so hätte die feindliche Infanterie sich in den Bodensenkungen vor unseren Batterien verbergen können und unser aller Schicksal wäre nur eine Frage von Minuten gewesen.

Wir hatten nur drei Batterien an Ort und Stelle, wo aber waren die andern? Da es mir nicht gestattet war, vor den General zu treten, mußte ich mir den Trost versagen, sein Gesicht zu studieren, bemerkte jedoch, daß er sehr ruhig und nachdenklich seine Pfeife rauchte. Nach Norden zu lag Nebel über dem Fluß, in dem ganzen Thal herrschte tiefe Stille und die Minuten erschienen uns wie Stunden. Endlich vernahm mein Ohr das mir so wohlbekannte

Geräusch fahrender Geschützwagen und gleichzeitig sah ich unter mir aus dem Nebel die Helme und Häupter der Geschützmannschaften sich abheben. Nun wußte ich, daß unser General im Vertrauen au die Berichte unserer Kavallerie dasselbe Manöver versuchen wollte, welches den Franzosen im letzten Jahr, aber ohne Kavallerie, gänzlich mißlungen war. Die Kommenden konnten nur unser Korps Artillerie sein, gegen das, wenn es seine Batterien rechtzeitig aufzufahren vermochte, keine Infanterie der Welt etwas auszurichten im stande war. Der Feind befand sich indessen bereits in einer ganz bedenklichen Nähe, wie uns vereinzelte, im Süden fallende Schüsse meldeten, und schon sahen wir unsere vor ihm zurückweichenden Kavallerie-Patrouillen am Horizont erscheinen.

Unsere Geschütze protzten jetzt hinter dem Gipfel auf, doch so, daß sie den Blicken der Franzosen verborgen blieben, und jedermann erhielt den Befehl, Deckung zu suchen.

Dies dauerte etwa zehn Minuten, dann erscholl der Befehl, zu laden und auf den Händen vorwärts zu laufen. Ich kroch gleichfalls bis an die Front und sah auf den entgegengesetzten Abhängen die führenden Linien einer ganzen französischen Division in zerstreuter Ordnung entwickelt. Eine vollkommenere und bessere Schießscheibe hat es wohl noch nie gegeben. Im nächsten Augenblick schon ergossen mindestens achtzehn Batterien ihr Feuer auf diese schutzlosen Massen, und wir wurden die Zeugen eines Gemetzels, das in den Annalen der Kriegsgeschichte, wenn man vielleicht von der Schlacht von Eylau absieht, nicht seinesgleichen hat.

Die Geschütze waren sämtlich auf die führende Linie gerichtet, die kaum 1200 Yards von uns entfernt war. Zwar warfen einige Franzosen sich auf den Boden nieder und versuchten liegend unser Feuer zu erwidern, aber in wenigen Augenblicken umgab sie der Rauch und Dampf unserer zwischen ihnen explodierenden Schrapnell-Granaten und hinderte sie, wie ihre hochfliegenden Kugeln verrieten, genaues Ziel zu nehmen. Die folgenden Linien drängten inzwischen auf die leitenden ein, so daß die Scheibe immer dichter wurde. Jetzt gingen unsere Kanoniere von den Schrapnells zu den gewöhnlichen Zündgranaten über, deren verderbliche Wirkung wir nach den unzähligen in die Luft geschleuderten Körpern und Gliedmaßen bemessen konnten. Es war ein unsagbar schauriger Anblick, dessen Schrecken durch das

herzzerreißende Geschrei der Verwundeten, das durch das Getöse der Schlacht zu uns herüberdrang, noch erhöht wurde. Entsetzt zog ich mich nach der entgegengesetzten Richtung zurück, wo ich in diesem Augenblick unsere Kavallerie-Division herantraben sah, um die Früchte zu ernten, die die Geschütze gesäet hatten.

Sie kamen in Regimentskolonnen an und rückten senkrecht auf die verlängerte feindliche Linie vor. Ich verlor sie nun auf eine Sekunde, während ich quer über den Hügel lief, aus dem Gesicht, bemerkte aber, als ich sie wieder sah, daß sie sich inzwischen in Linie gesetzt hatten und schräg auf den Feind stürmten. Es standen also der Reihe nach sechs Treffen zur Verfügung, um allen Widerstand niederzureiten. Die beiden ersten Treffen hatten den Abstand zwischen ihren Schwadronen vergrößert, ihre Glieder um etwa eine halbe Pferdelänge auseinander gezogen und galoppierten nun, keine 500 Yards mehr von den Gegnern entfernt, nach dem Signal: „Zur Attacke, Marsch, Marsch!“ und unter lautem Hurrarufen gegen die feindlichen Reihen. Die französischen Außenabteilungen versuchten zwar, sich unserm Sturm entgegenzustellen, jedoch vergebens. Eine letzte Schrapnellsalve von unseren beiden Flankenbatterien riß sie auseinander und im nächsten Augenblick fiel unsere Kavallerie über sie her. Zwar schien es mir, als ob die Linie etwas unsicher sei und unter dem mörderischen Feuer der Franzosen ein wenig wankte, doch schon eilte die 300 Yards im Rücken der ersten folgende zweite, und dann die dritte und die vierte Linie in die feindlichen Reihen ein und jetzt erst lernte ich verstehen, weshalb die deutsche Kavallerie Lanzen trägt. Die erste Linie behielt ihr Tempo unverändert bis ans Ende, sammelte sich und kam dann auf demselben blutigen Wege wieder zurück. Unsere fünfte, bisher freie Linie schwenkte alsdann gegen die französische Front, während die sechste von dem Hügel aus die Flanken beobachtete. Die Verwirrung spottete aller Beschreibung. Die Franzosen feuerten wie Irrsinnige nach jeder Richtung und wälzten sich gleichzeitig den Hügel empor, wodurch sie ihre eigenen Geschütze zum Schweigen brachten, die wenige Minuten nach den unsern in Thätigkeit getreten waren und sich tapfer zur Wehr gesetzt hatten. Jetzt aber fielen unsere Lanzenreiter über sie her und machten den größten Teil der Geschützmannschaften nieder. Um 8 Uhr Vormittags war

der erste Schuß gefallen, um 8 Uhr 30 Minuten hatte unsere Kavallerie chargiert und in der nächsten Stunde hatten wir eine ganze Division Infanterie vernichtet! Trotzdem durften wir uns nicht in übergroße Sicherheit wiegen, noch daran denken, das eroberte Terrain zu behaupten, da französische Verstärkungen zur Hand waren und wir jenseits des Hügels Geschützfeuer hörten, auch unsere Kavallerie in Unordnung zurückkommen sahen.

Was hätten wir jetzt nicht für eine Brigade Bersaglieri oder französischer Jäger gegeben? Mir fiel eine ein, die ich letzten Herbst gesehen und die neun Kilometer in 45 Minuten zurückgelegt hatte Wollte Gott, daß wir sie jetzt bei uns hätten!

Da unsere führenden Kompagnien noch immer eine ziemliche Strecke entfernt waren, so suchte ich mir links auf dem Bergrücken einen Punkt aus, von dem ich einen guten Überblick über die Vorgänge unter mir hatte.

Ungefähr eine halbe Meile nach Südosten sah ich eine französische Infanterie-Brigade mit sechs Batterien Artillerie in ihrer üblichen Angriffsformation anrücken. Die Geschütze traten auf dem östlichen Rand in demselben Augenblick in Thätigkeit, in dem die preußischen Divisionsbatterien aufprotzten. Die Franzosen fanden die Schußweite jedoch zuerst und beschäftigten die Aufmerksamkeit der Deutschen derart, daß ihre Infanterie diesmal, ohne Schaden zu nehmen, denselben Abhang hinunter steigen konnte, auf dem sie, auf der andern Flanke, so große Verluste erlitten hatte. Es war jetzt, nach der Formation des Bodens klar, daß die beiden Infanterieabteilungen bei 200 Yards Entfernung Schnellfeuer aufeinander eröffnen würden, aus dem diejenige Seite als Sieger hervorgehen mußte, die am schnellsten zu schießen wußte. Beide Truppen näherten sich mit großer Geschwindigkeit, die Preußen noch immer in Kompagniekolonnen, die Franzosen in einer dichten Schützenlinie. Plötzlich marschierten die ersteren in Linie auf, ihre Tambours schlugen Sturm und die ganze Masse rückte im Paradeschritt vor. Fast gleichzeitig warf sich die französische Linie zu Boden, während die Preußen einen Augenblick anhielten und stutzten. Dann aber sprangen die Franzosen, wahrscheinlich weil sie in ihrer Stellung nicht sehen konnten, wieder empor, die Preußen nahmen Ziel, und in der nächsten Sekunde schon hielt der Schnitter Tod seine Ernte unter den Franzosen, die

in hellen Haufen fielen. Aber auch die Preußen hatten Verluste und litten außerdem noch unter dem Umstand, daß die französischen Unterstützungstruppen näher als die preußischen waren und deshalb die Lücken in ihrer Gefechtslinie schneller ausfüllen konnten, wenngleich ihr Feuer nicht so präzis wie das preußische war. Fünf Minuten wütete schon der Kampf, das Knattern des Gewehrfeuers war ohrbetäubend, als ich durch den Lärm hindurch wiederum Trommelwirbel vernahm und die zweite preußische Linie, von ihren Offizieren geführt, im Sturmmarsch nahen sah. Die Franzosen widerstanden jedoch auch diesem Anprall, ihre Reserven eilten in Kompagniekolonnen herbei, vereinigten sich mit der Gefechtslinie und alles warf sich dann mit Ungestüm auf den Feind. Es sollte aber nicht zum Bajonettangriff kommen! Beide Seiten machten auf 150 Schritt Entfernung Halt und wieder sausten die Magazinsalven hin und her, in den französischen Haufen jedoch mehr Schaden als in der preußischen Linie anrichtend, da die einzelne Kugel zehn bis zwölf Körper durchbohrte. Da plötzlich gerieten die französischen Massen ins Wanken, ihre Reihen lockerten sich und sie begannen mit zunehmender Geschwindigkeit den Hügel hinabzueilen. In diesem Augenblick brausten jedoch auch schon zwei Schwadronen von unserer Kavallerie zwischen den Geschützen und der Infanterie hervor und bahnten sich durch die Fliehenden einen Weg, von Flanke zu Flanke.

Sie richteten wahrscheinlich nicht vielen Schaden an, trennten jedoch die feindlichen Infanterie-Abteilungen. Jetzt erschien eine Anzahl französischer Batterien auf dem nächsten Hügel und zwang die Preußen, sich gleichfalls zurückzuziehen.

Das Artilleriegefecht nahm nun wieder seinen Anfang, dauerte jedoch nur kurze Zeit, da die Franzosen offenbar den Kampf abbrechen wollten. Sobald die Reste ihrer Infanterie in Sicherheit waren, hörte das Feuer auf und die Geschütze zogen sich zurück.

Die Deutschen waren nicht in der Lage, sofort die Verfolgung anzutreten, da sie warten mußten, bis der Rest des Korps sich ihnen angeschlossen und die Kavallerie sich wieder gesammelt hatte.

Es war etwa 11½ Uhr, als wir östlich von dem Hochland, welches bei Vouziers zur Aisne herabfällt, die Blitze einer langen Reihe von Geschützen aufsteigen sahen und in der Ebene darunter dunkle Massen von Truppen erblickten.

Ungefähr um 4 Uhr brachen wir auf und biwakierten bei einem Platz Namens Dricourt, wo ich auch diesen Bericht schreibe. Wie man mir mitteilt, entdeckten unsere Kundschafter heute morgen ein ganzes Korps, welches von St. Remy gegen unsere Flanke marschierte; es sei indes, wahrscheinlich als es von dem Resultat des Gefechtes bei Vaux hörte, in südlicher Richtung abgeschwenkt und befinde sich jetzt vor unserer Front.

Ein zweites französisches Korps erlitt bei Vouziers eine Niederlage. Es werden uns also morgen die Trümmer von zwei Korps und außerdem ein ganzes gegenüberstehen, wie uns unsere Vorposten berichten. Wie viele Truppen wir außerdem noch vorfinden werden, läßt sich nicht beurteilen, wir sind aber ihrer Mobilmachung um gute zwei Tage voraus und die Gefechte dieser beiden Tage müssen ihre Pläne offenbar ernstlich durchkreuzt haben.

Die Mannschaften sind ziemlich ernst. Sie haben dem Tod zum ersten Male ins Auge geschaut und den furchtbaren Anblick des von unsern neuen Granaten verursachten schaurigen Blutbades gehabt. Es standen zudem bis jetzt nur wenige von ihnen in der wirklichen Gefechtslinie und die übrigen kennen noch nicht aus eigener Erfahrung das wilde Verlangen nach Blut, welches alle die ergreift, die einmal selbst Blut vergossen haben.

Es war eine weise Maßregel, heute Abend die vereinigten Militärkapellen konzertieren zu lassen, und nie habe ich etwas Rührenderes als den Gesang der Nationalhymne aus dem Munde sämtlicher Soldaten gehört, womit der „Zapfenstreich“ schloß.

Schlacht von Machault.

Großer deutscher Sieg.

(Bericht unseres Spezial-Korrespondenten bei der deutschen Armee.)

Dricourt, 11. Mai.

Lange vor Tagesanbruch setzte sich heute unsere Artillerie, der ich mich anschloß, in Bewegung. Der Morgen graute, als wir den Gipfel der Bergkette erreichten, die unsere Front abschließt. Noch

waren etwa 2000—3000 Yards vor unserer Front auf einem anderen parallellaufenden Höhenzuge Zeichen der feindlichen Biwakfeuer zu entdecken. Wie man mir sagte, befand sich in dem unter uns liegenden Thalkessel unsere Infanterie.

Unsere Stellung zieht sich von Süd-Süd-Ost nach Nord-Nord-West hin, so daß wir die Sonne wieder in unserm Rücken haben werden. Einige unserer Geschütze sind verschanzt und die Abstände zwischen ihnen größer als gewöhnlich, wahrscheinlich um, wie zuvor die Wirkung der Melinitbomben abzuschwächen.

Von unserer strategischen Stellung weiß ich nur, daß wir auf jeder Flanke ein Korps und zwei weitere als Unterstützungstruppen in der Nähe haben, dagegen ist mir nichts über die Bewegungen der zweiten Armee bekannt.

Vouziers, 12. Mai.

Ich war, infolge der plötzlichen Entwickelung der Ereignisse, gezwungen, meinen Bericht jäh abzubrechen. Ich hatte gerade die letzte Zeile geschrieben, als genau zehn Minuten vor Sonnenaufgang der erste Kanonenschuß fiel, dem eine volle Stunde hindurch ein ununterbrochenes Artilleriegefecht folgte. Die Franzosen schossen gut, doch wurde ihr Feuer durch die Wirkung der ihnen gerade in die Augen fallenden Sonnenstrahlen außerordentlich beeinträchtigt.

Ich hielt es für angebracht, eine Umschau zu halten. Unsere Truppen standen etwa 2000 Yards hinter uns und harrten in sicherer Stellung, meist in Rendezvous-Formation, des Augenblickes, da sie in den Kampf einschreiten sollten. Vom Feinde waren nur die Geschütze und eine am Übergang des Berges in die Ebene aufgeworfene Schanzlinie zu sehen. Es war etwa 6 Uhr, als in den Hohlwegen hinter uns drei große Kolonnen sichtbar wurden, in denen ich nach und nach je sechs Batterien Artillerie erkannte, die in Frontlinie vorwärts trabten. Sollte mir jetzt, so fragte ich mich, das Schauspiel einer jener Napoleonischen Schlachten bevorstehen, in denen die eine Seite alles darauf setzt, entweder das feindliche Zentrum zu durchbohren oder dabei unterzugehen?

Dem Außenrand der Zone nahegekommen, wo die Splitter der französischen Granaten uns gefährlich zu werden begannen, gingen die

ganzen achtzehn Batterien, die ihre ausgezeichnete Formation bewahrten, vom Trab in einen scharfen Galopp über. Unsere Geschütze beschleunigten inzwischen ihr Feuer bis an die Grenzen der Möglichkeit, und setzten, die ganze Front des Feindes in Rauch hüllend, es so lange fort, bis die neu angekommenen Batterien aufgeprotzt hatten und bereit waren, auf eine Entfernung von etwa 1500 Yards ihrerseits in die Schlacht einzugreifen. Die Vorhut der feindlichen Infanterie war jedoch nicht mehr als 1000 Yards von ihnen entfernt und eröffnete sofort Magazinfeuer auf sie mit gutem Erfolg. Nun hatte aber auch unsere Vorhut durch kleine Zuzüge, die zu unbedeutend waren, um das feindliche Artilleriefeuer auf sich zu lenken, Verstärkung erfahren, und es gelang ihr, mit Hilfe einiger verfügbarer Geschütze das französische Infanteriefeuer bald zum Schweigen zu bringen.

In weniger als einer halben Stunde war die Wirkung der achtzehn neuen Batterien deutlich erkennbar. Auf ihrem Platz verweilen bedeutete für die französischen Kanoniere sichern Tod, und da diese Aussicht nicht ganz nach ihrem Geschmack war, so sahen wir ihre Batterien bald eine nach der andern abprotzen. Unsere Granaten räumten furchtbar unter dem Knäuel von Pferden und Menschen, der sich ihnen darbot, auf, und wahrscheinlich kam kaum ein Drittel der Geschütze unbeschädigt davon. Dann richteten unsere dreißig Batterien ihr ganzes furchtbares Feuer gegen die Infanterie des Feindes, der jetzt völlig den Kopf verloren hatte. Er konnte sein Fußvolk nicht auf den Hügel zurückrufen, da er ja dann die Schlacht mit einem Rückzug eröffnete, und er konnte sie auch nicht ohne Unterstützung auf ihrem jetzigen Platz lassen, da das sie der Vernichtung preisgeben hieß. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sie durch weitere Truppen zu verstärken. Das Blutbad von gestern begann in einer neuen und vermehrten Auflage.

Hätten wir die Vorgänge außerhalb unseres Gesichtskreises gekannt, so würden wir den Feind sich ruhig an seinen fruchtlosen Bemühungen haben verbluten lassen; so konnten wir uns aber nur denken, daß er mit aller Hast seine ganzen Verstärkungen heranziehen würde und es blieb uns nichts anderes übrig, als alles, was vor uns stand, so schnell wie möglich zu vernichten.

Unsere Infanterie rückte im Laufschritt heran, die beiden Divisionen Seite an Seite, ihre Brigaden in derselben Ordnung und

die Regimenter eins nach dem andern. Das leitende Regiment hatte zwei Bataillone in der ersten Linie und eins als Unterstützungstrupp, die nächsten Bataillone in zwei Kompagniekolonnen und zwar je zwei Kompagnien in der Front und zwei dahinter. In der Nähe unserer Geschütze bildeten sie Linie und stürmten dann mit denkbar größter Disziplin vorwärts, der Kugeln nicht achtend, die in ganzen Schauern über ihren Häuptern dahinflogen und gar manche Lücke in ihre Reihen rissen.

Die Linien gingen mit ungefähr 500 Schritt Abstand den Abhang herab; als die leitende die Schützenlinie erreichte, schloß sich auch die letztere ihr an und stürmte mit Hurra hinunter in den Hohlweg, wo sie für einen Augenblick Schutz in dem stumpfen Winkel des Abhanges fanden. Nachdem unsere Kanoniere darauf kurze Zeit mit Schrapnell-Granaten die feindliche Infanterieschanze beschossen, erhoben sich alle Mannschaften in dem Hohlweg zum Bajonettangriff, nahmen die Schanze im Augenblick und setzten noch darüber hinaus die Verfolgung des Gegners fort. Aber jetzt war auch die Gelegenheit für die Franzosen gekommen! Unser schneller Vormarsch hatte unsere Artillerie zeitweilig zum Schweigen gebracht, was sich die vor ihrem Feuer zurückgefallenen Franzosen, die inzwischen durch ihre Unterstützungstruppen verstärkt waren, zu Nutze machten, um sich aufs neue gegen uns zu wenden, besonders, da sie es jetzt mit unserer Infanterie allein zu thun hatten.

Es sollte indes nicht zum Bajonettkampf kommen, da beide Seiten wieder zum Magazinfeuer halt machten. Inzwischen eilten unsere Reserven aus ihrer Deckung heran und auch die französischen griffen mit in den Kampf ein. Bald, es waren vielleicht dreißig Minuten vergangen, geriet die ganze Masse in Bewegung und wälzte sich, Angreifer sowohl wie Verteidiger, den Hügel hinauf. Diese Bewegung hörte nicht eher auf, bis unsere Infanterie auf dem Gipfel angelangt war. Jetzt kam auch unsere reitende Artillerie, gefolgt von unserer Divisionskavallerie, zur Unterstützung heran. Was sich in den nächsten Minuten zutrug, kann ich nicht aus eigener Beobachtung schildern, da ich quer über das Thal eilte und mich nach einem sichern Platz umsah, von dem ich einen bessern Überblick hatte. Endlich fand ich einen solchen in einem Untergehölz, das bis an den Rand der französischen Linie heranreichte und in

diesem Augenblick ganz verlassen war, da die beiden französischen Regimenter, die hier gestanden, sich mehr nach dem Zentrum gezogen hatten. Von hier hatte ich einen ausgezeichneten Blick über die ganze Lage. Nach Südosten zeigten blitzende Geschütze und dichte Massen Truppen, daß die Schlacht sich weit über den linken Flügel unserer Korps hinaus erstreckte und südwestlich von uns sah ich mindestens dreißig französische Batterien in Linie längs eines niedrigen Bergrückens aufgefahren, der ungefähr parallel mit dem jetzt von uns erreichten Bergzug lief. Vor unserem linken Flügel rückte außerdem eine ganze französische Division Infanterie heran, um ihren auf dem Hügel hart bedrängten Kameraden, von denen sie noch etwa 1000 Yards entfernt waren, zu Hilfe zu kommen.

Ihre Geschütze schwiegen noch immer, da ihre Infanterie, zum Glück für unsere Bataillone, zwischen ihnen und uns stand. Der Kampf kam für den Augenblick zum Stehen, und wir hatten genug zu thun, um uns auf unserer Stellung zu behaupten.

Dies dauerte etwa dreißig Minuten, dann hörte ich, durch das Knattern des Musketenfeuers hindurch, preußische Trommeln den Sturmmarsch schlagen und sah eine Verstärkungslinie, geschlossen und in voller Ordnung, uns zu Hilfe eilen. Der Anblick dieser geschlossenen Linien war genug für beide Seiten, die Franzosen wichen zurück und unsere Gefechtslinie stürmte vorwärts. Aber sie sollte nur etwa 300 Yards vordringen, da französische Verstärkungen die Bewegung wiederum zu einem Halt brachten. Und jetzt eröffnete auch die französische Artillerie Feuer auf unsere folgenden Linien, das uns einen Vorgeschmack davon verlieh, unter Schrapnellfeuer einen Hügel hinunter zu gehen.

Unsere Kanoniere waren indessen gleichfalls bald zur Stelle. Sie hatten im Rücken gewartet, bis Raum für sie vorhanden war; bis sie aber die Schußweite fanden, waren unsere Verluste entsetzlich, und ich glaube, daß jene folgende Linie im Verhältnis mehr als alle andern Truppen an diesem Tag verloren hat.

Die französische Gefechtslinie fiel jetzt nach dem Rücken ab und ihre letzte Verstärkung, eine ganze Division, war noch etwa 500 Yards von ihnen entfernt, als ich ein paar Kavallerieoffiziere dicht an meinem Platz vorüberreiten, die ganze Szene mit einem Blick überfliegen und davongaloppieren sah.

Jetzt wußte ich, was die Glocke geschlagen hatte. Der Plan mußte, wenn er rechtzeitig ausgeführt wurde, ehe die frische französische Artillerie sich ihrer Gefechtslinie angeschlossen hatte, dem feindlichen Widerstand den Todesstoß versetzen. Die Division war keine 300 Yards mehr von ihren Kameraden entfernt, als schon die ersten Schwadronen in Zugkolonnen an mir vorüber und den Hügel hinab galoppierten. An unserer Infanteriefront vorüber, setzten sie sich in Linie und brausten direkt gegen die Flanke der Franzosen, die sich ihnen vergebens entgegenzustellen versuchten, aber im letzten Augenblick wankten und sich zurück auf ihre Verstärkungen warfen. In wildem Durcheinander durchbrachen nun Verfolger und Verfolgte die Reihen dieser frischen Truppen. Dann folgten weitere Schwadronen. Die Verwirrung wurde unbeschreiblich, als schließlich noch die endlosen Reihen der Schwadronen einer frischen Kavallerie-Division heranjagten. Da jetzt auch auf der französischen Seite eine Division Kavallerie sich durch die Geschützlinie in Schwadronskolonnen näherte, so schien ein Kavalleriegefecht fast unvermeidlich zu sein.

Wir hatten nicht viel Zeit, uns darauf vorzubereiten. Das erste Regiment der neuen Division schloß sich dem Angriff auf die Infanterie an; dieser Schlag genügte aber und die ganze Masse begann sich aufzulösen und mit zunehmender Geschwindigkeit auf den Rücken zurückzufallen. Die übrigen Schwadronen formierten sich in Frontlinie. Sobald die erste Brigade ihre Formation beendet hatte, trabte sie vorwärts dem Feind entgegen, der jetzt nur noch 800 Yards entfernt war. Beide Seiten litten unter dem Artilleriefeuer und hatten keinen Platz zum Manövrieren. Die Signale zum Galopp und Chargieren wurden gleichzeitig gegeben und der Zusammenstoß fand auf der ganzen Front statt. Die deutschen Reihen waren jedoch nicht so gut wie bei früheren Gelegenheiten geschlossen, beide Linien gerieten ziemlich hart aneinander, machten dann in Zügen Kehrt und gingen wieder aufeinander. Dann folgte ein erbittertes Handgemenge, Mann gegen Mann und der Kampf geriet zeitweilig ins Stehen. Aber schon näherte sich unsere zweite Brigade mit größter Geschwindigkeit und ihr leitendes Regiment führte einen Stoß gegen den Feind, der die ganze Masse in der Richtung nach den französischen Geschützen in Bewegung setzte. Dann folgte ein zweites Regiment, das den Kehraus vollendete und in wenigen Minuten

flohen mehr als 4000 Reiter in wilder Verwirrung gerade auf ihre Geschützmannschaften zu, die wiederum, aber zu spät, aufzuprotzen versuchten.

Die Schlacht war vorüber, die französische Linie durchbohrt, ihre letzten geschlossenen Reserven durchbrochen und noch standen uns eine Brigade Kavallerie und größere Abteilungen Infanterie zur Verfügung, die bisher keinen Hahn abgedrückt hatten.

Ich blickte auf meine Uhr. Es war gerade zehn Uhr Morgens als ich mich aufmachte und nach dem nächsten Telegraphenamt ritt. Auf meinem Wege dorthin, der mich über das Terrain zurückführte, auf dem wir in der Frühe gekommen waren, bemerkte ich, daß unsere beiden Divisionen noch ein ganzes Regiment zur Hand hatten und auch von den folgenden Korps nur die Korps-Artillerie bei dem Kampf zugegen gewesen war. Es blieben uns mithin genug Truppen für die Verfolgung übrig.

Was die Schlacht lehrt.

Die Wirkung dieses Sieges auf den Gang des Krieges läßt sich einstweilen kaum vorhersagen. Sie kann jedoch eine entscheidende sein, da wir jetzt einen Keil direkt zwischen die französischen Armeen hinter ihre nördliche und östliche Verteidigungslinie getrieben haben und mit fünf Korps auf jeder Seite des Keils und drei weiteren dazwischen stehen, die bereit sind, jeden Augenblick zur Unterstützung nach der einen oder andern Seite zu marschieren. Die Franzosen müssen jetzt entweder auf Seitenwegen oder -Bahnen gegen uns marschieren, in welchem Fall wir ihnen immer auf einer breiteren Front entgegentreten können, oder aber sich weit im Süden zu sammeln suchen. Immerhin ist unsere moralische Stärke durch unsere Erfolge mehr als verdoppelt. Die Deutschen rückten mit keiner übertriebenen Meinung von sich selbst ins Feld. Sie sind ein bescheidenes Volk und, wenigstens in Bezug auf sich selbst, ziemlich pessimistisch angehaucht, so daß sie den aufgebauschten Berichten, welchen sie in der Presse über die militärische Wiedergeburt ihres Erbfeindes begegneten,

gut und gern Glauben schenkten. Auf der andern Seite hatten die Franzosen wieder das Vertrauen an sich selbst gewonnen, ihre Journalisten sie bis in den Himmel erhoben, und die Nation, sowie die großen Massen der Truppen geglaubt, was man ihnen erzählte, selbst wenn erfahrene Soldaten sich skeptisch dagegen verhielten. Sie haben mit der größten Tapferkeit gekämpft, sind jedoch zum zweiten Mal ihrem Mangel an Gründlichkeit erlegen. In jeder Waffe und mancher andern Hinsicht standen sie ihren Gegnern gerade um eine Kleinigkeit nach. Sie verloren zwei volle Tage bei der Mobilmachung und waren deshalb, als der erste Schlag auf sie niederfiel, strategisch nicht fertig. Ihre Kavallerie war tapfer, den Deutschen aber an Gewandtheit nicht gewachsen, und wurde deshalb geschlagen. Die Niederlage der Kavallerie hatte zur Folge, daß die Infanterie sich in eine Mausefalle verlief, in der aller menschlicher Mut ihr nichts nützen konnte. Dies führte wiederum zu einer Konzentration rückwärts, wo sie bis zu dem Eintreffen eines Verstärkungskorps, das natürlich wieder zu spät kam, in der Defensive bleiben mußte. Die Folgen dieser Saumseligkeit haben wir in der heutigen Schlacht gesehen. Ich glaube nicht, daß die Deutschen sehr schwere Verluste hatten, wenn auch einzelne Truppenteile stark in Mitleidenschaft gezogen wurden. Die drei Waffengattungen spielten einander jedoch so vollkommen in die Hand und die Ankunft ihrer Hilfstruppen war so vorzüglich abgemessen und berechnet, daß kein einziger Truppenteil sich über seine Kräfte hinaus anstrengen mußte. Seit Napoleons Tagen hat die Welt eine so vollendete Taktik nicht mehr gesehen.

Es ist noch zu früh, um unsere Verluste genau zu bemessen, doch erfahre ich im letzten Augenblick, daß unsere Kavallerie gestern zwanzig Prozent ihres Bestandes eingebüßt hat.

Die Ereignisse im europäischen Osten.

London, 11. Juni.

Der Gang der Ereignisse im Schwarzen Meer war, seitdem sich die englische Flotte zeitweilig daraus zurückgezogen hat, etwa der folgende:

Die russischen Behörden geboten, als ihre Flotte in den Hafen von Sebastopol zurückgetrieben war, einer weiteren Zusammenziehung der zur Verstärkung der bereits in Bulgarien gelandeten Armee bestimmten Truppen sofort Einhalt. Da ihnen jetzt der Seeweg versperrt war und sie sich für ihre eigentliche Bestimmung nicht verwenden ließen, so tauchte der Plan auf, sie unverzüglich zur Verstärkung der Armee gegen Österreich abzusenden. Sobald diese den Feind aufs Haupt geschlagen hätte, sollte sie, im Einvernehmen mit ihren bereits in Bulgarien stehenden Kameraden, in Rumänien eindringen, um zum mindesten die Sicherheit der bulgarischen Expedition zu gewährleisten. Möglich auch, daß sich der Herzenswunsch des Zaren ausführen ließ, die bulgarische Armee zu vernichten. Die tiefste Besorgnis gab sich inzwischen in Rußland hinsichtlich des Geschickes der in Bulgarien gelandeten Truppen kund, da man ein so schnelles Eingreifen der englischen Flotte nicht für möglich gehalten hatte.

Es verging einige Zeit, ehe die in Sebastopol vor Anker liegende Flotte entdeckte, daß das englische Geschwader wirklich das Schwarze Meer verlassen hatte. Der kommandierende englische Admiral war nämlich so klug gewesen, einige Kreuzer zurückzulassen, um den Rückzug der andern Schiffe thunlichst zu verdecken. Als endlich auch die Kreuzer verschwanden, glaubten die Russen, daß es nur eine Kriegslist sei, darauf abgesehen, ihre Flotte aus Sebastopol hervorzulocken, um sie dann auf offener See zu vernichten. Durch die Indiskretion einiger englischen Berichterstatter erhielt die russische Regierung von der Räumung Trapezunts durch die Engländer wie von der Rückkehr der englischen Flotte ins Mittelmeer Kenntnis. Das britische Geschwader war jedoch bereits vor Malta angekommen, ehe sich die Russen die Überzeugung verschafft hatten, daß das Schwarze Meer wirklich von ihren Feinden verlassen war. Es verging dann noch ein Tag, ehe man sich nach langen Beratungen entschloß, ungesäumt die gänzlich abgebrochene Verbindung mit der russischen Armee in Bulgarien wieder herzustellen. Da diese letztere aber die Telegraphenleitung bis zur See unversehrt erhalten hatte, so war die Verbindung, nachdem die russischen Kreuzer in der Nachbarschaft von Varna die bulgarische Küste erreicht hatten, bald wieder hergestellt.

Es stellte sich dann heraus, daß die Bulgaren in Varna noch immer tapfer aushielten und daß die durch Krankheiten sehr geschwächte russische Armee, die nach Abrechnung der Belagerungstruppen vor Varna und Schumla wie der mit dem Schutz der Verbindung mit der See betrauten Truppen auf etwa 35000 Mann zusammengeschmolzen war, bisher wenig ausgerichtet hatte. Sie war gleich zu Anfang des Feldzuges ins Innere bis Tirnowa vorgedrungen, wo sie zeitweilig ein verschanztes Lager bezog; ihr Kommandeur glaubte nicht ohne Grund dadurch vor einem Angriff der in Serbien stehenden Österreicher wie der Bulgaren vollkommen geschützt zu sein, da die ersteren nicht stark genug wären, um einen Vormarsch zu unternehmen und die letzteren in Makedonien vollauf zu thun hatten. Wäre die russische Streitmacht in der ganzen ursprünglich geplanten Größe gelandet, so wären die Russen sofort auf Sofia vorgedrungen. Da sich unter den obwaltenden Umständen General Karanoff dieser Aufgabe nicht gewachsen fühlte, so wandte er sich mit seinen Truppen nach Norden in der Absicht, sich einen Weg durch Rumänien zu erzwingen, fand es aber bis zu dem Augenblick, in dem er die frohe Nachricht von dem Rückzug der englischen Flotte aus dem Schwarzen Meer erhielt, unmöglich, den Übergang über die Donau zu bewerkstelligen. Inzwischen war jedoch in den Krimhäfen viel wertvolle Zeit verloren gegangen. Der größere Teil der russischen Truppen war von der Seeküste landeinwärts gesandt worden, und wenn auch sofort der ganze Bahnapparat zwecks ihrer Rückbeförderung in Bewegung gesetzt wurde, so hatten doch in Odessa, Sebastopol und den anderen Häfen die Vorbereitungen für die Einschiffung der Truppen keinen Fortschritt, eher das Gegenteil, gemacht. Und jetzt mußte die Nachricht von der Schlacht von Sardinien eintreffen, die die nicht unbegründete Annahme hervorrief, daß die russischen Schiffe auf dem Schwarzen Meer nicht lange mehr sicher sein würden. Die nächsten zehn Tage sahen ungeheuere Anstrengungen zur Beschleunigung der Einschiffung der Truppen, am elften Tage ging den Russen jedoch die Meldung zu, daß englische Kreuzer in großer Zahl in das Schwarze Meer eingelaufen seien.

Ankunft britischer Truppen im Marmara-Meer.
Lord Wolseley in Konstantinopel.

Die Nachricht von der Verstärkung unserer Mittelmeerflotte war der russischen Regierung wiederum infolge des Ungeschicks einiger englischen Korrespondenten zugegangen, deren Berichte von London nach New York telegraphiert und von dort auf einem bisher noch nicht ermittelten Wege von russischen Agenten zurück nach Rußland gedrahtet wurden. Als deshalb das erste Schlachtschiff Admiral Markhams im Schwarzen Meer erschien, zog sich die russische Flotte in dem Glauben, daß das ganze Mittelmeergeschwader folgen würde, wiederum und zwar zum Teil nach Odessa, zum Teil nach Sebastopol zurück. Die britischen Kreuzer ergriffen unmittelbar darauf von der bulgarischen Küste bei Varna Besitz. Es gelang ihnen, ein russisches Transportschiff zu beschlagnahmen, das vor ihnen fliehen wollte. Wie uns die an Bord dieses Schiffes befindlichen Russen mitteilten, seien infolge der erwähnten Verzögerung diesmal nicht mehr als 15000 — 20000 Mann Verstärkungen gelandet, die sich sofort auf den Marsch gemacht hätten, um sich mit General Karanoff zu vereinigen, der zwischen der Donau und Tirnowa stehe.

In Sofia herrscht die größte Unruhe. Die bulgarischen Truppen sind noch immer stark in Makedonien beschäftigt, und wenn auch so viele wie nur möglich zur Verteidigung der Hauptstadt zurückbernfeu wurden, so befürchtete man doch, daß die Russen von der See unwiderstehliche Massen heranwerfen würden. Und obwohl diese Gefahr jetzt vorüber ist, so könnte General Karanoff, sobald er einmal 60000 Mann beisammen hat, immerhin noch einen kühnen Handstreich auf die Hauptstadt versuchen.

Fast in demselben Augenblick, in dem die Nachricht von der Schlacht von Sardinien in Spanien eintraf, setzten Sir Evelyn Woods Truppen, die in Cadiz und Gibraltar gewartet hatten, ihre Fahrt nach Osten fort. Die Nachricht traf am gleichen Tage in Alexandrien und Cypern ein. Nach 24 Stunden schon waren, alles in allem, 10000 Mann bereit, Alexandrien zu verlassen. Leider ging es in Cypern langsamer, da der Wind einige Tage hindurch un-

günstig gewesen war und eine große Anzahl Transportschiffe gezwungen hatte, wieder in See zu laufen.

Sämtliche Schiffe hatten die Weisung empfangen, sich im Marmara-Meer zu sammeln. Zuerst trafen daselbst die Truppenschiffe aus Alexandrien ein, denen etwa 5000 Mann aus Malta und ein Teil der Truppen aus Cypern folgten. Da die englischen Mittelmeergarnisonen zur Zeit ziemlich von ihren Besatzungen entblößt sind, so haben sich unsere Milizregimenter unbedenklich bereit erklärt, ihre Stelle zu vertreten. Mit den Transportschiffen aus Cypern liefen gleichzeitig die Schlachtschiffe Admiral Markhams ein. Vorher jedoch waren schon Sir Evelyn Woods Truppenschiffe von Gibraltar und Cadiz angekommen. Nachdem sie ihre Kreuzer vorausgesandt, lief am zehnten Tage nach der Schlacht von Sardinien, d. h. am 4. Juni, die ganze Flotte der Transportschiffe, an der Spitze Sir Evelyn Woods Truppenschiffe, in das Schwarze Meer ein. In dem Augenblick, in dem wir diese Zeilen schreiben, steuern sie, vom Lande aus dem Auge nicht mehr sichtbar, unter vollem Dampf nach Osten.

Lord Wolseley hat sich einige Zeit in Konstantinopel aufgehalten, wo er in ununterbrochener telegraphischer Verbindung mit sämtlichen Truppenteilen und mit England stand. Er sah sich von Dolmabagdsche aus das herrliche Schauspiel an, das unsere nach dem Schwarzen Meer fahrende Flotte darbot. Admiral Markham hat sich nach einer langen Konferenz mit Lord Wolseley in der Yacht des Botschafters eingeschifft und ist seiner Flotte gefolgt. Die Yacht kam jedoch bald zurück, um Lord Wolseley aufzunehmen, der auf ihr Konstantinopel verließ, nachdem er zuvor noch für die aus England eintreffenden Truppen versiegelte Befehle zurückgelassen hatte. Es heißt, daß Lord Wolseley viel von den Vorteilen eines Feldzuges in Kleinasien gesprochen habe und Trapezunt thatsächlich von einer vorausgesandten Abteilung wieder besetzt worden sei. Weitere Nachrichten fehlen zwar noch, doch wird die nächste Woche uns voraussichtlich eine Fortsetzung der Berichte bringen.

Der deutsch-französische Feldzug. — Der deutsche Vormarsch.

(Bericht unseres Spezial-Korrespondenten bei der deutschen Armee.)

Suippes, 19. Mai.

Eine ganze Woche ist vergangen und noch haben wir keinen Schritt vorwärts gethan. Unsere Kavallerie und die meisten deutschen Korps bezogen die französischen Baracken in dem Lager von Chalons, die trotz ihres unsagbaren Schmutzes bei dem strömenden Regen der letzten Zeit doch immerhin besser als ein Biwak sind. Unsere Offiziere haben einen täglichen Patrouillendienst, südlich von Chalons-sur-Marne und östlich nach Bar-le-Duc hin, eingerichtet.

Rheims ist jetzt, nachdem unsere Kundschafter die Eisenbahnverbindung mit Paris zerstört haben, gänzlich von unseren Truppen umgeben; weiter nach dem Westen stehen unsere Patrouillen in Fühlung mit der französischen Nordarmee, die jeden Tag ganze Züge mit Truppen nach dem Süden schickt. Es stimmt dies mit der uns von anderer Seite zugegangenen Mitteilung überein, daß die Franzosen Bourbakis Manöver von 1870 wiederholen wollen, was unter den Umständen allerdings das Beste ist, was sie thun können.

In unserm Rücken arbeiten die deutschen Reservedivisionen Tag und Nacht an der Fertigstellung unserer Straßen- und Eisenbahnverbindungen mit der Namur-Luxemburger Eisenbahn, und da alle Vorkehrungen hierzu seit Jahren bis in die kleinste Einzelheit im Voraus getroffen sind und das Land zudem keine besonderen Terrainschwierigkeiten bietet, so wird unser Halt hier voraussichtlich nur von kurzer Dauer sein. Die Arbeiten sind anscheinend ziemlich weit vorgeschritten, da gestern schon unsere Reservemunitionswagen hier durchkamen. Die Linie nach Mezières-Givet dürfte gleichfalls in ein oder zwei Tagen fertig und unser Belagerungspark dann im stande sein, die Werke von Rheims ernstlich zu beschießen. Der bisherige Verzug kommt, wie ich wohl kaum hinzuzufügen brauche, den Wünschen unserer jungen Heißsporne sehr ungelegen und ich habe manche Rede mit anhören müssen, in der die jungen Subalternoffiziere haarscharf bewiesen, wie ganz anders der alte Moltke unter diesen Umständen

gehandelt haben würde. Allen Respekt vor diesen Herren, doch glaube ich, daß es sich aus den Werken des großen Feldherrn nachweisen läßt, daß er nichts der Art gethan hätte. Seinen eigenen Worten zufolge ist die Kriegskunst nur die praktische Anwendung gewisser Prinzipien zur Erreichung des erstrebten Endes, nämlich der Unterwerfung des Feindes, wobei je nach Kenntnis der Umstände die größte Rücksicht auf die dem Vaterland erwachsenden Kosten genommen werden muß.

Im Jahre 1870 war die deutsche Armee schon der Zahl nach der französischen weit überlegen, der Feind hatte außerdem keine nennenswerten Festungen und keine Verbündeten. Die Deutschen konnten also keine bessere Politik verfolgen als die, den Feind in einer Reihe von Schlachten zu vernichten. Jetzt aber, wo wir fast gleichen Zahlen und starken Festungen gegenüberstehen, ist es das Beste für uns, nachdem wir den ersten Sieg gewonnen und dadurch die Kampflust unserer Truppen verdoppelt haben, unsere Köpfe nicht an den Festungen des Feindes einzurennen, sondern in einer zentralen Stellung seinen Angriff zu erwarten und ihm entgegenzutreten, sobald unsere Kavallerievorposten sich eine annähernd richtige Vorstellung von seinen Plänen gebildet haben.

Es war ein geschicktes Manöver des Feindes, den ersten Schlag gegen uns von Rußland führen zu lassen. Dadurch aber, daß wir sofort die Offensive ergriffen und das erste Blut in dem Kriege mit Frankreich auf unsere Rechnung setzten, machten wir dieses Manöver wieder wett. Einstweilen können wir die Entscheidung in Rußland in verhältnismäßiger Ruhe abwarten.

Die Truppen sind inzwischen nicht müßig. Nach einer eintägigen Rast und der durch unsere Verluste, die beiläufig bemerkt nur 10 Prozent der im Feuer gewesenen Korps betragen, bedingten Neugestaltung der Regimenter, exerzieren und manöverieren sie jetzt mit demselben Eifer, als wenn eine Frühjahrsparade und nicht eine Schlacht vor ihnen läge.

---

11 Uhr Abends.

Soeben ist die Nachricht von unserm Sieg bei Alexandrovo hier eingetroffen. Es dürften dadurch zum mindesten einige Korps

für dieses, das entscheidende Theater, frei werden. Hätten die Deutschen doch nur einige von unsern englischen Eisenbahn-Betriebsdirektoren.

Suippes, 25. Mai, 10 Uhr Abends.

Wir brechen morgen früh um fünf Uhr in der Richtung nach Bar-le-Duc, d. h. nach Südosten, auf.

Heith le Maurupt, 27. Mai, 10 Uhr Abends.

Die Deutschen haben wieder einen entscheidenden Sieg errungen. Weitere Mitteilungen infolge strenger Depeschenzensur unzulässig.

Lager von Chalons, 31. Mai, 10 Uhr Morgens.

Noch ein Sieg! Und jetzt kann ich Ihnen alles, was sich zugetragen, der Reihe nach berichten. Wie ich vorhersagte, haben die Franzosen Bourbakis Manöver aufs neue versucht und zwar ziemlich mit dem gleichen Resultat. Soweit wir unterrichtet sind, wurden drei Korps von der nördlichen Festungslinie auf der Paris-Lyoner Bahn herangezogen, während gleichzeitig ihre ganze Ost-Armee, mit dem rechten Flügel auf ihre östliche Verteidigungslinie gestützt, nach Norden gegen uns ins Feld rückte.

Unsere zweite Armee marschierte beide Ufer der Aisne hinauf, ihnen entgegen. War diese Bewegung der Theorie nach zweifellos falsch, so blieb ihr doch kein anderer Weg übrig. Die dritte Armee sandte einen Teil der Truppen über die Maas, die auf ihrem linken Flügel Aufstellung zu nehmen hatten und wir, d. h. die erste Armee, detachierten drei Korps zur Verstärkung des rechten Flügels. Es blieben mithin noch zwei Feldkorps und sechs Reservedivisionen übrig, um die Nordarmee in Schach zu halten; wenn ernstlich angegriffen, sollten sie sich langsam zurückziehen.

Mein Korps sammelte sich am 26. früh um 4 Uhr um Suippes; da wir das Land vorher gründlich ausgekundschaftet hatten, so marschierten unsere Truppen, geführt von Offizieren der topographischen Abteilung, nach der guten alten napoleonischen Methode quer über das Land, mit einziger Ausnahme des Train und unserer Artillerie,

die die Fahrstraßen einschlugen. Der Regen hatte aufgehört und wir kamen ziemlich flott voran. Unsere Mannschaften waren beim Aufbruch in der denkbar besten Laune und riefen sich gegenseitig den guten, alten, s. Zt. auf den Marsch nach Sedan entstandenen Witz zu: „Mit Armee'n links schwenkt! Gerade aus!" — aber bald kam die Sonne zum Vorschein und um 5 Uhr Nachmittags trugen die Gesichter einen gelangweilten, müden Ausdruck zur Schau. Da plötzlich vernahmen wir Kanonendonner vor unserer Front und wie mit einem Schlage war die Müdigkeit unserer Soldaten wieder verschwunden.

Ungefähr um 6½ Uhr erhielten wir den Befehl, Halt zu machen und zu biwakieren und fanden zum Glück einige Teiche wie einen Strom ganz in unserer Nähe. Unsere Kavallerie war diesmal mit dem Feind nur wenig in Berührung geraten, da sie auf die französische Infanterie gestoßen war, die, in Gefechtsordnung entwickelt, in nordnordwestlicher Richtung marschierte. Unsere Reiter hatten nicht erst versucht, einen Eindruck auf den Feind hervorzurufen, besonders da sie von den benachbarten Hügeln aus alles überschaut und so ihre Pflicht erfüllt hätten. Wenigstens wußten wir nun, wo der Feind stand, während er nicht wußte, wo wir waren. Wir hatten also einen weiteren Vorteil über ihn.

Der Kampf fing mit dem Wettstreit um den Besitz der Hügel an. Es entwickelte sich sofort längs der ganzen Linie ein lebhaftes Scharmützel, bei dem aber unsere Artillerie, ebenso wie die des Feindes, meist zum Schweigen verurteilt war. Das ganze Gefecht spitzte sich schließlich auf die Frage zu, welche von beiden Seiten es am längsten aushalten könne. Hierbei waren die Deutschen infolge der überlegenen Disziplin ihrer Mannschaften insofern im Vorteil, als sie es sich gestatten konnten, ihre Gefechtslinie langsamer zu ergänzen, d. h. einen größeren Abstand zu den folgenden Linien zu nehmen; Dank der Vorzüglichkeit ihrer Offiziere arbeitete der Apparat so vorzüglich, daß neue Truppen immer nur dann heranrückten, wenn sie gebraucht wurden. Gegen dieses musterhafte Zusammenarbeiten der Deutschen konnten die Franzosen nicht aufkommen und namentlich rächte sich bitter an ihnen ihre ganz verkehrte Auffassung von der Natur des Infanteriegefechtes, die sie bewog, in einer Reihe ausgebreiteter Linien, deren eine der andern auf dem Fuße folgte,

zum Angriff zu marschieren. Ihre Stärke war beinahe vergangen, ehe sie noch die wirkliche Gefechtslinie erreichten, und da der Stab es unterließ, ihnen rechtzeitig Unterstützung nachzusenden, so versagten ihre Kräfte schneller als die unsern.

Um Mittag, als wir den Rand des Hochlandes, welches auf das Thal des Rhein-Marne Kanals herabblickt, erreicht hatten, lief die Flut stark zu unsern Gunsten. Wir vermochten jetzt zu sehen, wie die Störungen im Gleichgewicht der beiden Linien entstanden waren. Die kleineren Abteilungen der Franzosen hatten nämlich zu viel Rücksicht auf ihre Flanken, zu wenig auf ihr Zentrum genommen. Wo immer zwei Bataillone oder Kompagnien beieinander standen, ballten sich die Mannschaften in einen Knäuel zusammen, uns dadurch eine vorzügliche Zielscheibe gewährend; das Feuer aus dem Zentrum ließ nach und es folgte der Augenblick, in dem sich die Deutschen auf die derart geschwächte Stellung warfen.

Nun versuchten die Franzosen, ihre Reservekolonnen herbeizubringen; die Mannschaften wollten jedoch nicht länger in zerstreuter Linie vordringen, und jetzt rechtfertigte das Klein-Kalibergewehr mit seiner großen Durchschlagskraft seine Existenzberechtigung, die ich bisher immer noch bezweifelt hatte. Die Verwendung von Kolonnen veranlaßte die größeren Truppenkörper (Divisionen), sich dichter an ihre Zentren zu schließen, was zur Folge hatte, daß sich plötzlich vor unseren Augen hinter der Gefechtslinie des Feindes eine große Lücke öffnete. Der Augenblick, den letzten Schlag zu führen, war nicht mehr fern. Unsere unter dem Schutze der Hügel herangekommene Artillerie hatte ein leichtes Spiel mit den in der Ebene aufgefahrenen Geschützen des Feindes und konnte sogar ihre Aufmerksamkeit noch einem Teil seiner Reserven schenken. Jetzt sah ich, wie ein Kavallerie-Offizier sich von dem Stabe unseres Armee-Kommandeurs, der nicht weit von mir hielt, trennte, und hielt es für geraten, mich so schnell wie möglich nach einer Anhöhe zu begeben, von der ich den kommenden Sturm mit Sicherheit beobachten konnte.

Zwanzig Minuten nachher sausten acht Schwadronen in Linienformation und unter vollem Galopp direkt auf die vorhin erwähnte Lücke zu. Die französischen Kundschafter riefen ihrer in der Front stehenden Infanterie zu, sich schnell auf den Boden zu werfen

was die meisten thaten. Die Kavallerie hielt, etwa 200 Schritte von dem Feinde entfernt, einen Augenblick, um sich dann im nächsten auf seine Infanterie zu werfen, sie zu durchbrechen, sich aufs neue zu sammeln und dann gegen seine Reserve zu wenden. Jetzt formierte sich unsere Infanterie in Gruppen, um die zweite, in Schwadronskolonnen herantrabende Linie Kavallerie, der noch weitere Linien folgten, durchzulassen. Die ganze, in eine einzige Staubwolke gehüllte Ebene bot ein Bild unbeschreiblicher Verwirrung dar. Unsere Infanterie sammelte sich in Kompagniekolonnen und stürmte mit dem Bajonett zur Verfolgung vor; wir waren also wieder bei dem letzten Bild der Schlacht von Waterloo angekommen. Der Kanal und der Strom geboten unserm Vordringen jedoch Einhalt, und unseren Pionieren fiel es jetzt zu, eine Brücke über den Fluß zu schlagen, was eine ziemlich schwierige und gefahrvolle Aufgabe gewesen wäre, wenn nicht die Truppen zu unserer Linken, also im Westen, bereits bei Revigny den Übergang bewerkstelligt hätten.

Die Dunkelheit brach schnell herein und das Gefecht fand seinen Abschluß. Ich ritt nach unserem Rücken zurück, wo ich bei dem Hauptquartier unseres 3. Korps, das soeben eingetroffen war und an dem Kampf nicht teilgenommen hatte, freundliche Aufnahme und Nahrung fand.

Am nächsten Morgen 5 Uhr standen unsere Truppen wieder marschfertig da; da wir aber in der Nacht die Meldung von dem Vormarsch der französischen Nordarmee empfangen hatten, so kehrten wir auf demselben Wege zurück, auf dem wir am Tage zuvor gekommen waren. Als wir aufbrachen, ging uns die Nachricht von dem Siege der englischen Flotte im Mittelmeer zu, gleichzeitig mit dem Gerücht von kommunistischen Unruhen in Paris. Ferner erfuhr ich, daß ein Korps von der bei St. Menehould stehenden 2. Armee detachiert und zwei weitere von der russischen Grenze bei Pont-à-Mousson angekommen wären, die sich, so hieß es, zusammen mit den vier bayerischen Reserve-Divisionen darauf vorbereiteten, die französische Westarmee in ihrer rechten Flanke anzugreifen. In der Nacht kamen wir bei der großen von Chalons-sur-Marne nach St. Menehould führenden Straße an und stießen am nächsten Tage ungefähr um 4 Uhr Nachmittags direkt auf die Flanke eines fran-

zösischen Korps, das von Epernay nach dem Lager von Chalons unterwegs war. Zusammen mit einem Teil des Korps, welches von St. Menehould über Suippes auf unserer rechten Seite marschierte, griffen wir die Franzosen an und zwangen sie, sich in ziemlicher Unordnung nach dem Hügelland von Moronvilliers zurückzuziehen, wodurch wir sie gleichzeitig von Rheims abschnitten.

Das mit Beobachtung dieser Stadt betraute Korps war am Tage zuvor tapfer kämpfend zurückgewichen und stand jetzt auf der von Suippes über Somme-puis-Attigny führenden Straße.

Bei Tagesanbruch rückten wir wieder vor und es begann auf dem hügligen Waldterrain ein Kampf, der, wie zuvor hauptsächlich durch unsere höhere Widerstandskraft und die bessere Ausbildung unserer Offiziere gewonnen wurde. Es fanden keine taktischen Kombinationen in großem Maßstabe statt, doch erlitten die Artillerie und Kavallerie unserer Divisionen, bei dem Versuch, ihre Kameraden von der Infanterie zu unterstützen, schwere Verluste.

Wir erreichten den Höhepunkt des Plateaus nach fünfstündigem ununterbrochenen Kampf, hatten aber unsere Mannschaften vollständig erschöpft. Sie fielen zu Hunderten nieder, unfähig auch nur einen Schritt weiterzugehen, und wir fanden nachher mindestens eine gleiche Zahl Franzosen, die sich in demselben Zustand befand. Der Feind focht heute mit einer Entschlossenheit, die er nie zuvor gezeigt hatte, wahrscheinlich weil ihm bei den früheren Gelegenheiten nie ein so günstiges Terrain zur Verfügung stand. Diesmal jedoch gab ihm jedes Gehölz, jeder Busch die Gelegenheit, sich wieder zu sammeln, und zahlreich waren die Fälle, in denen hohe französische Offiziere das Beispiel Neys nachahmten und mit dem Gewehr in der Hand ihren Platz bis auf den letzten Augenblick behaupteten.

Die Schlacht wurde endlich sechs Meilen weiter nördlich entschieden, wo das Terrain unseren drei Waffengattungen die Gelegenheit zum gemeinschaftlichen Angriff gab.

Das Kämpfen hörte auf, und die Mannschaften warfen sich, wo sie standen, auf ihre Waffen nieder, zu müde, noch einen einzigen Schritt zu gehen!

In der Nacht griff eine zur 2. Armee gehörige Division Kavallerie, die während der Schlacht um uns herumgegangen war, die

französischen Biwaks an. Sie fiel zuerst über die Artillerie und dann über die Kavallerie her, ihre Pferde auseinander treibend, die sich wild nach allen Richtungen zerstreuten. Dieser letzte Schlag verwandelte den französischen Rückzug in eine vollständige Niederlage. Es war eine Wiederholung des Yorkschen Manövers bei Laon im Jahre 1814, diesmal jedoch weit gründlicher ausgeführt.

Da unsere Korps zu ermattet waren, nahm das unserem rechten Flügel zunächst stehende, am Tage zuvor von uns detachierte Korps, noch vor Tagesanbruch in der Richtung auf Rethel die Verfolgung auf.

Vormarsch der zweiten und dritten Armee auf Paris.

Das Bombardement von Rheims.

Warmeriville, 6. Juni.

Die allgemeine Lage ist etwa wie folgt: Auf dem östlichen Flügel haben die Deutschen ziemlich 30 000 Gefangene gemacht und den Rest der Ostarmee nach Epinal und Belfort zurückgetrieben.

Nachdem sie drei Korps und die bayerischen Reserve-Divisionen zurückgelassen, marschieren die zweite und dritte Armee durch das Marnethal gegen Paris. Ihre Vorhut hat heute bereits Epernay erreicht. Die verfügbaren Truppen des westlichen Flügels trieben den Feind vor sich in nördlicher Richtung nach Laon und gegen die belgische Grenze und machten zusammen 40 000 Gefangene; es sind aber mindestens 60 000 auf der Eisenbahn nach Paris entkommen.

Rheims wird auf allen Seiten von unsern Truppen belagert. Der leichte Belagerungspark traf heute hier ein und der Rest wird bald erwartet.

Unruhen in Rheims.

Rheims, 14. Juni.

Der vollständige Belagerungspark traf in der Nacht des 10. Juni hier ein, nahm am 11. Aufstellung und eröffnete früh am nächsten Morgen Feuer gegen die drei Forts Brimont, Fresnes und Berru.

Es wiederholten sich hier dieselben Vorgänge wie vor Verdun: Nach Verlauf weniger Stunden hatte unser von gedeckten Stellungen ausgehendes Zentralfeuer die Forts in Trümmer geschossen und die französischen Geschütze unter den Schutt der eigenen Brustwehr vergraben. Einige ihrer Geschütze blieben unbeschädigt, doch richtete ihr Feuer wenig oder keinen Schaden an. Rauchloses Pulver und gedeckte Stellung entschieden den Angriff zu unsern Gunsten. Bei Tagesanbruch des 12. Juni schritten wir vorwärts zum Sturm der Zwischenstellung, nicht der Forts selbst, da diese nur noch Schutthaufen und für Freund und Feind gleich unhaltbar waren.

Der Kampf zeichnete sich durch keine besonders interessanten Zwischenfälle aus; es verdient jedoch Beachtung, wie sehr die moralischen Eigenschaften des Feindes erschüttert waren und wie zerstörend die Wirkung eines Feuers von 40 und 60pfündigen Schrapnells ist. Um Mittag befanden sich die Hügel, auf denen Berru und Brimont stehen, in unseren Händen. Auch Fresnes ergab sich bald nachher. Wir drangen unter stetem Feuer die Hügel hinab, mußten aber die Verfolgung bald einstellen, da Rheims selbst noch durch hastig aufgeworfene Verschanzungen befestigt war, die wir, der einbrechenden Dunkelheit wegen, nicht mehr deutlich erkennen konnten.

Während der Nacht fuhr unser leichter Belagerungspark auf den eingenommenen Höhen auf, und unsere Vorposten berichteten, daß sie Lärm und Schüsse in der Stadt vernommen hätten. Und in der That, kaum hatten wir am nächsten Morgen das Gewehrfeuer wieder aufgenommen, als auch schon die weiße Flagge auf dem Turm der Kathedrale sichtbar wurde. Ungefähr um 10 Uhr rückten wir als Friedensstifter in die Stadt ein, in deren Straßen sich während der Nacht eine Anzahl Terroristen und bewaffneter Arbeiter erhoben, den Kommandanten erschossen und eine Plünderung ins Werk gesetzt hatte. Alle Disziplin war verschwunden und der stellvertretende Kommandant hielt es deshalb für das Beste, den Beschwörungen der Bewohner Gehör zu schenken und die Stadt zu übergeben. Wir räumten die Straßen und Plätze ohne besondere Schwierigkeit von den Aufrührern, die bei unserm Einmarsch wie Hasen entflohen, und die guten Bürger von Rheims nahmen uns, eingedenk des ausgezeichneten Verhaltens unserer Truppen im Jahre 1870, eher als Freunde wie als Feinde auf.

Der Marsch auf die französische Hauptstadt.
Revolution in Paris. — Waffenstillstand.

Meaux, 21. Juni.

Nach einer eintägigen Rast marschierten wir nach Dormans und von dort das Marnethal hinunter, dessen liebliche Szenerie unsern Augen eine willkommene Abwechselung darbot. Bei jedem Halteplatze empfingen wir weitere Nachrichten über die anarchistischen Unruhen in Paris, die auf mich den Eindruck machten, daß das Ende nicht mehr fern sein könne. Alles kommt jetzt darauf an, wieviel Zeit unsere Ingenieure und Eisenbahntruppen zur Wiederherstellung der unterbrochenen Bahnverbindungen brauchen. Es ist mir aber kein einziger Fall bekannt, in dem sie mehr als drei Tage gebraucht hätten.

Claye, 27. Juni.

Heute Morgen stürmten wir bei Tagesanbruch, nach einem vorangegangenen Bombardement von 24 Stunden, die Stellung zwischen den Forts von Vaujours und Chelles. Die Wirkung des Bombardements war dieselbe wie vor Rheims. Die Garnisonen suchten in den bombensicheren Gewölben Schutz und wollten anfänglich nicht herauskommen. Als jedoch von unseren platzenden Bomben erstickende Dämpfe auch in ihre Zufluchtsstätte eindrangen, sahen sie die Fruchtlosigkeit weiteren Widerstandes ein und hielten es für angezeigt, ihre Waffen zu strecken und sich zu ergeben.

Die Linie zwischen den beiden Forts war mit allen Hilfsmitteln der modernen Feldbefestigungskunst gesperrt; diese bewährten sich aber nicht, und der Kampf artete, als die Forts zum Schweigen gebracht waren, in ein Frontengefecht aus, in dem die ungeheure Überlegenheit der Deutschen im Zielen ihre Wirkung nicht verfehlte. Es war anfänglich das vollkommenste Scharmützelgefecht, das wir bisher gehabt hatten. Wir nahmen den Platz mit Sturm fast auf den ersten Anlauf, dann folgten viele Stunden eines langweiligen Kampfes im Walde, und als die Nacht hereinbrach, waren unsere

Vorposten endgültig im Besitz der Linie Dugny, Le Bourget, Raincy und Neuilly, die vielen Offizieren noch von früher bekannt ist. Wir befinden uns jetzt in Schußweite von der französischen Hauptstadt.

Während ich diese Zeilen schreibe, trifft die Nachricht ein, daß in Paris große Feuer wüten; unsere Granaten haben aber nichts damit zu thun.

Claye, 28. Juni, 9 Uhr Abends.

Die Vorposten haben ihr Feuer eingestellt. Es verlautet, daß ein Parlamentär unter dem Schutze einer weißen Flagge gekommen und ein Waffenstillstand mit Sicherheit zu erwarten sei.

Später.

Der Bericht hat seine Bestätigung gefunden. In der Stadt ist eine Empörung ausgebrochen, deren Leiter die Regierung abgesetzt und einige Minister hingerichtet haben. Wir marschieren nun auf die Linie der alten Forts, deren Garnisonen gegen die Kommune kämpfen, und von denen aus wir die Stadt völlig beherrschen.

Der britische Feldzug in Bulgarien.

Entscheidende Niederlage der Russen.

London.

Endlich haben wir auch Erfolge von der britischen Armee zu berichten, eine große Schlacht ist geschlagen und gewonnen worden. Nein, mehr sogar, die ganze russische Armee hat, wie in einer Mausefalle gefangen, nach heftigem zweitägigem Kampf die Waffen gestreckt. Die britische Armee ist, wie man sieht, also doch nicht in Klein-Asien, sondern in Bulgarien aufgetaucht.

All' die Gerüchte und Scheinmanöver, die auf einen großen Feldzug in Klein-Asien hindeuteten, verfolgten, wie sich jetzt herausstellt, nur den einen Zweck, die Aufmerksamkeit von den wirklichen

Zielen der Expedition abzulenken. Wer immer mit den Methoden Lord Wolseleys vertraut ist, will jetzt seine wahre Absicht schon damals erraten haben, als er soviel Aufhebens von den Vorteilen eines kleinasiatischen Feldzuges machte. Lord Wolseley huldige, so sagen sie, fest dem Glauben, daß der Feind sich bald zu der Überzeugung bekehre, die von den eigenen Truppen hinsichtlich der geplanten militärischen Operationen geteilt werde. Bekanntlich hat Lord Wolseley einen großen Teil seines Erfolges in dem ägyptischen Feldzug von 1882 durch Anwendung dieser Kriegslist, durch die Arabi Pascha sich täuschen ließ, gewonnen. Nach den bisherigen Auslassungen unserer Presse über die Berichte vom Kriegsschauplatz müssen wir annehmen, daß sie entweder merkwürdig diskret und loyal oder aber vollständig an der Nase herumgeführt worden ist. Denn was lag klarer auf der Hand, als daß die englische Armee sich nirgends anders als nach Bulgarien wenden konnte, wo es die Russen, gegen die das Fürstentum allein zu schwach war, aus dem Lande zu treiben galt?

Wenn wir in Betracht ziehen, daß wir uns in erster Reihe Bulgariens und erst in zweiter Reihe der Türkei wegen (weil sie ihrem Lehnsstaat Beistand versprochen hatte) in den Kampf einließen, so ergiebt sich, daß es, abgesehen von den militärischen Vorteilen, uns auch in politischer Hinsicht nur von Nutzen sein konnte, wenn wir unsere Macht unverzüglich bethätigten. Selbst wenn es politisch zulässig gewesen wäre, einer türkischen Armee zu gestatten, in Bulgarien einzurücken, und auf Tirnowa und Schumla zu marschieren, so würden sich dem doch sehr materielle Hindernisse in den Weg gestellt haben, während andererseits unsere Schiffe die britischen Truppen nach einer Fahrt von kaum vierundzwanzig Stunden nach dem Punkte bringen konnten, wo die Russen ursprünglich gelandet waren. Es war sehr wahrscheinlich, daß der russische General, sobald ihm durch unsere Schiffe die Verbindung mit der See abgeschnitten war, seine Angriffsgelüste auf Sofia aufgeben und durch die Dobrudscha sich zurückzuziehen versuchen würde. Von Kavarna aus konnten wir mit Leichtigkeit uns dieser Bewegung in den Weg stellen, der voraussichtlich auch die Rumänen alle möglichen Hindernisse bereiten würden. Lord Wolseley stand während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes in Konstantinopel in ständiger

und direkter Verbindung mit den bulgarischen Generälen und traf seine ganzen Maßnahmen im Einverständnis mit ihnen. Gleichzeitig rüsteten sich auch die Rumänen im Vertrauen auf die ihnen sowohl für den Krieg zu Lande wie zu Wasser zugesagte englische Hilfe, um den Russen energischen Widerstand entgegenzusetzen, sollten sie von Norden oder von Süden her den Durchgang durch die Dobrudscha erzwingen wollen.

Ohne uns auf weitere Einzelheiten einzulassen, genüge die Mitteilung, daß Lord Wolseleys Aufenthalt in Konstantinopel sich nur deshalb verzögerte, weil er die letzten und genauesten Nachrichten aus Bulgarien über Stellung und Bewegung der russischen Armee entgegennehmen wollte. Von dem nächsten in telegraphischer Verbindung mit Konstantinopel stehenden Küstenpunkte aus beförderten schnelle Depeschenboote die in Chiffern verfaßten Telegramme entweder nach der Flotte oder nach Kavarna, von welch' letzterem Platz sie der weiter ins Land vordringenden Armee nachgesandt wurden. Eine zweite telegraphische Verbindungslinie wurde auch über Kustendsche und Bukarest hergestellt. Der General hatte also den großen Vorteil, besser und genauer über die Bewegungen des Feindes orientiert zu sein, als dies gewöhnlich der Fall ist. Bis zu einem gewissen Grade waren diese Bewegungen aber beschränkt, da vor Schumla und Varna zu große Truppenabteilungen standen, als daß man sie ihrem Schicksal hätte überlassen können. Aus den Berichten, die Lord Wolseley zu Ohren kamen, ergab es sich, daß die Russen ihr Lager in Tirnowa abgebrochen hatten und in der Richtung nach Schumla marschiert waren, um sich dort entweder mit ihrer Truppenabteilung aus Varna zu vereinigen und auf die Dobrudscha zu marschieren, oder aber um sich von Schumla gegen Varna zu wenden.

Immerhin war eine sofortige Landung der britischen Armee in Kavarna keiner ernsten Gefahr durch die Russen ausgesetzt, und trug überdies dazu bei, den Feind zu einem Angriff nach jener Richtung zu verlocken. Auf jeden Fall aber konnte unsere Streitmacht es allein mit den Russen aufnehmen, zumal da achtundvierzig Stunden später auch die Bulgaren eintreffen und damit das Schicksal der Russen besiegeln mußten.

Unmittelbar nachdem die Schiffe bei ihrer Ausfahrt aus dem Bosporus außer Sicht gelangt waren, veränderte die ganze Flotte

ihren Kurs nach N.-N.-West, und schon am folgenden Mittag ging der größere Teil von ihr in der Bai, welche sich von Kap Kaliakra nach Varna erstreckt, vor Anker.

Die Landung hatte bereits begonnen, als unser Korrespondent erschien und die Erlaubnis erhielt, sich dem Husarenregiment Oberst Frenchs anzuschließen.

Am zweiten Tage nach Ankunft der Truppen brach das Regiment, begleitet von einer Abteilung berittener Infanterie unter Oberst Hutton, nach Süden auf, und bald folgten ihr einige Geschütze, die von einer kleinen Abteilung Kavallerie unter Oberst Marshall begleitet waren. Die Reiterei hatte den Befehl, sich über die Lage der Dinge in Varna genau zu orientieren, wenn möglich einige Gefangene zu machen, und von der freundlich gesinnten Bevölkerung Berichte über die Bewegungen des Feindes einzuziehen.

Das Bombardement von Varna.

So interessant der Bericht unseres Korrespondenten über den Rekognoszierungsritt der britischen Kavallerie ist, so müssen wir ihn doch abkürzen, um zu wichtigeren Ereignissen zu kommen. Es genüge, wenn wir sagen, daß sie in Erfahrung brachte, daß das russische Hauptquartier bei Schumla ohne Kenntnis von der Landung der britischen Armee eingetroffen war. Die Russen brachen dann nach Varna auf, wo ihre dort stehende Abteilung inzwischen alles Mögliche daran setzte, die Stadt zur Übergabe zu zwingen. Gerade als die Kavallerie auf den Hügeln hinter der Stadt angekommen war, sah sie über Varna einen Ballon in der Luft schweben und befürchtete zuerst, daß ihre Bewegungen vom Feinde entdeckt seien. Sie sollte sich jedoch bald überzeugen, daß der Ballon einem ganz anderen Zweck diente. Ein schaurig-schöner Anblick bot sich, wie unser Korrespondent sagt, ihren Blicken. Die Engländer sahen, wie eine schwarze unbestimmbare Masse aus dem Ballon herabfiel und in dem Augenblick, in welchem sie die Höhe der höchsten Gebäude

der Stadt erreichte, plötzlich explodierte, gleichzeitig ein düsteres unheimliches Licht über die Minarets und Zinnen der alten Türkenstadt ausgießend. Eingestürzte Gebäude und Trümmerhaufen kennzeichneten die Stelle, wo sie niedergefallen war. Offenbar war eine ungeheure Dynamitbombe absichtlich aus dem Ballon auf die Stadt herabgeschleudert worden.

Der Zweck dieses Manövers konnte nur der sein, die Bevölkerung der Stadt durch eine grausame und mutwillige Zerstörung ihres Eigentums in Angst und Schrecken zu versetzen. Wäre die Bombe auf ein Magazin gefallen, so hätte sie vielleicht einen gewissen Einfluß auf die Verteidigung zur Folge gehabt, so aber blieb sie ohne Wirkung und erschien eher als ein letzter hoffnungsloser Notbehelf der Russen, denn als ernstzunehmende Kriegswaffe. Gleichzeitig eröffneten die Russen von all' ihren Werken eine furchtbare Kanonade auf die Stadt und hörten nicht eher auf, bis einige unserer Kriegsschiffe in Schußweite herankamen und einen solchen Schauer von Bomben auf die russischen Feldgeschütze entsandten, daß sie froh waren, ihr Feuer einstellen und sich zurückziehen zu dürfen.

Wir lassen nun unsern Korrespondenten die nächste Szene schildern. Er fährt fort: „Anders war es mit dem Ballon. Zu unserm Erstaunen sahen wir ihn seinen Kurs ändern und direkt gegen den Wind steuern, der zur Zeit eine ziemlich leichte Seebrise war. Als der Ballon die von ihm gesuchte Stellung, nämlich über dem Kriegsmagazin von Varna, erreichte, sahen wir wieder eine Bombe herabfallen und auf den Gebäuden explodieren. Nicht lange, und ein greller Feuerschein, der sich über den ganzen Stadtteil verbreitete, sowie furchtbare Detonationen zeigten die schaurige Wirkung des Sprenggeschosses aus der Luft an.

Oberst Marshall, der in diesem Augenblick neben mir stand, rief entsetzt aus: „Großer Gott! Jetzt weiß ich, was es ist. Ich erinnere mich, daß mir kurz vor meiner Abreise aus England ein Ingenieur Namens Delmard mitteilte, die Franzosen hätten einen Kriegsballon erfunden, der sich rückwärts und vorwärts und selbst gegen einen leichten Wind steuern ließe, und mit dem eine Vorkehrung verbunden sei, vermöge welcher sie eine eigentümlich geformte Sprengbombe aus dem Ballon herabwerfen könnten. Sie erwarten offen-

bar große Dinge von der Erfindung und müssen den Russen als ein Zeichen besonderer Gunst diesen Ballon gesandt haben."

Die Abendsonne war schon lange in der Richtung nach Schumla untergegangen, ein Halbmond hatte sich am Horizont erhoben und einige glänzende Sterne prangten am Himmel. Als wir über das wellenförmige Terrain hinwegblickten, das uns von der brennenden Stadt trennte, warfen die Flammen ihren hellen Schein auf die östlich liegenden Schiffe. Das Ganze bot ein Bild, wie es sich kaum wiedergeben läßt.

Das Eine war uns indessen klar geworden, daß sich die Aufmerksamkeit der Russen gänzlich darauf richten würde, aus der von ihnen hervorgerufenen Zerstörung so viel wie möglich Nutzen zu ziehen. Die Einwohner schienen aber, soweit wir sehen konnten, auch jetzt noch nicht an eine Übergabe zu denken.

Unsere Kavallerie behauptete, unbemerkt von den Russen, ihre Stellung auch am nächsten Tage und sandte nach allen Richtungen Kundschafter aus, deren Berichte sofort nach unserm Hauptquartier gingen.

Es war am Abend des dritten Tages, nachdem unsere Ausschiffung begonnen hatte. Ein zweites Regiment Kavallerie war mit dem Reste der berittenen Artillerie zu uns gestoßen und früh am nächsten Morgen schloß sich uns Lord Wolseley an, begleitet von verschiedenen Mitgliedern seines Stabes, darunter der Kommandeur unserer Kavallerie, Sir Baker Russel. Ungefähr um sechs Uhr Morgens sah ich zwei bulgarische Bauern, die offenbar sehr erregt waren, auf uns zukommen; bei ihnen befand sich ein Husar, der sich vergeblich mit ihnen zu verständigen suchte. Nach wenigen Minuten standen sie vor uns und bald erklärte uns ein Dolmetscher im Gefolge Lord Wolseleys den Zweck ihres Kommens.

Wie er mitteilte, war ein russischer Offizier, der seinen Weg verfehlte, von den Bewohnern des Dorfes, zu dem die beiden Leute gehörten, gefangen genommen und ermordet worden. Einer unserer Husaren hatte sie im Besitze gewisser, dem Offizier gehöriger Papiere gefunden, und ihnen als aufgeweckter Bursche zu verstehen gegeben, daß sie ihn zu Oberst French begleiten sollten. War auch der Brief, den der Mann in der Hand hielt, von keiner besonderen

Bedeutung, so fanden sich doch bei seinem Kameraden verschiedene Schriftstücke von großer Wichtigkeit, die offenbar von dem russischen Hauptquartier an den Kommandanten der vor Varna stehenden Truppen abgesandt waren. Sie enthielten zunächst die Mitteilung, daß die englischen Truppen, die in das Schwarze Meer eingelaufen seien, sich, nach den letzten Nachrichten aus Rußland, sämtlich auf der Fahrt nach Trapezunt befänden. Der russische General sprach sodann von seiner Absicht, direkt nach der Dobrudscha zu marschieren und zählte die verschiedenen Haltepunkte auf dem Marsche auf. Er nannte ferner den Punkt, an welchem der Kommandeur der Russen vor Varna sich dem Marsche anschließen sollte, und wies ihn an, den größeren Teil der Kosaken und den Rest der russischen Kavallerie zur Beobachtung der bulgarischen Truppen zu verwenden, die, wenn auch den Russen nicht gewachsen und noch einige Tagemärsche von ihnen entfernt, ihnen doch auf dem Rückzug unangenehm werden könnten. Die ziemlich starke Abteilung Kavallerie, die den Truppen vor Varna beigegeben war, sollte deshalb die rechte Flanke beschützen und den Vormarsch der Hauptarmee beobachten. Ohne Ihre Leser mit dem weiteren Inhalt dieser Schriftstücke zu behelligen, will ich nur noch hinzufügen, daß der Zeitpunkt, zu dem die russische Armee, die in zwei Kolonnen auf zwei verschiedenen Straßen, in einiger Entfernung voneinander, marschierte, mit der linken Kolonne bei der Ebene von Koslubschi anzukommen gedachte, noch vier Tage vor uns lag.

Lord Wolseley pflog, nachdem er die Schriftstücke zu Ende gelesen, eine kurze Unterredung mit Admiral Markham, die sich, wie ich glaube annehmen zu dürfen, nur mit der Frage beschäftigte, wieviel Proviant und Transportmittel in den nächsten Tagen gelandet werden könnten. Immerhin hatten, das wurde uns bald klar, unsere Pläne eine Änderung erfahren. Die zuerst gelandeten drei Brigaden empfingen den Befehl, noch an demselben Nachmittag den Marsch anzutreten und die Kavallerie mit der berittenen Infanterie dehnte ihre Linie sofort derart aus, daß sie die ganze Verbindung zwischen der russischen Hauptarmee und Varna abschnitt.

Glücklicherweise besteht das Terrain in dieser Nachbarschaft aus einem wellenförmigen Hochland, welches zusammen mit anderen günstigen Umständen es ermöglicht, daß sich größere Truppenmassen dem Auge des Feindes entziehen können.

Um die Geschichte der kommenden Ereignisse zu erzählen, wie wir sie jetzt aus verschiedenen Quellen kennen, so verfiel Lord Wolseley, nachdem er die aufgefangenen Depeschen gelesen, auf folgenden Plan: Es unterlag keinem Zweifel mehr, daß die Russen noch nichts von der Landung der englischen Armee wußten. Wenn er das Lager vor Varna sofort überraschte und vernichtete, so bot sich ihm darauf die günstige Gelegenheit, als Sieger die von Schumla kommenden russischen Kolonnen getrennt anzugreifen und die eine zu vernichten, noch ehe die andere ihr zu Hilfe kommen konnte. Dieser Plan schien um so aussichtsvoller, als sich die Russen darauf verließen, daß die Varnaer Kavallerie ihre Bewegung decken würde. Auf Befehl Lord Wolseleys mußten die drei Brigaden Infanterie sich noch in der Nacht in zwei Märschen dem russischen Lager bis auf Angriffsweite nähern, um beim Grauen des nächsten Morgens zum Angriff zu schreiten.

Nach unserm Plane sollte Lord Charles Beresford am selben Abend mit einer Abteilung Matrosen und Seesoldaten landen und mit dem Kommandeur der Truppen in Varna einen Ausfall der ganzen bulgarischen Garnison vereinbaren, welcher die ungeteilte Aufmerksamkeit der Russen in demselben Augenblick auf die Stadt lenken sollte, in dem wir unsern Angriff unternahmen. Um drei Uhr Morgens sollte der Angriff gleichzeitig von beiden Seiten erfolgen, wobei unsern drei Brigaden die Aufgabe zufiel, sich gegen den rechten und linken Flügel, wie gegen das Zentrum der Russen zu wenden. Ein starkes Aufgebot von Artillerie fuhr ungefähr zwei Meilen von Varna in einer günstigen Stellung auf, um, wenn notwendig, unsere Truppen zu unterstützen. Es sollte jedoch eine ausschließliche Infanterie-Attacke sein und kein Kanonenschuß fallen, wenn nicht unsere Truppen zum Rückzug genötigt würden. Unsere Kavallerie hatte nur die Aufgabe, die Flüchtlinge zu fangen und zu verhindern, daß der russische General irgend welche Kenntnis von den Vorgängen um Varna erhielt. Mit Leitung des Angriffes war Sir Evelyn Wood betraut, der jetzt eine vorzügliche Gelegenheit fand, den Wert der von ihm in dem Lager von Aldershot geübten Nachtmärsche zu bethätigen.

Es läßt sich nicht sagen, daß der Kampf an die Leistungsfähigkeit unserer Truppen allzuhohe Ansprüche stellte. Den Russen mußte es erscheinen, als ob die britische Armee aus den Wolken

gefallen sei. Sie hatten wenig Vorkehrungen gegen einen Angriff von Norden getroffen, da das Auftauchen von Truppen aus jener Richtung ihnen gänzlich ausgeschlossen schien. Die Überraschung am nächsten Morgen gelang vollkommen. Nicht, daß wir die Russen noch in ihrem Bett antrafen, wohl aber fielen unsere vollständig ausgerüsteten und schlagfertigen Truppen über sie her und standen in ihren Linien, ehe sie einen Widerstand zu organisieren vermochten.

Nur an einer Stelle, wo ein vorsichtiger russischer General seine Front durch Hindernisse befestigt hatte, erfuhr unsere rechte Brigade einen zeitweiligen Aufenthalt; die Russen konnten aber ihren Widerstand nicht lange fortsetzen, da der allgemeine Eindruck des von allen Seiten auf sie heranbrausenden Sturmes seine Wirkung nicht verfehlte. Sie kämpften sehr tapfer, zeigten aber aufs Neue, daß sie ohne die Befehle ihrer Offiziere nicht selbständig zu handeln vermochten.

Niederlage der russischen Armee.

Um Mittag waren sämtliche russische Befestigungen in unsern Händen, und da die Kavallerie alle Flüchtlinge gefangen nahm, so hatten wir guten Grund zu der Annahme, daß Niemand entkommen war, der die Nachricht hätte weiter tragen können. Auf keiner Seite wurde viel Blut vergossen, da von Anfang an die russische Stellung so hoffnungslos war, daß nahezu 10 000 Mann die Waffen niederlegten. Die Gefangenen wurden am nächsten Tage nach Konstantinopel eingeschifft, und es fielen bedeutende Vorräte und wertvolle Transportmittel, als Wagen, Pferde und Maultiere, in unsere Hände. Um nichts zu vernachlässigen, was zum Erfolge hätte beitragen können, hatte Lord Wolseley noch den vierten Teil der Brigaden von Sir Evelyn Wood bis nahe an die Stellung unserer Brigaden herangezogen. Der Rest der Truppen war noch an dem Morgen unseres Angriffs aufgebrochen, um die Hochlande zu besetzen, welche auf die zwei von Kosludschi und Varna nach Bazardschik führenden Straßen herabblicken.

Es lag auf der Hand, daß, wenn die Russen ihren Marsch im Einklang mit den abgefangenen Depeschen ausführten, ihre beiden Kolonnen während einer gewissen Periode ihres Marsches nicht allein über zehn Meilen voneinander stehen, sondern obendrein noch durch sehr unwegsames Terrain getrennt sein würden. Und da weiter die Straßen in der Richtung nach Bazardschik zusammenliefen, so besaß die englische Armee, im Besitz des Hochlandes auf beiden Seiten, eine weit geschlossenere Stellung als die anrückenden Russen. Aus den beschlagnahmten Papieren des russischen Generals vor Varna ergab sich, daß ihm ein Duplikat der aufgefangenen Botschaft am Tage zuvor zugegangen war. Offenbar hatte er eine Antwort vorbereitet, sie jedoch noch nicht abgesandt; hieraus konnten wir einen Schluß auf die Bewegung ziehen, die er zum Zwecke der Vereinigung mit der Hauptarmee auszuführen gedachte. Da wir in Erfahrung brachten, daß Kosludschi, obwohl nicht im Besitz der Russen, trotzdem in telegraphischer Verbindung mit dem russischen Hauptquartier stand, so beschlossen wir, die Telegraphenleitung, die nur zwischen Kosludschi und Varna von den Bauern zerstört war, wieder herzustellen. Sobald dies geschehen war, sandten wir dem kommandierenden General in den russischen Chiffern das folgende Telegramm: „Bestätigen Ihre Zuschrift vom Zehnten, Kavallerie wird zum Schutze der rechten Flanke und des Vormarsches der Armee auf Bazardschik vorausgehen. Infanterie und Artillerie werden sich dem Rücken der Kolonne anschließen, sobald rechte Kolonne den Vereinigungspunkt passiert hat." Die britischen Truppen waren nun verteilt wie folgt: Von dem Korps des Herzogs von Connaught besetzte die rechte Division das Hochland, welches die von Kosludschi nach Bazardschik führende Straße, bald hinter dem ersteren Platz, durchschneidet. Die zweite Division nahm eine entsprechende Stellung auf dem Hochland längs der Straße Varna-Bazardschik ein. Die Artillerie der ganzen Armee war auf dem Hochland derart zusammengezogen, daß sie ihr Feuer direkt auf die von den Straßen heranschwenkenden Kolonnen richten konnte. Das ganze Korps von Sir Evelyn Wood lag in einer günstigen Stellung zwischen Varna und dem Hochland, bereit, die rechte Kolonne anzugreifen, sobald der geeignete Augenblick dazu gekommen war. Wir hatten uns den Umstand, daß wir vor Varna eine ganze Anzahl russischer Uniformen erbeutet hatten, zu Nutze

gemacht, um unsere Schildwachen damit zu bekleiden, so daß es aus der Entfernung erschien, als ob das Lager und die Nachbarschaft von Varna noch immer im Besitz der Russen wären. Das ganze Terrain, auf dem der nächste Kampf voraussichtlich stattfindet, war zuvor sorgfältig ausgekundschaftet worden. Am Morgen des 14. Juni war die zuerst aufgebrochene russische rechte Kolonne, die einen bedeutend längeren Weg zurückzulegen hatte, bei dem Punkte angekommen, wo sich die Straße scharf nach Norden gegen Bazardschik wendet, als ein Trupp Kosaken herangaloppierte und berichtete, daß sie ihren Weg nicht hätten fortsetzen können, da die Straße durch gefällte Bäume und Verhaue gesperrt sei. Der General hielt dies für das Werk bulgarischer Insurgenten, sandte ein Bataillon Infanterie und einige Geschütze voraus und ließ die Kolonne ihren Marsch fortsetzen. Bald darauf näherten sich einige Kosaken, die den Auftrag hatten, nach Varna zu reiten, einigen angeblichen Freunden in russischer Uniform, wurden jedoch gefangen genommen und konnten mithin nicht zurückkehren, um die russische Kolonne zu warnen. Als sich das Bataillon Infanterie den fraglichen Verhauen näherte, wurde es von einem unsichtbaren Gewehrfeuer empfangen, das viele von ihnen hinstreckte. Jetzt erhielt eine Brigade den Befehl, vorzurücken, um die Straße von den Hindernissen zu befreien; aber auch sie wurde, den Hügeln auf Schußweite nahe gekommen, von einem unsichtbaren Feinde mit einem lebhaften Gewehrfeuer begrüßt.

Die Schlacht von Kosludschi.

Der vom 18. Juni datierte Bericht unseres Korrespondenten brach jäh in dem Augenblicke ab, in dem er beschrieb, wie die russische Kolonne in den ihr von Lord Wolseley gelegten Hinterhalt hineinging. In dem folgenden Bericht setzt er seine Erzählung fort:

„Bis jetzt war noch kein einziger Schuß von der Artillerie und den Truppen Sir Evelyn Woods gefallen, deren Stellung den Russen durchaus unbekannt war. Die Kolonne machte in großer Verwirrung Halt. Da der Kommandeur der russischen Brigade,

der nicht wußte, ein wie starker Feind ihm gegenüberstand, nicht zum Angriff schreiten wollte, ohne sich zuvor der Mitwirkung seiner Artillerie versichert zu haben, so fuhren sechs Batterien von der Kolonne in vollem Galopp heran und begannen die Höhen zu bombardieren. Das Feuer hatte sehr wenig Wirkung und keines der Geschütze auf den Hügeln erwiderte darauf. Inzwischen herrschte unter der Kolonne die größte Verwirrung; es wurde eine frische Brigade aus ihr gebildet, die rechts von der Landstraße zum Angriff schritt. Eine dritte Brigade folgte den beiden vorangegangenen als Unterstützungstrupp. Da die rechte Brigade in aufeinanderfolgenden Linien gegen die Anhöhen vordrang, so kam ihr rechter Flügel in die Schußweite der Stellung, wo Sir Evelyn Woods vorausgesandte Division hinter einem langen Saum Unterholz verborgen lag. Als die Brigade ziemlich an seinem linken Flügel vorüber war, ergoß sich plötzlich auf sie aus der ganzen Divisionslinie eine verheerende Salve, der Magazinfeuer folgte.

Durch den unerwarteten Schlag überrascht, geriet die Brigade in Verwirrung. Sir Evelyn nahm den Augenblick wahr und rückte, nachdem er schon zuvor den Befehl gegeben, die Mannschaften soviel wie möglich zusammenzuhalten und an Stelle einer Plänkler-, Kompagnielinien zu bilden, zum Angriff vor.

Im Rücken wie in der Flanke angegriffen, suchte die russische Brigade für den Augenblick, nach der neuen Richtung hin Front zu machen. Während sie hierbei war, traten die Geschütze in den Kampf ein und schmetterten die Russen in ganzen Reihen zu Boden. Unter dem doppelten Sturm geriet die Brigade ins Wanken und wandte sich zur Flucht, von der führenden Division Sir Evelyn Woods auf dem Fuße verfolgt. Die russische Brigade zur Linken fing sofort an, eine Schanze aufzuwerfen, um einen Sammelpunkt für ihre fliehenden Kameraden zu bilden, aber von den Flüchtlingen überlaufen, einem mörderischen Feuer von den Höhen ausgesetzt, und von der verfolgenden Division hart bedrängt, brach auch sie zusammen und trug die Verwirrung bis in die Reihen ihrer eigenen Artillerie.

Die ganzen von der Landstraße abgeschwenkten Truppen waren jetzt wenig besser als eine wirre Masse, unfähig einheitlich zu handeln; sie litten überdies in entsetzlicher Weise unter dem Kreuzfeuer, das von Sir Evelyns und den auf den Hügeln stehenden Truppen

wider sie abgegeben wurde. Der Rest des Korps, der keinen Raum hatte, um sich zu entwickeln, und von der Masse der Flüchtlinge umgeben war, fiel auf die Landstraße zurück. In diesem Augenblick gab ein verabredetes Signal Lord Wolseleys Sir Baker Russel, der mit der ganzen Kavallerie, ausgenommen allein das auf dem äußersten rechten Flügel stehende Regiment Oberst Frenchs, zur Linken der Truppen von Sir Evelyn Wood hielt, das Zeichen zum Angriff gegen das wirre Durcheinander, das jetzt das rechte Korps der russischen Armee darstellte. Wir machten ungeheure Scharen Gefangene und sandten diese sofort zurück nach Varna, von wo sie auf unsern Schiffen weiter befördert werden.

Inzwischen hatte auch das linke Korps der russischen Armee auf der andern Straße seinen Vormarsch nach Bazardschik begonnen; aber ehe es noch in die Nähe der Hügel kam, erreichte den General die Kunde von dem Unglück, das sein rechtes Korps ereilt hatte. Er dachte im ersten Augenblick daran, den Versuch zu machen, die Engländer zu umgehen, gab diesen Entschluß jedoch bald auf und bezog mit seinem unberührten Korps eine sichere Stellung, um den Rückzug der Trümmer der geschlagenen Kolonne zu decken. Von der Kavallerie abgesehen, hatte eigentlich nur eine einzige englische Division an dem Kampfe teilgenommen, deren Verluste, wie sich aus der Natur der Sache ergab, verhältnismäßig klein waren. Das rauchlose Pulver hatte sich auch in diesem Kampfe zu Gunsten der Engländer bewährt.

Thatsächlich war das Schicksal der russischen Armee entschieden. Lord Wolsely stand nun in voller Verbindung mit dem bulgarischen General, der mit einer Truppenmacht von 40 000—50 000 Mann den Russen auf dem Fuße gefolgt war. Es erschien absolut ausgeschlossen, daß die Russen, geschwächt und entmutigt wie sie waren, im stande sein würden, die Engländer zu schlagen, gegen die sie am Tage zuvor mit ihrer ganzen Armee unterlegen waren. Und ebenso wenig konnten sie sich gegen die Bulgaren wenden, da sie sonst sofort beide Armeen auf sich hatten.

Um nutzloses Blutvergießen zu vermeiden, erklärte sich der russische General nach 48 Stunden bereit, seine Waffen niederzulegen. Sobald die russische Armee ihre Geschütze ausgeliefert hatte und nicht länger zu fürchten war, marschierten die Engländer zurück nach

der Küste, und schon hat sich, unsern letzten Nachrichten zufolge, ein bedeutender Teil von ihnen nach einer zur Zeit noch unbekannten Richtung wieder eingeschifft.

Lord Wolseley ist mit Admiral Markham und dem Stabe nach Konstantinopel zurückgekehrt, zweifellos, um wieder in direkte Verbindung mit den englischen Ministern zu Hause, wie mit dem Botschafter, dem Sultan und sonstigen wohl informierten Persönlichkeiten zu treten. Die Gerechtigkeit gegen den tapfern Feind gebietet aber zu erklären, daß der überraschende Erfolg unserer Waffen, abgesehen von der Tapferkeit unserer Soldaten und dem Geschick ihres Generals, namentlich auf den enormen Vorteil zurückzuführen ist, den die Herrschaft über die See mit sich bringt.

Von dem Augenblick an, in welchem unsere Flotte die Verbindung der russischen Armee abschnitt, befand sich der russische General in einer Lage, wie sie in unsern Zeiten nur selten vorkommen kann. Er war nämlich völlig von allen Mitteln abgeschlossen, über die Bewegungen seines Feindes Kenntnis zu erhalten, während unser eigener Kommandeur weit genauer, als sonst üblich ist, von den gegnerischen Absichten unterrichtet war.

Keine andere europäische Macht würde mit der gleichen Leichtigkeit und Sicherheit die gefährliche russische Armee, die, so lange Rußland noch das Schwarze Meer beherrschte, unendliche Verstärkungen erhalten konnte, erreicht und vernichtet haben. Mittlerweile werden viele Mutmaßungen laut über die Richtung, in welcher unsere Armee ihren nächsten Streich führen wird."

Der französisch-deutsche Feldzug. — Die Entsetzung von Paris.

(Bericht eines amerikanischen Korrespondenten in Paris.)

Paris, 28. Juni.

Die Lage ist unerklärlich. Der Feind steht vor den Thoren, unsere Vorposten sind zurückgeworfen, und es heißt, daß sich zwei Forts ergeben haben. Den ganzen Tag hindurch hat sich ein un-

unterbrochener Strom von Fuhrwerken, mit allen möglichen Haushaltungsgegenständen beladen und von ihren trostlosen Besitzern begleitet, über jede verfügbare Brücke in die Stadt ergossen. Das Bois de Boulogne und jeder Baum in den Boulevards dienen den Familien als Obdach. Trotzdem ist merkwürdigerweise keine Spur von Aufregung wahrzunehmen. Es hat sich allerdings ein lebhafter Unwille über die Maßregelung der Generäle durch die Regierung kundgegeben. Meinungsverschiedenheiten in den Kriegsräten am grünen Tisch und die Weigerung, General Saussier freie Hand zu gewähren, seien, so heißt es, an den Niederlagen in Belgien schuld. Wie üblich, so versammelte sich auch heute Morgen ein Pöbelhaufen vor den Tuilerien und verlangte stürmisch die Absetzung des Präsidenten. Aber die Kundgebung war, wenn auch dem Vernehmen nach einige Regierungsbeamte mißhandelt wurden, unbedeutend und wahrscheinlich das Werk deutscher Provokateurs, und das Gelichter von Strolchen und Spitzbuben zerstreute sich mit der größten Geschwindigkeit, als zwei Schwadronen Gardes Républiques auf dem Boulevard herantrabten.

Die vor drei Tagen erfolgte Hinrichtung der sieben anarchistischen Rädelsführer hat eine sehr heilsame Wirkung auf die unteren Schichten der Bevölkerung ausgeübt. Ich hatte soeben eine Unterredung mit dem Privatsekretär des Premier-Ministers. Der sonst so zugeknöpfte Herr ist bei dem deutlich hörbaren Donner der deutschen Kanonen thatsächlich liebenswürdig und gesprächig geworden. Als ich auf den Ernst der Lage hinwies, erwiderte er mit einem Lächeln und einer Verbeugung, daß die amerikanische Revolution ein fait accompli sei, obwohl der Feind einst New York und Philadelphia besetzt hätte.

Während wir noch zusammen sprachen, fuhr die Equipage des Präsidenten an uns vorüber, und ich hatte Gelegenheit, mir den kaltblütigen Bürger, der die verantwortungsvolle Stelle als erster Beamter der Republik bekleidet, aus nächster Nähe anzusehen. Auf keinen Fall verriet sein Gesicht irgend welche Ängstlichkeit und es mußte etwas Magnetisches in seinem Lächeln gelegen haben, da die Menge ihm heute, wie noch nie in Friedenszeiten, zujubelte.

Alle Mitglieder der Regierung tragen dasselbe merkwürdig zuversichtliche Aussehen zur Schau. Ob sie Grund dazu haben oder nicht, kann

nur die Zukunft lehren, aber das darf ich sagen, daß der Geist der französischen Nation, ungeachtet der Niederlage bei Machault, des schnellen Vormarsches der Deutschen auf die Hauptstadt und der Besetzung von Rheims, ungebeugt ist. Meine militärischen Freunde geben offen zu, daß sie bei Machault im ehrlichen Kampf durch überlegene Zahlen geschlagen wurden. Ihr Eindringen in Belgien sei nur eine Demonstration gewesen, und der Kommandeur habe seine Weisung überschritten, als er sich in einen Kampf einließ, dessen Ausgang nicht zweifellos sein konnte. Über die Einnahme von Rheims beobachten sie ein diskretes Schweigen und auf die Nachricht von der Vernichtung der beiden Divisionen bei Bar-le-Duc antworteten sie mit einem ungläubigen Lächeln. Ja, während er noch zugab, daß viele Verwundete der Pflege des Feindes überlassen wurden, zuckte einer der Flügeladjutanten General de Saussiers die Achseln und bemerkte, ein kurzer Aufenthalt am Rhein dürfte ihnen nichts schaden. „Nous verrons ce que nous verrons.“

---

29. Juni, 6 Uhr Abends.

Der Präsident scheint nicht ohne Grund gelächelt zu haben. Die Entsetzung von Paris hat sich in einer ebenso dramatischen Weise vollzogen wie einst die Andromedas und Perseus ist der General Negrier. Früh um zwei Uhr wurde die Ruhe der Sommernacht plötzlich gestört. Durch das unaufhörliche Gerassel der Wagen auf den Boulevards hindurch vernahmen wir die unverkennbaren Laute einer Schlacht und der östliche Horizont erstrahlte wie bei einem Nordlicht. Von den Forts aus warfen die elektrischen Laternen ihre Lichtströme durch die Dunkelheit und noch weiter hinaus vernahmen wir das scharfe Knattern von Musketensalven. Ohne auch nur einen Augenblick zu verlieren, stieg ich aufs Pferd und ritt bis zur Porte St. Mandé, wo ich den weiteren Weg versperrt fand. In weiser Voraussicht wurde nämlich die Straße für die Truppen freigehalten, falls sie zum Rückzug gezwungen werden sollten, und der lange Zug von Munitions- und Ambulanzwagen ließ nur wenig Platz für unternehmende Zivilpersonen übrig. Die hohe Brustwehr des alten Festungsgürtels war von einer ängstlich wartenden Menge erfüllt, die, eine schwarze schweigende Masse, angestrengt in die Dunkelheit hinaus-

lauschte. Einmal schien der Schlachtlärm näher zu kommen, vielleicht infolge einer Veränderung des Windes, aber die unterdrückten Ausrufe und die plötzliche leidenschaftliche Bewegung bewiesen, welch' tiefe Aufregung in der Brust der Leute loderte. Dann folgte eine kurze Pause, worauf das gedämpfte Geräusch wieder hörbar wurde, diesmal jedoch entschieden weiter ab und, noch während wir lauschten, in der Ferne erlöschend. In diesem Augenblick trug uns der Wind ein schwaches Echo von Trompeten und Trommeln zu, dem aus der Ferne die Laute eines mächtigen Aufschreies, der Jubelruf des Triumphes nach siegreichem Kampf, folgten und ein tiefer Seufzer der Erleichterung entrang sich den Tausenden, die dicht aneinander gedrängt auf der Mauer standen. Der Morgen graute jedoch schon, ehe wir einen Offizier von dem Schlachtfelde nach der Porte St. Mandé galoppieren sahen und von ihm erfuhren, daß die Pariser Garnison ihrem allzu siegesgewissen Feind eine entscheidende Niederlage beigebracht hätte. Die letztjährigen nächtlichen Angriffsübungen vor der Hauptstadt haben also volle Frucht getragen. Während ich diese Zeilen schreibe, kommt ein Ambulanzwagen nach dem andern mit Verwundeten an, denen sich lange Kolonnen deutscher Gefangener anschließen, die schmutzig, fußwund und die Gesichter von Pulver geschwärzt, Zeugnis von der Heftigkeit des Kampfes wie von der Vollständigkeit unseres Sieges ablegen.

Später.

Ich habe Gelegenheit gehabt, mit einigen deutschen Gefangenen zu sprechen. Einer von ihnen, ein Herr, den ich oft in Washington und Boston getroffen habe, sagte mir, daß die Truppen durch die Anstrengung der vorangegangenen Tage ganz erschöpft waren, gleichzeitig aber die Franzosen für so gedemütigt hielten, daß de Negriers plötzlicher Angriff alle ihre Pläne und sie selbst über den Haufen warf. Mein Freund tadelt die Übereiltheit der Führer, die auf Paris vordrangen, während große Armeen auf beiden Seiten ihrer Verbindungen im Felde standen. Es scheint, daß sie gerade vor dem Angriff die Nachricht von einer großen Niederlage ihrer drei Korps in der Nähe von Bar-le-Duc empfangen hatten und daß diese Nachricht das Medusahaupt war, das die deutsche Widerstandskraft lähmte. „O, hätten

wir Moltke nur auf eine Stunde!" ist der allgemeine Ausruf der Gefangenen. Ein anderer Offizier, ein Bayer, wunderte sich sehr über die Berichte, die in den englischen Blättern, über große Siege der Deutschen im Osten, gestanden hätten; er erklärt, daß die französischen Bewegungen nichts weiter als Auskundschaftungen, wenn auch im großen Maßstabe, gewesen, daß sie in zwei Fällen zu weit vorgegangen wären und daß die Deutschen schwere Verluste erlitten hätten. Die Zahl der Gefangenen, die die Deutschen angeblich gemacht, sei sehr übertrieben worden und seien meist Verwundete gewesen, die den Deutschen nur Umständlichkeiten bereiteten.

---

4 Uhr Nachmittags.

Die Deutschen befinden sich in vollem Rückzug. Die Truppen, die gestern Abend die Hauptstadt von Westen bedrohten, haben durch de Negrier eine schwere Niederlage erlitten. Paris ist wieder Paris. Ein Mitglied der Regierung erzählte mir, daß General de Saussier von Anfang an entschlossen war, de Miribels Rat zu befolgen und der übereilten Offensive des Feindes freien Spielraum zu lassen; er glaubte nämlich, daß die Traditionen des Jahres 1870 und die durch den doppelten Krieg an seine dürftigen Hilfsmittel gestellten schrecklichen Anforderungen, ihn zu einem Ansturm auf Paris veranlassen würde, in der Hoffnung, den Krieg mit einem einzigen Schlage zu beendigen; der Kaiser scheine sich ferner viel von dem Ausbruch innerer Unruhen in Frankreich versprochen zu haben. „Aber," fügte der Minister hinzu, „in dem Augenblick, in dem unsere Aristokraten sich herabließen, Republikaner zu werden, wurde Frankreich wieder eine Nation. 1870 hatten wir unsere Föderierten und Konföderierten, unsere Imperialisten und Radikalen. Heute bedeuten politische Meinungsverschiedenheiten bei uns so wenig wie in Amerika."

Vormarsch Generals de Galliffet.

(Bericht eines amerikanischen Korrespondenten bei der französischen Armee.)

Chaumont, 29. Juni, 10 Uhr Abends.

Endlich ist die seit dem 30. Mai verfügte Beschlagnahme aller Briefe aufgehoben worden und es steht den Korrespondenten wieder frei, ohne irgend welche Beschränkungen, weder hinsichtlich des Inhaltes ihrer Depeschen noch der Zahl der Worte, an ihre Blätter zu telegraphieren. Seit dem 25. Mai bis vor zehn Tagen befand sich General de Galliffets prächtige Armee ruhig unter dem Schutze der starken Läger von Langres, Epinal und Belfort. Selbst unsere Kavallerie hatte wenig mehr zu thun, als ihre zahlreichen Offiziers-patrouillen nach Norden, Osten und Westen zu senden. Der General verließ sich auf einen starken Gürtel von Infanterieposten, doch gingen die Deutschen, die in großer Stärke in der Nachbarschaft von Bar-le-Duc stehen sollten, aus ihrer Unthätigkeit nicht heraus.

Es muß wirklich überraschen, mit welcher Geduld die französischen Soldaten die langweilige Zeit des Wartens ertrugen. Die Mannschaften setzten jedoch unbegrenztes Vertrauen in den Helden von Sedan und ihre Intelligenz steht auf einer sehr hohen Stufe. Aber immerhin ist der Franzose ein ruheloses Wesen und die Disziplin wurde auf eine ernste Probe gestellt, als sich Gerüchte von einem deutschen Vormarsch auf Paris in den Lägern verbreiteten. General de Galliffet appellierte jedoch in besonnenen Tagesbefehlen, in denen er auf die von den Deutschen begangenen taktischen Fehler sowie auf die Stärke der Befestigungen der Hauptstadt hinwies, an die militärische Intelligenz der Armee; trotzdem hatte das glühende Verlangen der Truppen, ihren verhaßten Feinden entgegenzutreten, etwa um den 20. Juni eine solche Höhe erreicht, daß es der General für ratsam fand, die Bewegung nicht einen einzigen Tag mehr aufzuschieben.

Lange zuvor, ehe der Tag graute, nahm der Marsch am 20. Juni seinen Anfang und volle neun Tage hindurch zogen die langen Kolonnen auf den prächtigen Landstraßen, die das reiche

Weideland westlich der Mosel durchschneiden, nach Norden dahin, der heißen Sommersonne nicht achtend und ungeduldig nach der so lang ersehnten Schlacht verlangend. Bei der vorzüglichen Manövrierfähigkeit der heutigen französischen Infanterie, wie bei der hohen Ausbildung und Erfahrenheit ihres Stabes, ist die Bewegung von 200 000 Mann und mehr als 700 Geschützen nur noch ein Kinderspiel. Die Märsche sind lang und der Staub erdrückend, aber trotzdem kennzeichnen Ordnung und Regelmäßigkeit den großen Ausmarsch aus den Festungen. So schwer beladen sie auch sind, so verfolgen die muntern Burschen in ihren langen blauen Röcken und weiten roten Hosen doch unermüdet ihren Weg, und wenn die Sonne am Himmel niedersinken will, so lachen und singen die Mannschaften fast noch mehr als wenn der Morgentau auf den Feldern ruht. Laute Hochs grüßen den General, wenn er, trotz seiner sechzig und einigen Jahre thätig wie der jüngste Husaren-Lieutenant, auf seinem prachtvollen Pferde langsam an den Regimentern vorüberreitet, seinen braven Fantasins Anerkennung und Aufmunterung zurufend.

Am Morgen des gestrigen Tages empfingen wir von der mehr als zwanzig Meilen vorausreitenden Kavallerie die Nachricht, daß auch die Preußen im Anmarsch wären, und noch denselben Abend trafen in Gestalt von zwei oder drei mit Verwundeten angefüllten Ambulanzwagen und einem halben Dutzend gefangener Ulanen die ersten Vorboten des kommenden Sturmes ein. Dieser Anblick brachte Gesang und Scherz zum Schweigen; ein grimmiger Ernst fiel über die Kolonnen und an Stelle der gespannten Erwartung, die sich bisher auf den beweglichen französischen Gesichtern ausgeprägt hatte, trat wilde Entschlossenheit. Die Biwaks waren an diesem Abend sehr ruhig; die Mannschaften versammelten sich entweder in kleinen Gruppen um die Lagerfeuer oder saßen in Hemdsärmeln, eifrig mit dem Reinigen ihrer Gewehre beschäftigt.

Spät gestern Abend, als ich mein bescheidenes mit zwei Stabsoffizieren geteiltes Zimmer in dem Häuschen des Dorfgeistlichen von Maison d'Or aufsuchte, empfing ich von dem befreundeten Major eines Jägerbataillons, welches sich seit den letzten drei Tagen der Kavallerie angeschlossen hatte, die Nachricht, daß er mir die Erlaubnis erwirkt habe, ihn am nächsten Morgen zu begleiten. Vor

Tagesanbruch befand ich mich deshalb schon in einem freundlichen Dorf, das aus der Kirche, einem halben Dutzend Bauernhäuser und einer einzigen Schenke bestand, und in der Gesellschaft eines jener Elitebataillone der Armee, der Chasseurs à pied, die sich rühmen, daß die Kavallerie sie weder hintanlassen noch ohne sie fertig werden kann.

Das Dorf steht in der Mitte eines ungefähr dreiviertel (deutsche) Meilen breiten Thales, welches sich nach Osten und Westen erstreckt, im Süden und Norden durch eine lange Bergkette abgegrenzt und mit Weinbergen und Kartoffelfeldern wie überschüttet ist, aber keinerlei Hecke, Mauer oder Gräben besitzt.

Von dem Kirchturm aus, in dem ich ein günstig gelegenes schmales Fenster fand, konnte ich durch den Morgennebel nach der Front zu kleine Abteilungen Kavallerie unterscheiden. Hinter dem Dorfe waren drei Regimenter Dragoner abgesessen und standen neben ihren Pferden. Nach Norden zu konnte man in langen Zwischenräumen einzelne Schüsse hören und einzelne Boten im Galopp zurück nach der Brigade reiten sehen. Sonderbar berührte es mich, daß von meiner Stellung in der Mitte des Dorfes aus kaum ein einziger Chasseur zu sehen war und es verging einige Zeit, ehe ich die blauen Uniformen in den Obstgärten entdeckte; dann und wann war auch an den Fenstern, die auf die einzige breite Straße hinabblickten, ein képi zu sehen.

Lebhaftes Kavalleriegefecht.

Als die Sonnenstrahlen mehr Macht gewannen, sah ich, daß die offenen Abhänge der gegenüberliegenden, mehr als eine Viertel- (deutsche) Meile entfernten Bergkette mit kleinen Gruppen von Reitern bedeckt waren, die stetig vorrückten und unsere Kundschafter zurücktrieben. Selbst die isolierten Schwadronen vor der Front gerieten ins Wanken, als an der Ecke eines Gehölzes das plötzliche Erscheinen dunkler Gruppen von Männern und Pferden und ein metallisches Funkeln die Ankunft einer Batterie anzeigte.

Der Donner der ersten Schüsse rief auch unsere Brigade Kavallerie zur Thätigkeit. Aus der Masse der im Rücken stehenden Reiter machen sich einige Batterien frei und bald antworten von einem Hügel zur linken Seite des Dorfes unsere Geschütze auf die Herausforderung des Feindes. Schrill ertönen die Trompeten. Die Dragoner sitzen auf und traben mit wallenden Helmbüschen und unter dem Gerassel ihrer Säbel nach einer Stelle, wo eine tiefe Senkung im Terrain ihnen besseren Schutz gewährt. Diese Bewegung ist dem Blick der deutschen Kundschafter nicht entgangen. Ich sehe sie über den Hügel zurückjagen und schon nach wenigen Augenblicken erscheint eine dunkle Masse von Reitern am nördlichen Horizont, klar heben sich die gesenkten Lanzen gegen den wolkenlosen Himmel ab. Wieder ertönt der schrille Ruf der Trompete, und unsere achtzehnhundert Dragoner setzen sich in Bewegung, dem Feinde entgegen. Im Sturm nehmen die im Rücken stehenden Regimenter auf beiden Flanken Aufstellung und die langen Säbel fliegen aus ihren Scheiden. Die Husaren ziehen sich schnell links von den Geschützen zurück, und das Feld ist jetzt frei für den Zusammenprall der feindlichen Massen. Mein Blut glüht vor Aufregung; die Sonne spiegelt sich auf den ehernen Helmen der Franzosen wieder und die dunkelblaue, etwa eine Viertelmeile entfernte Masse wälzt sich heran wie die mächtige Brandung einer stürmischen See. Die Lanzen senken sich wie auf einen Zauberschlag, die lange Linie ändert ihre Richtung und schwenkt dann einwärts. Ich sehe, wie sich die Offiziere, ihren Schwadronen weit voraus, in ihren Sätteln umdrehen und mit blitzendem Schwert ihre Signale geben. Keine hundert Sekunden mehr, und sie müssen aneinander sein. Da plötzlich lassen die Franzosen zu meinem Entsetzen und zu meiner Enttäuschung in ihrer Geschwindigkeit nach. Sie machen, ehe ich die Thatsache fassen kann, Kehrt und reiten zurück, als wenn ihr Leben davon abhinge. Schwadronen zur Rechten, Schwadronen zur Linken und hin und wieder ein Trupp, der wie wahnsinnig durch die schlechtgepflasterten Straßen galoppiert. Aber durch das Gerassel der Hufeisen und den Lärm der fliehenden Schwadronen hindurch höre ich den heiseren Triumphruf des Feindes. Sie sausen zur Verfolgung heran, Köpfe und Lanzen gesenkt. Eine letzte Salve, die eine Anzahl Pferde zu Fall bringt, unterbricht einen Augenblick die Symmetrie der herr-

lichen Linie und wirft einen Offizier hilflos herab unter die donnernden Hufe der eigenen Kavallerie.

Gleichzeitig haben auch unsere Batterien aufgeprotzt und jagen, während die Kanoniere wie wahnsinnig Peitsche und Sporen gebrauchen, über die Ebene davon.

Sie sind verloren, sie sind verloren, so schnell folgt der Feind, der in wütender Hast reitet, um die Trophäen des Kampfes zu ernten. Eine große Wolke Staub erhebt sich vor ihnen, aber ich sehe die Gesichter der Soldaten, als sich die Schwadronen teilen, um durch das Dorf zu passieren und höre das Lachen und die Zurufe dieser blondhaarigen Hünen. Plötzlich lehnt sich ihr Anführer, der ihnen, wie Scarlet bei Balaklava, zwanzig Längen vorausreitet, in seinem Sattel zurück, hält seinen Renner jäh in seinem ungestümen Jagen an und erhebt die Hand hoch über seinen Kopf. Der Trompeter neben ihm führt die Trompete an seine Lippen, aber ehe noch das Signal aus ihr herausdringt, wird es schon in lautem Musketenfeuer ertränkt. Ich hatte die Jäger in den Obstgärten vergessen und die Deutschen nie ihre Anwesenheit vermutet. Die Überraschung ist allgemein, ihr Unglück überwältigend. Magazinsalve folgt auf Magazinsalve, und tausende von Kugeln finden ein leichtes Ziel in der gebrochenen, zuckenden Masse, die soeben noch in dem Stolze ihrer Ordnung und Siegesgewißheit so herrlich vorgedrungen war. Rings um das Dorf ist die Szene unbeschreiblich, das Gemetzel furchtbar und in wenigen Augenblicken fliehen die Schwadronen in der äußersten Unordnung zurück, verfolgt auf der einen Seite von Dragonern, auf der andern von Husaren. Das Thal ist rechts und links von einer dichten Menge von Reitern bedeckt, die in all' der Aufregung, die Flucht und Verfolgung mit sich bringen, dahin galoppieren, und von der Brücke senden die deutschen Batterien Bombe nach Bombe auf die hin- und herwogende Masse, einerlei, ob ihre Geschosse Freund oder Feind treffen. Es bleibt mir nur wenig Zeit, um über die Geschicklichkeit und den Erfolg nachzudenken, mit welcher die Menschenfalle gestellt war und sich bewährt hat. Mein Freund, der Kommandeur, ruft mich von meinem luftigen Wachtposten, und ehe ich noch Zeit hatte, die Trace der blutigen Ereignisse aufzunehmen, die sich vor meinen Augen abgespielt hatten, ziehen sich die Jäger von dem Dorfe in einem Schritt zurück, dem

meine Rosinante kaum folgen kann. Sehr bald hören wir das Gerassel der Kavallerie im Rücken, auch die Dragoner fallen zurück, und indem ich noch einen letzten Blick auf das Thal werfe, sehe ich auch die lange Kundschafterreihe sich langsam durch das Thal zurückziehen, das vor einer Stunde noch so still und friedlich dalag, und jetzt mit den häßlichen Spuren des Kampfes übersäet ist. Dies war die erste Phase der Schlacht am 29. Juni. „C'est un apéritif," bemerkte der Kommandeur.

Großer Sieg der Franzosen.

Es dauert nicht lange, und der Vorhang erhebt sich zum zweiten Akt, für den, auf unserer Seite wenigstens, die Schauspieler ihr Stichwort erwarten. Von dem Gipfel der Bergkette, die wir jetzt erreicht haben, bietet sich dem Auge ein herrlicher Anblick. Ein breiter Strich grünen Wiesenlandes streckt sich hin bis zu dem stillen Fluß, der von Weiden eingefaßt, an den weißen Häusern der kleinen Stadt vorüberfließt. Hier und dort ist ein kleines Gehölz, einige stattliche Pappeln und dazwischen zerstreut einige Weingärten. Die weiße Landstraße mit Alleen schattiger, jetzt in Telegraphenstangen verwandelter Laubbäume führt direkt nach der Brücke. Auf beiden Seiten steht, im Karree und im Oblong, in blau und purpurglänzend, mit blitzenden Bajonnetten und funkelnden Helmen, eine ungeheure Armee, und noch immer formieren sich auf Meilen nach jeder Seite hin nicht endenwollende Kolonnen von Mannschaften, Geschützen und Wagen zur Schlacht. Auf dem Hügel, welcher diese gewaltigen Massen vor dem heranrückenden Feinde verbirgt, stehen drei Batterien, die die Luft mit ihrem Donner erfüllen und auf die sich Salve auf Salve der preußischen Granaten ergießt. Wir hören das grelle Zischen der Schrapnels und sehen, wenn wir uns der Front wieder zuwenden, wie auf dem Gelände unter uns die Kavallerieplänkler unter den aufrankenden Weinstöcken knieen und auf der ganzen Linie thätig sind. Die Jäger haben sich längs des Berggipfels zerstreut, andere Infanterie ist nicht sichtbar. Ich kann nicht

glauben, daß de Galliffet schläft; aber über der Stadt erhebt sich eine große gelbe Kugel, die graziös mit jedem Lufthauch hin- und herschwingt, und nun fällt mir ein, daß der General eine Vorliebe dafür hat, seinen Feind aus der Höhe des Ballons zu beobachten. Sollte er sich wirklich dort oben in der frischen Morgenluft befinden, so muß er jene langen düsteren Plänklerlinien sehen, die langsam über die Ebene rücken, jene schweren Massen, deren Zahl sich auf dem entgegengesetzten Hügel rasch verdoppelt und die Abhänge hinuntersteigt; er muß wissen, daß dort unten mindestens sechs Batterien ihr Feuer gegen uns spielen lassen und daß unsere Mannschaften unter der Blüte der Weinreben verbluten.

Und noch immer kein Zeichen. Einige Stabsoffiziere stehen auf dem Hügel bei den drei Pappeln, während eine unserer Batterien sich unter Hintanlassung eines Geschützes zurückzieht. Die Kavallerie bewegt sich den Hügel weiter hinauf, aber noch rührt sich nicht ein einziger Infanterist. Der Feind hat jetzt, kaum 1200 Schritt von uns entfernt, Halt gemacht; er erstreckt sich in langen Reihen quer über das Thal und die unaufhörlichen Bewegungen der Gewehre sagen uns mehr noch als das ohrbetäubende Knattern, daß sie ein schweres Schnellfeuer auf ihr Gegenüber richten. Noch eine Batterie zieht sich zurück, die dritte folgt. Pferde fallen verwundet in den Tracen nieder und dann stürmen, wie auf ein Signal, die langen deutschen Linien vorwärts zum Angriff. Ihre schwersten Massen stehen jenseits auf unserer Linken, wo dichtes, scharf nach unten abfallendes Gehölz die Hügelkette, auf der wir stehen, abschließt, und dort zur Rechten, wo ein versumpfter Bach, dessen weiße Weiden noch in Nebel gehüllt sind, sich einen Weg durch den Berg bahnt, um sich mit dem Flusse zu vereinen, sehen wir schattenhafte Kolonnen sich in der weiten Ferne bewegen.

Noch zehn Minuten, — vielleicht auch nur fünf, wenn die Jäger wanken sollten — und der Feind wird das ganze Thal, die Stadt und die Brücken überblicken können. Aber kaum haben wir die Befürchtung ausgesprochen, so wird sie auch schon von uns genommen. Wenden wir uns einen Augenblick zurück und blicken wir nach Süden. Die Erde ist in Bewegung, endlose Linien Geschütze kommen im Galopp heran, sie stürmen auf den Abhang zu und werfen hinter sich Staub in dichten Wolken auf.

Schon stehen lange Linien Infanterie hinter dem Gipfel und aus dem Rücken eilen schwere Kolonnen im Laufschritt heran. Die nichtsahnenden Deutschen sind kaum noch tausend Schritte entfernt, als mit einem Mal von dem soeben noch leeren und kahlen Höhenzüge 200 Stück Feldgeschütz krachend fast gleichzeitig ihren Schlund gegen die Deutschen öffnen.

In dem nächsten Augenblick bebt die Luft thatsächlich unter dem Zischen und Geheul des dahinsausenden Sturms schwerer Geschosse, während die Infanterie, die sich zwischen den Batterien auf den Boden geworfen hat, Salve über Salve in die Ebene sendet. Die Kavallerie hat sich hinter den Hügel zurückgezogen, die Weingärten sind nicht länger besetzt, und, von dem Kugelhagel abgerissen, fliegen die Weinblätter, wie vom Winde getrieben, in der Luft herum.

Die Preußen taumeln unter dem Stoß, ihre Linien schwanken und wanken, geben hier nach und stehen dort bewegungslos da; weit entfernte Kolonnen brechen unter dem Schrapnellfeuer zusammen, lösen sich auf und eilen in Hast und Verwirrung zurück. Und auf alles wirft die Sonne lachend ihre Strahlen herab, ohne daß eine Rauchwolke ihren Schein entstellte oder dem Schützen sein Ziel entzöge. Vergeblich eilen die Unterstützungstruppen der Preußen zur Front. Ohnmächtig jagt ihre Kavallerie heran, schon sind ihre Geschütze zum Schweigen gebracht. Ein unentwirrbares Durcheinander gefallener Soldaten und Pferde hält die Schwadronen in ihrem Ansturm auf, die lange Infanterielinie ist nicht mehr geschlossen. Nicht einzeln, sondern in Gruppen eilen die Mannschaften rückwärts. Vergeblich stellen die Offiziere sich ihnen entgegen, auch sie werden von den Massen wider ihren Willen fortgerissen. Die französischen Salven werden jeden Augenblick regelmäßiger und maschinenartiger. Eine berittene Gruppe erreicht den Hügel; es ist der General, neben ihm sein Stab, und ihm zur Seite die Kommandeurflagge. Sie stehen zu weit ab, als daß ich sie hören könnte, aber ich sehe, wie de Galliffet nach der Front zeigt, und schon stürzt sich die Infanterie vorwärts auf ihre Beute. Es muß ein Feind von mehr als sterblichem Mut sein, der, dezimiert und in der Minderzahl, dem Anprall dieser flinken regelmäßigen blauroten Linien widerstehen kann. Und dort hinten in dem Zwischenraum taucht eine lange Reihe von

Reitern mit wallenden Federbüschen auf dem Helm auf. Die französischen Kürassiere! — „Vergeßt nicht Reichshofen,“ gellt ein verwundeter Korporal an meiner Seite, und die mächtige Masse setzt sich in Trab und jagt über die Ebene, von endlosen Viva-Rufen begleitet. Was von der deutschen Kavallerie noch übrig ist, reitet tapfer heran, um, wenn möglich, ihre Infanterie zu retten. Aber es ist zu spät! In wenigen Augenblicken ist die Ebene von einer zerstreuten Menge Soldaten bedeckt. Gruppen, die sich um ihre Offiziere sammeln, werden von den schnell herbeifliegenden Reitern oder einzelnen Schwadronen weggefegt. Tausende wälzen sich jetzt dem Hügel zu. Im Zentrum reiten die Kürassiere in der Aufregung des Angriffs alles vor sich nieder, und in den Flanken treibt die Infanterie mit knatternden Salven die Trümmer der Deutschen vor sich wie Blätter vor dem Sturm.

Ehe die Franzosen auf den jenseits gelegenen Höhen ankamen, stießen sie, und zwar nachdem die Kavallerie sich längst zurückgezogen hatte, um sich aufs Neue zu formieren, auf frische Massen Infanterie, die ihren Kameraden zu Hilfe eilten. Das Ungestüm der Sieger war jedoch zu groß, als daß sie ihnen hätten widerstehen können. Auch die frischen Truppen wurden in die allgemeine Niederlage mit hineingezogen und lange vor Mittag war de Galliffet in dem Besitz der zweiten Bergkette, über die ich bei Tagesanbruch die Deutschen hatte vorrücken sehen. Um Mittag schienen beide Armeen wie auf stillschweigende Vereinbarung sich eine kurze Pause zu gestatten; es war, wie wenn ein unsichtbarer Marschall seinen Stab zwischen sie geworfen hätte. Die französischen Kolonnen lagen hinter der Bergkette, während die brennende Sonne den Meridian überschritt. Ihnen gegenüber, aber außerhalb der Schußweite, standen in dem langgestreckten offenen Thal die schwachen blauen Linien, die die Stellung des Feindes kennzeichneten.

Es war zwei Uhr geworden, als ich sah, daß General de Galliffet, der angestrengt nach dem Feind geschaut und ungeduldig mit dem Fuß gestampft hatte, eine Geberde der Erleichterung machte, und der bei ihm stehenden Ordonnanz gebot, sein Pferd zu bringen. In demselben Augenblick setzte sich die deutsche Infanterie in Bewegung, ihre Artillerie war bereits seit einiger Zeit thätig gewesen. Ein wahrer Hagel von Granaten riß den Gipfel des Berges auf

und unsere Batterien zogen sich eine nach der andern zurück. Unsere jetzige Infanterielinie befindet sich mehrere 100 Schritt hinter den Hügeln unten im Thal, wo die Soldaten ihre Suppe kochen, ohne sich von den Schrapnells stören zu lassen; nur wenige von ihnen werden abkommandiert, um ihren Geschützen gegen die feindlichen Plänkler beizustehen. Die Preußen kommen heran, aber es zeigt sich bald, daß ihr Hauptangriff nicht gegen unser Zentrum gerichtet ist. Dort zur Linken, wo General Jamont, der bewährte Kommandeur des fünften Armeekorps, Wache hält, ist der Himmel schwarz vor Staub, und der Donner der Geschütze und das Knattern der Musketen dreimal so stark wie bei uns. Ich sehe unsere Truppen im Thal unter uns vom Zentrum nach links schwenken und Infanterie wie Geschütze nach dem Kampfplatz eilen. Schon stehe ich in Begriff, nach derselben Richtung zu reiten, als mich einer der Flügeladjutanten M. de Galliffets davon abhält. „Dort unten," sagte er, und wies mit der Hand nach dem Thal, „werden sich die letzten Todeszuckungen Preußens abspielen."

Die Spannung und Erwartung ist schrecklich. Die Minuten vergehen wie auf ehernen Flügeln. Die Truppen unserer Front rücken nicht vor, selbst die Artillerie erscheint diesen Nachmittag lässig, obwohl dort, wo die rotschwarzen Staubwolken ein höllisches Gemetzel verdecken, das Schicksal einer Nation entschieden wird. Vergeblich versuche ich die unerschütterliche Ruhe des Generals, „unserer Eisenlanze", wie die Soldaten ihn nennen, nachzuahmen. Ein, zwei Boten reiten heran und werden entlassen. Nicht ein Zeichen rührt sich auf diesem leidenschaftslosen Gesicht. Wieder galoppiert auf schäumendem Pferd staubbedeckt eine Ordonnanz heran. Endlich! Der General richtet sich in die Höhe; er führt seine Hand an das Képi mit den goldenen Streifen, wie wenn er einen Vorgesetzten grüßte. Gilt es Frankreich oder seinem Schicksal?

Die Stabsoffiziere werfen ihre Zigaretten weg und sind jetzt nur Feuer und Leben. Offiziere und Ordonnanzen sprengen rücksichtslos in halsbrecherischem Galopp den Hügel hinab. Auch in die schlafenden Kolonnen dort unten kommt Bewegung, die Mannschaften greifen nach den Waffen. Ich höre die harten Kommandoworte und sehe, wie sich die Trikoloren mit ihren goldenen Fransen im Winde entfalten. Die langen Linien steigen den Hügel hinan. Was

ist geschehen? Der Feind in der Front rückt zum Angriff; aber wir werden wie die erste so die zweite Bergkette behaupten. Doch nein, es steht diesmal mehr auf dem Spiel. Unsere Geschütze treten längs des ganzen Bergrückens in Thätigkeit, aber unsere Infanterie macht nicht neben ihnen Halt; es tritt jetzt keine Pause ein. Sie geht, während die Granaten über ihren Häuptern dahinfliegen und die kleinen Gruppen der Schützen abwechselnd anhalten, um ihre beißenden Salven abzugeben, direkt den Abhang hinab. Von einer freundlichen Pappel beschützt, blicke ich hinunter auf die Szene. „Welch' tapfere Feinde!" ruft ein kleiner Arzt, der sich mir angeschlossen hat, „welch' Heldenkampf!" Und das war er auch. — So lange ich lebe, werde ich de Galliffets Angriff nicht vergessen. 60000 Mann wurden, Linie nach Linie, gegen das deutsche Zentrum geworfen. Und wie tapfer diese Deutschen fochten! Und, ach, wie nutzlos wurden sie geopfert! Meiner Stellung gerade gegenüber rückte die Infanterie mit fast noch größerer Präzision voraus, als sie bei einer Parade an Kaisers Geburtstag entfaltet. Ja, ich sah sogar die Offiziere halten und thatsächlich die Richtung verbessern! Ich brauche nicht erst zu sagen, daß diese lebenden Zielscheiben in diesem Augenblick ihrer pedantischen Thorheit von einem Kugelregen durchbohrt wurden. Aus dem Rücken kamen, während die Trommeln den Sturmmarsch schlugen, ihre Reserven im Paradeschritt herbei. Wie die Veteranen der Schlachten in der Wildnis und von Gettysburg*) die Tapferkeit dieser todesmutigen Deutschen bewundert haben würden! Noch 400 Schritt voneinander entfernt, kommen die beiden Linien zum Stillstand. Die Front ist sehr unregelmäßig; hier wanken die Franzosen und dort treiben die deutschen Offiziere ihre Nachzügler an; alle stehen, es giebt keine Deckung auf dieser offenen Ebene. Die französischen Salven haben sich in erbittertes Einzelfeuer aufgelöst und in diesem höllischen Lärm schwanken die Massen rückwärts und vorwärts. Plötzlich vernehme ich hinter mir das Blasen von Trompeten und den Sturmmarsch unzähliger Trommeln. De Galliffets Reserve kommt heran, um den Kampf zu entscheiden; und wie ihre dichten Linien auf dem Bergesgipfel erschienen, gerieten die Deutschen, die sich unten im Thal noch immer mit Todesverachtung

*) Schlachten aus dem amerikanischen Bürgerkrieg.

schlugen, ins Wanken. Und dann, während die scheidende Sonne ihre letzten Strahlen auf die kämpfenden Heere sendet und, sich in den goldenen Adlern der Trikoloren widerspiegelnd, langsam auf dieses gräßliche Blutfeld niedersinkt, rückt die französische Armee vorwärts, ihrem Triumphe entgegen. Durch den Donner der Schlacht und den Klang der Trommeln und Trompeten dringt ein wilder jubelnder Racheschrei zum Himmel empor und wie ein Wirbelwind ergießt sich, mit unwiderstehlicher Kraft und Ordnung, die jungen Soldaten der Republik vorwärts, um die Schande und Schmach des Jahres 1870 aus dem Buche der Geschichte zu verwischen. Der Ausgang war nicht einen Augenblick zweifelhaft. Mit dem seit Jahrhunderten bewährten Mut ihres Standes starben die deutschen Offiziere auf ihren Platz, ohne auch nur einen einzigen Fußtritt zurückzuweichen; aber noch einmal brauste der Sturm der französischen Kürassiere unter der persönlichen Leitung des Generals über die Deutschen hinweg und ehe die Dunkelheit hereinbrach, gab es nicht einen einzigen gesunden Mann in der ganzen deutschen Armee, der nicht schon weit auf dem Wege nach Metz war. Unser Sieg ist vollständig und unsere Kavallerie noch immer auf der Verfolgung.

Die Befreiung Polens.

London.

Seit den großen Schlachten, die mit dem Rückzuge der russischen Truppen endeten, haben Ereignisse von höchster Wichtigkeit in jenen Gegenden stattgefunden. Die im Felde stehende russische Armee hat, nach ihren schweren Verlusten unfähig sich den bedeutend überlegenen Feinden aufs Neue entgegenzustellen, ihre herkömmliche Politik eingeschlagen. Sie ist, nachdem sie starke Garnisonen in Warschau und Iwangorod zurückgelassen, in das Innere des Landes zurückgegangen. Deutschland hat die Belagerung von Warschau und Österreich die von Iwangorod übernommen. Die deutsche und österreichische Kavallerie, deren absolute Überlegenheit über die Kosaken jetzt erwiesen ist, sind den rückziehenden Russen soweit gefolgt, daß sie die russischen Truppen südlich von der großen Marschregion, die sich hinter der

Festung Bresk-Litewsk hinzieht, von denen im Norden völlig getrennt haben. Eine deutsche Armee belagert diese Festung. Die einzige Eisenbahnlinie, die von Bresk-Litewsk durch das Sumpfland führt, ist auf eine ungeheure Strecke hin gänzlich zerstört worden.

Inzwischen haben sich die beiden Regierungen, die das offene Land jetzt vollständig beherrschen, zu einem politischen Schritte entschlossen, der den ungeteilten Anklang der ganzen zivilisierten Welt finden wird. Sie haben nämlich in einer Proklamation ihre Absicht erklärt, aus Polen einen Pufferstaat gegen die russischen Angriffsgelüste zu schaffen nnd sich verpflichtet, nicht Frieden zu schließen, ohne die Unabhängigkeit Polens zu garantieren. Die genauen Grenzen des wiederhergestellten Königsreichs sind noch nicht festgesetzt, doch werden sie offenbar auch Litauen umschließen und sich bis an den Rand des Marschlandes erstrecken.

Eine wichtige Festung ist bereits gefallen. Die Deutschen brachten unter Ausnutzung der bequemen Verkehrswege, die ihnen Flüsse und Eisenbahnen gewähren, schwere Festungsartillerie heran und bombardierten damit die Verteidigungswerke von Novo Giorgiewsk. Die Wirkung der Korditbomben auf die Befestigungen wird als eine erstaunliche beschrieben. Es heißt, daß diese schrecklichen, jetzt zum ersten Male im Kriege angewandten Zerstörungswerkzeuge das solide Mauerwerk der Festung einfach glatt abrasiert haben. Die Garnison war hilflos und mußte sich nach einem höchst tapferen, aber vergeblichen Widerstande ergeben.

Der Fall von Warschau scheint gleichfalls nur noch eine Frage der Zeit zu sein. Die Deutschen sind ihres Triumphes so sicher, daß sie in ihrer Gewißheit darauf verzichteten, aus der Notlage der Zivilbevölkerung der alten polnischen Hauptstadt Vorteile zu ziehen und dadurch einem drohenden Trauerspiel vorbeugten. Als General Gurko den General Haschkoff zum Kommandanten von Warschau ernannte, befahl er ihm gleichzeitig, die ganze Zivilbevölkerung der Stadt auszuweisen. Er entschloß sich zu dieser Maßregel nicht allein wegen der Sympathie, die die Warschauer für den Feind offen zur Schau trugen, sondern namentlich aus Rücksicht auf die ungeheuren Scharen verwundeter Soldaten und Flüchtlinge, die die Stadt zur Zeit ihrer Umschließung durch die Deutschen in einem solchen Maße erfüllten, daß der Proviant, der bereits für die Armee im Feld stark in An-

spruch genommen war, voraussichtlich nicht lange vorgehalten hätte. Es war eine schreckliche Versuchung für die Deutschen, ihre 1870 bei der Belagerung von Metz angewandte Methode zu wiederholen und den Russen die Verantwortung zu überlassen, wenn die ausgewiesenen Einwohner den Hungertod sterben sollten.

Zum Glück waren andere Rücksichten maßgebend. Ihr schneller Erfolg vor Novo Giorgiewsk, die vollständige Kenntnis, die sie von der Natur der ihnen gegenüberstehenden Festungswerke hatten und die wichtige Aufgabe, die Polen zu versöhnen und sie mit Herz und Hand für die Sache zu gewinnen, all' diese Beweggründe veranlaßten die deutschen Behörden, die Flüchtlinge aufzunehmen.

Es vergingen jedoch 48 Stunden in ängstlicher Ungewißheit, während welcher die Leiden der Bevölkerung vor den Wällen der Stadt schrecklich und ihre Befürchtungen noch schlimmer waren. Die Sache hatte dem in Frankreich weilenden Kaiser vorgetragen werden müssen, aber ein persönlicher Appell an die Barmherzigkeit Seiner Majestät durch die Königin von England und die tief im Herzen des Kaisers selbst wurzelnde Menschlichkeitsliebe entschieden endgültig die Frage.

Die bedauernswerten Warschauer wurden nicht allein von den Deutschen freundlich aufgenommen, sondern sorgfältig gepflegt und sofort nach Plätzen gebracht, wo sie vor dem Geklirr der Waffen Ruhe hatten. Inzwischen haben sich Polen in enormen Zahlen anwerben lassen und die Waffen gegen ihre früheren Unterdrücker ergriffen. Zahlreiche in der russischen Armee ausgebildete Offiziere und Mannschaften, die sich entweder ergeben oder ihre Flucht bewerkstelligt haben, stellen zusammen mit polnischen Offizieren aus der österreichischen und preußischen Armee einen vorzüglichen Anfang dar, so daß zu der Zeit, wenn die Russen einen neuen Vorstoß gegen ihre siegreichen Feinde versuchen werden, diese um ein neues nicht zu unterschätzendes Element verstärkt sein dürften.

Mittlerweile hat es den Anschein gewonnen, als ob Rußland zu der Einsicht gelangt wäre, daß es, wenigstens für die nächste Zeit, keinerlei Aussicht habe, mit Erfolg die Offensive gegen die verbündeten Mächte zu ergreifen und daß diese ihm nicht den Gefallen thun würden, sich mit ihren Armeen in das Innere Rußlands zu stürzen. Die Russen müssen vor allen Dingen neue Proviantvorräte

und Transportmittel in großen Mengen sammeln, ehe sie wieder vorrücken können. Es ist dies, angesichts des verarmten Zustandes des Landes, eine sehr schwierige Aufgabe. Da der Zar jedoch seine Soldaten nicht müßig sehen und einen Erfolg aufzuweisen haben will, ehe er um Frieden bittet, von dessen Notwendigkeit er sich von Tag zu Tag mehr überzeugt, so hat er bedeutende Verstärkungen an die kleinasiatische Armee abgehen lassen, die bisher aus zwingenden Gründen ziemlich unthätig gewesen ist.

Mukhtar Pascha zog sich langsam und vorsichtig zurück, als er entdeckte, welche Verstärkungen die ihm gegenüberstehende Streitmacht erfahren hatte. Einige englische Offiziere, die sich bei seiner Armee befinden, sprechen mit hoher Anerkennung von der Leistungsfähigkeit und Schlagfertigkeit der türkischen Truppen (die sie unter der Anleitung deutscher Offiziere erlangt haben) und stellen es mit Entrüstung in Abrede, daß die reguläre türkische Armee sich irgend welche Grausamkeit hätte zu Schulden kommen lassen. Die Kurden und Baschibozuks wären dagegen menschliche Ungeheuer, die sich überhaupt nicht in Ordnung halten ließen, die ebenso brutal wie feige wären und auf die die Armee ohne Schaden Verzicht leisten könnte.

Über die Bewegung der englischen Armee hat sich ein tiefes Schweigen verbreitet. Alle Briefe, einerlei ob von Korrespondenten oder anderen Personen, werden seit dem Abgang der Flotte nach der Schlacht von Kosludschi angehalten. Es sind allerdings Gerüchte zu uns gedrungen, wonach ein Teil der Flotte vor Odessa gesehen worden sei, und kürzlich hieß es in Kertsch, daß eine kombinierte Expedition gegen jenen Platz im Anzuge wäre. Wir haben indessen von einer Landung noch nichts vernommen. Dieser Zustand der Ungewißheit kann aber nicht mehr lange andauern und wir dürfen schon in nächster Zeit entscheidende Nachrichten erwarten, da bekanntlich eine große Zahl Schiffe mit ungeheuren Vorräten an Proviant, Transportmitteln und Gerätschaften aller Art Konstantinopel mit versiegelten Befehlen verlassen hat, die nur außer Sicht des Landes zu öffnen waren. Auch die Minister treten aus ihrem Schweigen nicht heraus und erwarten von dem Patriotismus beider Häuser, daß keine unbequemen Fragen an sie gerichtet werden. Mit atemloser Spannung sieht alles der nächsten Bewegung entgegen.

In Frankreich hat sich die Lage seit dem letzten Berichte unseres Korrespondenten wenig geändert. Die deutschen Armeen haben sich nach ihren kürzlichen Niederlagen zurückgezogen und konzentrieren sich aufs Neue zwischen Metz und Straßburg. Die Franzosen ziehen ihre Truppen hauptsächlich in der Nachbarschaft von Belfort zusammen, wenngleich eine große Armee auf Metz marschiert, dessen mächtige Garnison zu stark ist, als daß sie ignoriert werden dürfte. Die Franzosen befinden sich in einem Zustand außerordentlicher Siegesgewißheit und Aufregung, obschon sie in ihrem Bund mit Rußland sehr enttäuscht worden sind. Sie sagen unverhüllt, Rußland habe sich durchaus nicht als der mächtige Bundesgenosse bewährt, den sie in ihm erwartet hätten. Es gilt nicht länger als Verrat, wenn man auf den Boulevards erklärt, daß Freundschaft für Polen von jeher französische Politik gewesen sei. So lange der Umfang der kürzlichen Erfolge dem Volke noch nicht gänzlich klar geworden war, sprach man sogar davon, daß die Deutschen sich im Austausch gegen Elsaß-Lothringen ihren Pufferstaat gegen russische Barbarei errichten sollten. Einige wagten sich sogar mit dem Vorschlag heraus, daß Deutschland, wenn es wolle, an jeder Grenze einen Pufferstaat errichten könne, ein versteckter Wink hinsichtlich der Neutralisierung der Reichslande, der vor wenigen Wochen mit keineswegs abfälligem Schweigen aufgenommen war. Es unterliegt ferner keinem Zweifel, daß auch das deutsche Volk eines Krieges müde wird, der sich an jeder Grenze ins Unendliche hinzuziehen droht.

Die italienischen Truppen, die bei der Nachricht von den französischen Erfolgen ihren Vormarsch unterbrachen, besorgen jetzt, daß die zur Zeit verfügbaren ungeheuren Truppenmassen sich gegen sie wenden werden. Es ist auf dem ganzen Kontinent eine zeitweilige Ruhepause eingetreten, während welcher aber eifrige Vorkehrungen für die Zukunft getroffen werden.

Einstellung der Feindseligkeiten.

31. Dezember 189—.

Der große Krieg ist beendet, die Friedenspräliminarien sind unterzeichnet. Es bleibt uns mithin nichts anderes übrig, als die Ereignisse in den verschiedenen Teilen der Welt zu verzeichnen, die diesen Abschluß herbeigeführt haben. Während der in unserm letzten Bericht verzeichneten Ruhepause fiel ein tiefes Schweigen über die ganzen Mittelstaaten Europas und fast der ganze Handel, in dem weiten modernen Sinne genommen, geriet ins Stocken.

Die deutsche Regierung hatte eingesehen, daß es unmöglich sein würde, die Verbreitung von Nachrichten zu verhindern, so lange der Telegraph noch im Dienste der Öffentlichkeit stand, und ohne auf die folgenschweren Nachteile für den Verkehr Rücksicht zu nehmen, den ganzen telegraphischen Verkehr zwischen der Weichsel und dem Rhein und noch über diese Grenzen hinaus, eingestellt. Niemand wußte, was vorging, bis die in Elsaß-Lothringen einrückenden Franzosen plötzlich die unangenehme Entdeckung machten, daß die deutschen Armeen in der Front ihre Stärke nahezu verdoppelt hatten. Von diesen Verstärkungen verständigt, begann die italienische Armee aufs Neue eine bedrohliche Thätigkeit zu entfalten. Die englische Flotte, seit dem Siege von Sardinien wieder die souveräne Gebieterin der See, führte eine strenge Blockade der französischen Häfen durch. Die belgische Regierung hatte längs der ganzen Grenze eine undurchdringliche Beobachtungslinie gezogen. Gleichzeitig hatte Spanien sämtliche Verbindungen über die Pyrenäen abgesperrt. Isoliert, unter den Unruhen des Krieges schwer leidend und entrüstet über seine Generäle, die die anfänglichen Erfolge ihrer Waffen nicht weiter zu verfolgen verstanden, wurde Frankreich ängstlich und mißvergnügt. Die Staatsmänner an der Spitze der Regierung, die keineswegs darauf versessen waren, aus dem Kriege einen siegreichen Soldaten als ihren Herrn hervorgehen zu sehen, legten nicht allein dem Umsichgreifen der Ansicht, daß jeder weitere Erfolg fraghaft sei, keine Hindernisse in den Weg, sondern trugen im Geheimen noch ihr Möglichstes zur Weiterverbreitung dieser und ähnlicher Meinungen bei. Die Präfekten

erhielten den Befehl, alle Nachrichten zu unterdrücken, die für die Fortdauer des Kampfes sprachen. Gerüchte von den überwältigenden Massen, mit denen die Deutschen die Reichslande überschwemmt hätten, von der großen Gefahr, in der die Besatzung von Belfort schwebe, wurden von versteckten Andeutungen begleitet, daß Frankreich von Rußland verraten sei und daß die Zusammenziehung so vieler deutscher Truppen gegen Frankreich nicht hätte stattfinden können, wenn Rußland an der entgegengesetzten Grenze mit der notwendigen Energie vorgegangen wäre. Es wurde im Anfang verschleiert, später aber offen herausgesprochen, daß der Augenblick für Frankreich nicht günstig sei, um allein den Kampf mit ganz Europa aufzunehmen, daß eine ernste Niederlage sehr verhängnisvolle Folgen für Frankreich nach sich ziehen könne und daß es deshalb besser wäre, sich mit dem bereits errungenen Lorbeer zu begnügen, der die Ehre der französischen Waffen wieder hergestellt hätte. Es hieß ferner, daß Straßburg, Metz und die großen dahinterliegenden Festungen ernste Hindernisse für den Vormarsch der französischen Armee sein würden. Da die Generäle gezwungen waren, jede weitere Aktion hinauszuschieben, so gewannen diese Ansichten immer mehr an Boden, bis schließlich ganz Frankreich geneigt war, Frieden zu schließen, wenn derselbe unter günstigen Bedingungen zu haben war.

Auch in Deutschland ist das Friedensbedürfnis ein brennendes geworden. Die Verstärkung der deutschen Armee in Frankreich hatte sich nur dadurch ermöglichen lassen, daß der größere Teil der gegen Rußland bestimmten Armee mit der Bahn quer durch ganz Europa nach den Reichslanden gebracht wurde. Für den Augenblick war es eine sichere Operation. Die russische Armee befand sich nicht in der Lage, mit Nachdruck aufzutreten und die österreichische Armee war mit Hilfe der neugebildeten polnischen Truppen, der rumänischen und der bulgarischen Armee sehr wohl im stande, die Russen in Schach zu halten, wenn sie überhaupt wieder zur Offensive übergehen sollten. Nichtsdestoweniger rief in Deutschland das Bewußtsein, daß die ganzen deutschen Armeen gegen Frankreich engagiert und nur wenig Truppen übrig waren, um etwaigen Angriffen der Russen die Spitze zu bieten, ein Gefühl tiefer Besorgnis hervor.

Gelang es, das war die allgemeine Überzeugung, jetzt schnell Frieden zu schließen, so war alle Aussicht vorhanden, Rußland ernst-

lich zu demütigen und durch Errichtung des Königreiches Polen seinen künftigen kriegerischen Gelüsten gegen den Westen einen gewichtigen Riegel vorzuschieben. All' diese Erwägungen blieben nicht ohne Einfluß auf die beiden Hauptwidersacher, die in den nächsten Monaten eine beobachtende Stellung gegeneinander annahmen.

England und Rußland.

In Kleinasien hatten sich während desselben Zeitabschnittes entscheidende Ereignisse zugetragen. Man war dahintergekommen, daß die großen in Trapezunt und der Nachbarschaft getroffenen Vorkehrungen denn doch nicht so ohne alle Bedeutung waren, wie man nach der Landung der englischen Armee in Bulgarien vermutet hatte. Es stellte sich heraus, daß vom Beginn des Feldzugs an ein ungeheures Heer von Arbeitern unter der Leitung englischer Genieoffiziere an der Verbesserung der Verkehrswege zwischen Erzerum und Trapezunt gearbeitet hatte. Unter dem Schutze der Armee Mukhtar Paschas nahmen diese Arbeiten sogar ihren Fortgang, während das Schwarze Meer zeitweilig von der englischen Flotte geräumt war. Sobald es zulässig war, wurden weitere Landungsplätze angelegt wie überhaupt alles gethan, um die Ausschiffung der englischen Armee in Trapezunt zu erleichtern. Etwa zu derselben Zeit, in der die Engländer ihren „kleinen Feldzug" in Bulgarien beendet hatten, waren alle diese Vorkehrungen ziemlich abgeschlossen. Es lief sogar eine kleine Eisenbahn beinahe durch die ganze Strecke, so daß der Transport von Proviant und sonstigen Gebrauchsgegenständen für die Armee auf das Schnellste von statten gehen konnte. Es waren ferner Hütten erbaut und eine Anzahl Stationen errichtet, die für die Aufnahme der einzelnen englischen Truppenabteilungen auf ihrem Marsch bestimmt waren. Es lag jedoch auf der Hand, daß die Landung, ungeachtet all' der getroffenen Vorkehrungen, sich nicht überstürzen ließ. Aus diesem Grunde waren, nachdem die russische Armee sich ergeben hatte, die der bulgarischen Küste am nächsten stehenden, sowie die zur Teilnahme an dem Feldzug zu spät aus

England eingetroffenen Truppen direkt nach Trapezunt befördert worden; ihnen folgten die übrigen in regelmäßigen Zwischenräumen.

Die Ausschiffung der Truppen in Trapezunt dauerte volle 14 Tage, da sie durch einen Sturm unterbrochen wurde, der so heftig war, daß die Transportschiffe wieder in See gehen mußten. Während dieser Zeit nahm jedoch der Marsch ins Innere, Dank den getroffenen Vorkehrungen, rüstigen Fortgang. Die englische Armee rückte in Eilmärschen bis in die Nachbarschaft von Erzerum vor, von wo sie nach einem halben Tagesmarsch die linke Flanke der Stellung erreichen konnte, auf die sich nach kurzer Frist die türkische Armee langsam zurückzog. Die Front der englischen Armee bildete mit der türkischen, von der sie etwa eine Meile entfernt war, einen rechten Winkel. Beide Armeen standen in telegraphischer Verbindung miteinander; einige türkische Späher unter britischen Offizieren deckten die Front der Engländer.

Die Russen wiederholten den Fehler — wenn auch mit weit verhängnisvolleren Folgen — den sie im Jahre 1877 begingen, als sie gegen Mukhtar Pascha vorrückten, ohne die Truppen, die die Verbindung des linken Flügels bedrohten, zu beachten. In jenem Falle hatte sich Mukhtar absichtlich zurückgezogen, um die Operationen der türkischen Truppen von Van gegen die Russen zu erleichtern. Diesmal zog er sich ebenfalls zurück, um dadurch die Angriffsbewegung der englischen Armee zu unterstützen, von deren Gegenwart die Russen so wenig Kenntnis wie 1877 von dem Anmarsch der türkischen Truppen aus Van hatten. Diesmal waren sie jedoch zu entschuldigen, wenn sie von der Anwesenheit der Engländer nichts wußten, da deren Ankunft erst ganz kürzlich und verstohlen erfolgt war. Die russische Armee, die die Türken in einer zum Angriff einladenden Stellung fand, unternahm einen kühnen Schlag gegen den linken, anscheinend sehr bloßgestellten Flügel, wobei sie mit dem größten Teil ihrer Macht eine ausgedehnte Flankenbewegung ausführte. Zwischen dem türkischen Kommandeur und dem englischen General bestand aber das geheime Abkommen, der russischen Armee zwei Stunden zu einem scheinbar erfolggekrönten Angriff auf das Zentrum des linken Flügels einzuräumen.

All' diese Bewegungen waren mit Hilfe des lenkbaren Luftballons, der den Russen bei Varna weggenommen war, genau rap-

portiert worden. Lord Wolseley war deshalb im stande, mit ziemlicher Genauigkeit den richtigen Augenblick zu bestimmen, um sich mit seiner ganzen Macht auf die Flanke und den Rücken des rechten Flügels der Russen zu werfen; als die Reihen der letzteren, vollständig überrascht und gleichzeitig von Engländern und Türken angegriffen, durchbrochen und in ratlose Verwirrung gebracht waren, ließ er die Front vorrücken, die die Flüchtlinge auf ihr bisher unberührtes Zentrum zurücktrieb, das jetzt, in der Flanke von der englischen Armee und in der Front von dem linken Flügel und Zentrum der Türken angegriffen, gleichfalls vernichtet wurde. Es blieb mithin nur noch der linke Flügel als hilflose Beute der beiden Armeen übrig, die jetzt im Triumph das Schlachtfeld besetzten.

Die englische Regierung hatte, durch zahlreiche Proteste gegen einen Feldzug in Kleinasien oder im Kaukasus beunruhigt, Lord Wolseley befohlen, nicht länger als einen Monat am Lande zu bleiben, es sei denn, daß er gerade inmitten kriegerischer Operationen stände. Da die erdrückende Niederlage der russischen Armee Mukhtar Pascha in dem absoluten Besitz des ganzen Kriegsfeldes bis nach Kars gelassen hatte, und es äußerst unwahrscheinlich war, daß die Russen nach einer solchen Niederlage bei ihrem erschöpften Zustande eine zweite Armee gegen ihn ins Feld senden würden, so erklärte sich der türkische General gern bereit, den Krieg allein fortzuführen. Die englischen Truppen erhielten darauf den Befehl, gesunde Quartiere so lange zu beziehen, bis ihnen weitere Weisungen über ihre zukünftige Bestimmung zugehen würden. Da nun der unmittelbare Zweck, zu dem England sich in den Krieg eingelassen hatte, nämlich die Rettung Bulgariens und die Demütigung der Russen in Kleinasien, erreicht war, so beschloß die Regierung, die Armee nach Hause zurückzurufen. Sie ließ sich hierzu auch durch den Beweggrund leiten, daß eine siegreiche Truppenschar, die sich durch Verstärkungen aus dem Vereinigten Königreich leicht auf 70 000 Mann bringen ließ, ein wesentlicher Faktor werden dürfte, um im Verein mit den Belgiern auf Frankreich den zur Annahme vernünftiger Friedensbedingungen erforderlichen Druck auszuüben.

Die neue Niederlage in Kleinasien und der erschöpfte Zustand seines Landes veranlaßten den Zaren, Präliminarvorschläge für einen allgemeinen Frieden zu unterbreiten. Es ergab sich jedoch bald, daß

Rußland gänzlich isoliert und Frankreich mit seinem Bundesgenossen völlig zerfallen war. Rußland hatte zu viel Dinge auf einmal versucht, weshalb ihm nichts gelungen war. Es lag auf der Hand, daß von den beiden Verbündeten Rußland den Löwenanteil der Zeche zu zahlen hatte. Die Regierungen von Österreich und Deutschland waren den Polen zu tief verbunden und hatten ein zu lebhaftes Interesse daran, sich vor weiteren russischen Angriffen zu schützen, als daß sie nicht an ihrer Forderung, aus Polen einen Pufferstaat zu errichten, festhalten sollten. Obwohl Rußland sich so lange wie nur möglich gegen diese Bedingungen sträubte, so mußte es doch, Dank der Einmütigkeit der Alliierten und der geheimen Sympathie eines großen Teiles der französischen Bevölkerung für Polen, darauf eingehen.

Die Dienste Englands.

England bestand als Vorbedingung für alle weiteren Friedensverhandlungen darauf, daß die Russen absolut das ganze Gebiet von Afghanistan räumen und sich nach der früher festgesetzten Grenze zurückziehen sollten. Die Dienste, die England dem Dreibund erwiesen hat, sind sehr gewichtiger Natur. Rußland hatte es ursprünglich nur auf Bulgarien abgesehen. Dank der Leichtigkeit, mit welcher ihre Flotte die Verbindungen der dort gelandeten Russen abzuschneiden und die Zahl der Truppen, die Rußland dort zu beschäftigen gedachte, zu beschränken vermochte, brachten es die Engländer mit einer Schnelligkeit, die ihnen keine zweite Armee nachgemacht hätte, fertig, den durch die makedonischen Unruhen stark in Anspruch genommenen Bulgaren die nötige Hilfe zu bringen. Die Leichtigkeit, mit der sie als Beherrscher der See nach rechts uqu links zu schlagen vermochten, setzte sie sodann in den Stand, in Verbindung mit der türkischen Armee in Kleinasien den Russen den zweiten tödlichen Schlag zu versetzen.

Abgesehen jedoch von dem unermeßlichen allgemeinen Wert, den Englands Herrschaft zur See für den Dreibund bedeutete, waren dies keineswegs die einzigen oder die wichtigsten Dienste, die Groß-

britannien den kontinentalen Mächten erwiesen hat. Bis zu der Schlacht von Sardinien wäre es der italienischen Armee überhaupt unmöglich gewesen, gegen Frankreich vorzurücken. Ohne den Beistand der englischen Flotte wäre die ganze Küstenlinie Italiens der Willkür nicht allein der französischen Flotte, sondern auch der Gefahr einer Landung der französischen Armee ausgesetzt gewesen, und die ganze italienische Armee hätte, um einen solchen Angriff abzuwehren, im Lande bleiben müssen. Und war es nicht in dem kritischen Augenblick, in dem Deutschland jeden verfügbaren Mann an die Grenze sandte, um den Vormarsch der siegreichen Franzosen aufzuhalten, allein dem Umstand, daß die ganze italienische Armee sich gegen Frankreich wenden konnte, zu danken, daß jene Übermacht zu stande kam, der Frankreich nicht gewachsen war? Weiter hat, was vorher noch nicht bekannt war, die englische Flotte Deutschland in der Ostsee einen anderen nicht minder gewichtigen Dienst erwiesen. Die vereinigte französische und russische Flotte verfolgte zweierlei Absicht, als sie die Ostsee von den deutschen Kriegsschiffen räumen wollte. Wäre ihr Plan gelungen, so hätte die russische Flotte in erster Reihe, zusammen mit der von Kowno vorrückenden russischen Armee, an einem Angriff auf die deutschen Ostseefestungen Memel, Königsberg und Danzig teilgenommen. Dies war jedoch nicht alles; zu Beginn des Krieges blieb eine bedeutende russische Truppenmacht verfügbar, die aus Mangel an Transportmitteln und Proviant nicht nach der deutschen Grenze gebracht werden konnte. Sie nahm längs der russischen Ostseehäfen ihre Aufstellung, in der Hoffnung, von dort nach Dänemark befördert zu werden. Nachdem Dänemark seine Neutralität in dem Kampfe erklärt, hatte sich die dänische Armee längs der befestigten Grenze des Königreichs zusammengezogen. Sobald die russischen Truppen gelandet und auf die Grenze zumarschiert wären, würde sich die dänische Armee der russischen angeschlossen haben. Im geeigneten Moment wäre dann gleichzeitig von Frankreich und Rußland eine Erklärung erfolgt, des Inhalts, daß beide Großmächte entschlossen seien, das dem kleinen Dänemark von seinem Nachbar widerfahrene Unrecht zu rächen. Eine französische Expedition, die aus Rücksicht auf den blockierten Zustand der Eisenbahnen von dem Westen Frankreichs nicht nach dem Osten zu befördern war, hatte sich in den westlichen

Häfen gesammelt, und sollte sobald wie möglich als weitere Verstärkung zu der russisch-dänischen Armee stoßen. Es würde sich also ein großes Heer an der Grenze Dänemarks angesammelt haben, von der aus es nicht allein den Rücken der deutschen Verteidigungslinie, sondern sogar, wenn die deutschen Truppen nach Osten und Westen gerufen wären, die deutsche Reichshauptstadt bedroht haben würde. All' diese Gefahren wurden jedoch durch das Eingreifen der englischen Flotte beseitigt, die in dem Augenblick, in welchem sie sich den Deutschen in der Ostsee angeschlossen hatte, dem Dreibund den Besitz seiner Seeverbindungen gewährleistete.

Unter diesen Umständen fiel es der englischen Regierung nicht schwer, ihre Forderung durchzusetzen, daß, ehe die Friedensverhandlungen weiteren Fortschritt nähmen, jeder russische Soldat das afghanistanische Gebiet zu verlassen hätte.

Die Folgen des Krieges.

Um die englischen Unterhandlungen mit Frankreich zu erklären, müssen wir noch nachtragen, daß die australischen Kolonien eine Expedition gegen das von den Franzosen als Verbrecherkolonie benutzte Neu-Kaledonien abgesandt hatten. Hiervon verständigt, zogen die Franzosen aus allen Teilen des indischen und stillen Ozeans eine mächtige Flotte in den Gewässern von Neu-Kaledonien zusammen, die dem anrückenden australischen Geschwader in jeder Hinsicht so überlegen war, daß dieses, um seiner gänzlichen Vernichtung zu entgehen, schleunigst den Rückzug antreten mußte. Bei den Unterhandlungen mit Frankreich bestand die englische Regierung in erster Reihe darauf, ein Arrangement betreffs Kaledoniens zu treffen, welches die australischen Kolonien zufrieden stellte. Und weiter mußte sich die französische Regierung zu der Rückgabe von Sierra Leona, das während des Krieges durch einen französischen Handstreich eingenommen war, wie zu einer vollständigen und endgültigen Lösung der Neufundlandfrage verstehen.

Bei der unentschiedenen Lage der Dinge zwischen Frankreich und Deutschland lag es auf der Hand, daß es zu keiner wesentlichen

Änderung der Grenzen zwischen den beiden Ländern kommen würde. Deutschland war nicht in der Laune, einen Teil der Reichslande abzutreten, und Frankreich nicht in der Lage, diese Abtretung zu verlangen. Die Situation bleibt deshalb an der deutsch-französischen Grenze ziemlich wie sie gewesen war, mit dem Unterschiede allein, daß Frankreich, das nicht länger auf den Beistand des geschlagenen und verarmten Rußlands rechnen kann, viele Jahre hindurch alle Angriffsgelüste unterdrücken wird. Eine allgemeine Abrüstung wurde erörtert und es gelangten thatsächlich einige Schritte zur Beschränkung der Rüstungen zur Annahme. Die Schwierigkeiten, die sich dem Abschluß eines allgemeinen Abrüstungsabkommens in den Weg stellten, waren jedoch zu große, als daß irgend welche formelle Abmachungen in den Friedensvertrag der kriegführenden Mächte aufgenommen wurden.

Schon hat Deutschland damit angefangen, alle schwachen Stellen in seinem Harnisch auszubessern. In England haben die Erfolge der britischen Waffen die vielen bedenklichen Punkte, die sich in seiner militärischen Organisation herausstellten, völlig verdeckt. Die Armee wird wahrscheinlich wieder in einen Zustand der Versumpfung verfallen, in dem sie glänzende Paraden als ihre höchste Aufgabe betrachten wird — ungeachtet der heftigen Proteste, die Lord Wolseley am Schluß des Krieges an die Regierung richtete, und in welchen er vor den Folgen eines solchen Gehenlassens warnte. Flotte und Armee sind nicht unwesentlich reduziert worden. Diese Schritte haben den Dreibund abgehalten, einen Bund mit England zur Aufrechterhaltung des Friedens in Asien und Europa einzugehen, an dem ihnen auf Grund ihrer Erfahrungen aus dem großen Krieg anfänglich sehr gelegen war. Wie weit die Zukunft unsere Unterlassungssünde, den Weltfrieden zu sichern, rechtfertigen wird, werden kommende Generationen zu beurteilen haben. Einstweilen ist England wieder als Sieger aus dem Kriege hervorgegangen — Dank den günstigen Umständen, unter denen es sich darin einließ, Dank ferner seinen Bundesgenossen und Dank endlich auch der Verstärkung seiner Flotten, zu der es sich erst kürzlich, zur Erkenntnis der vielen Gefahren gelangt, von denen das Reich umgeben ist, entschlossen hatte.

Druck: J. Harrwitz Nachf., Berlin SW., Lindenstr. 43.


BERLIN W.